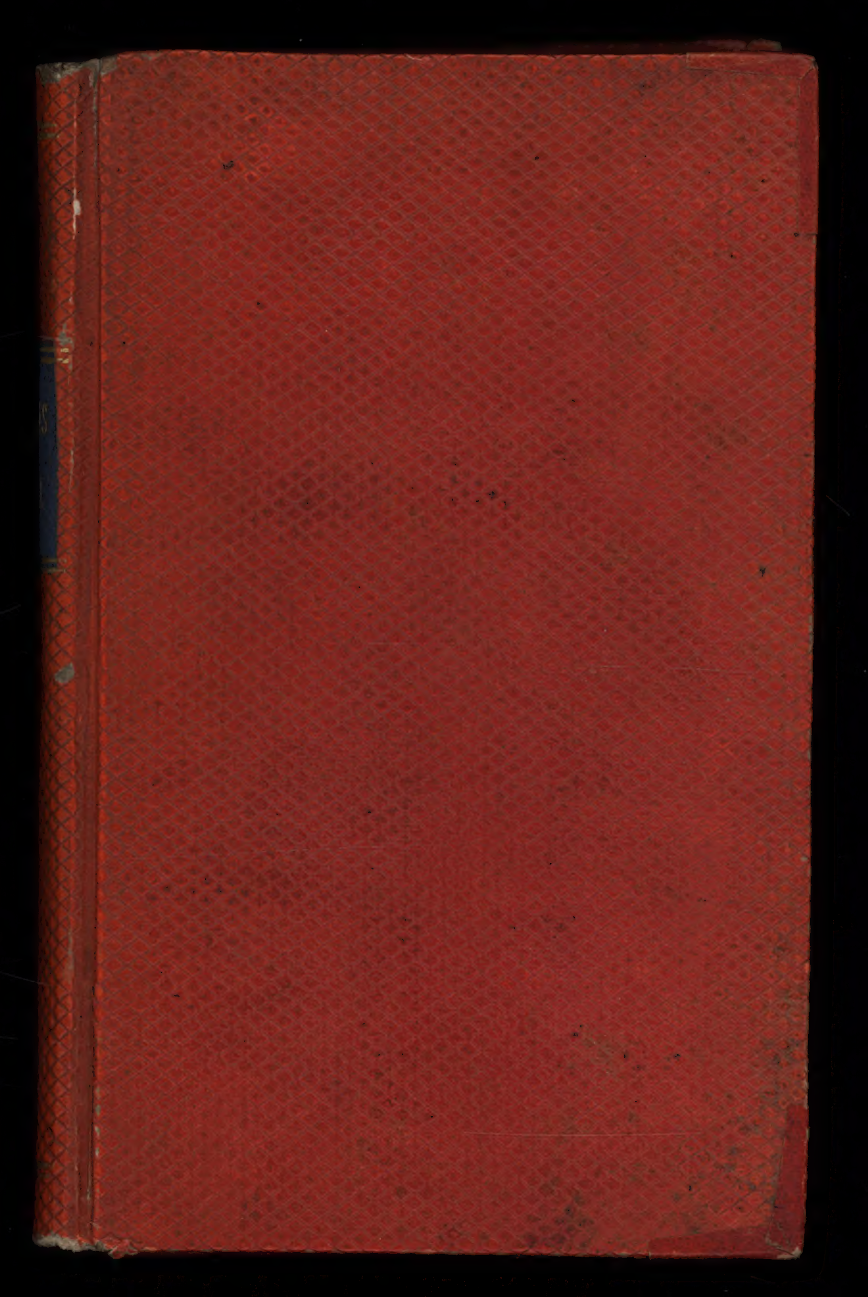
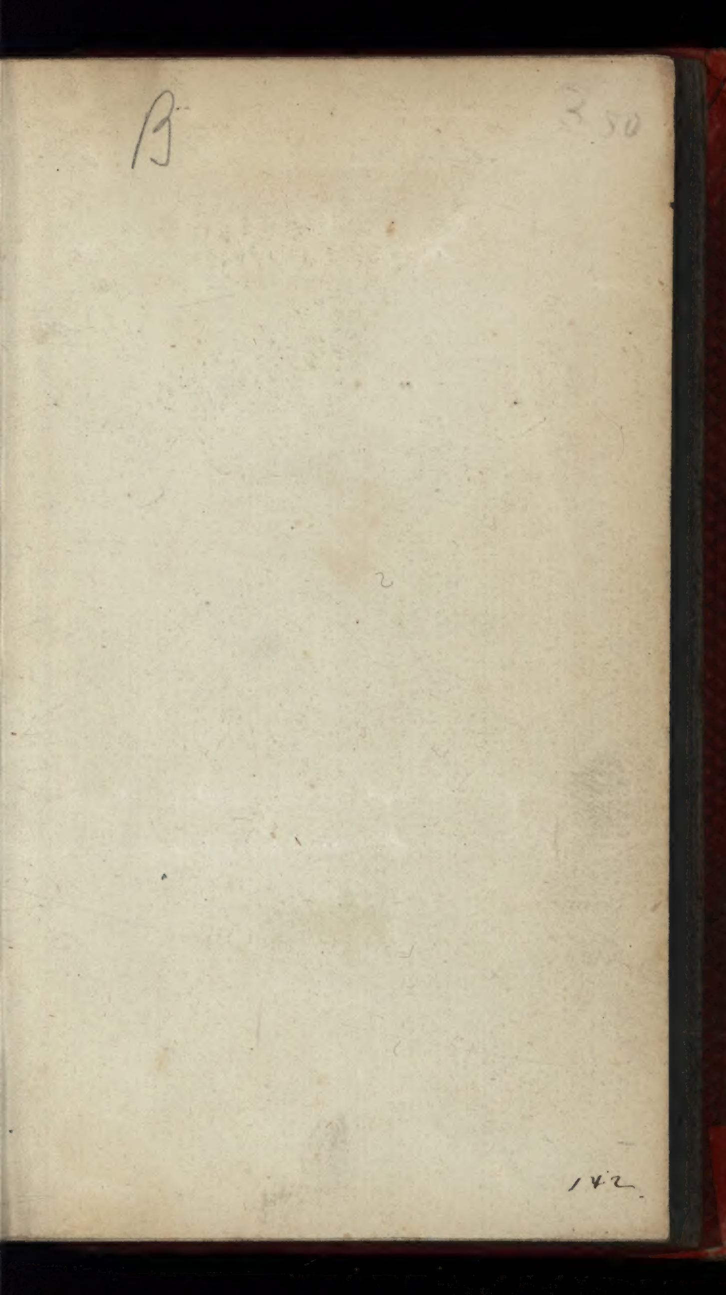
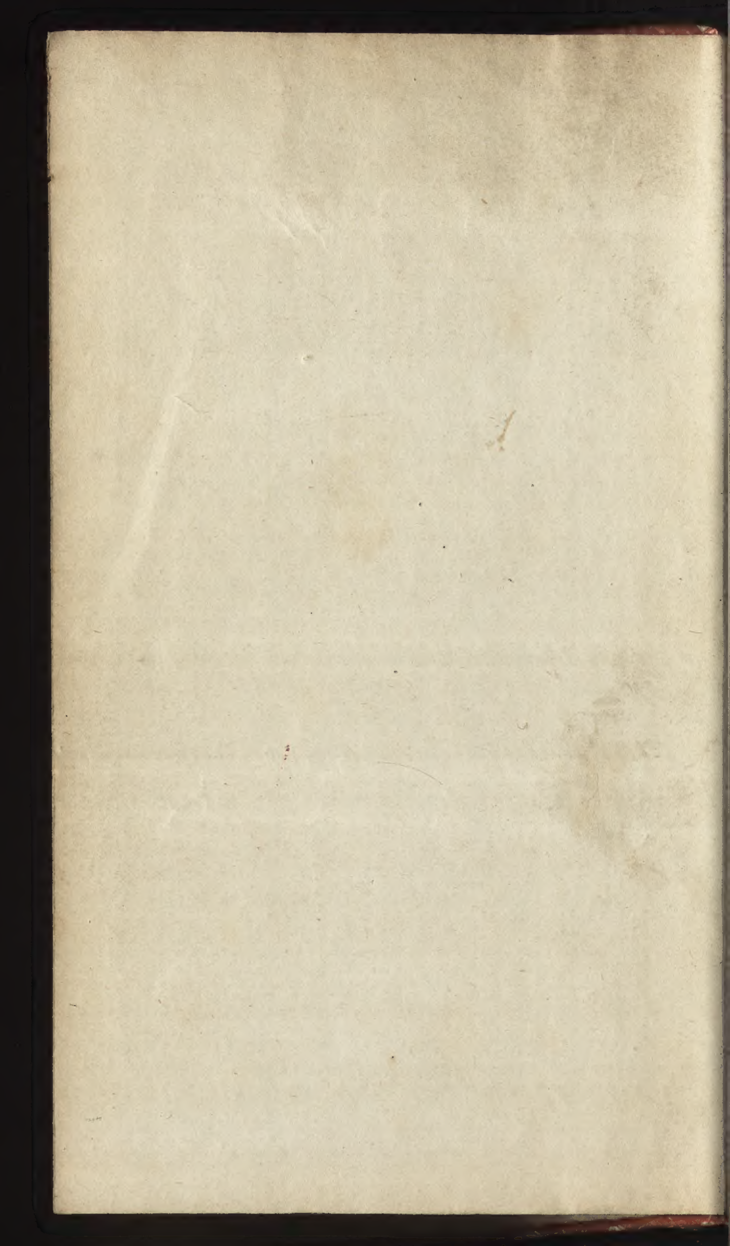
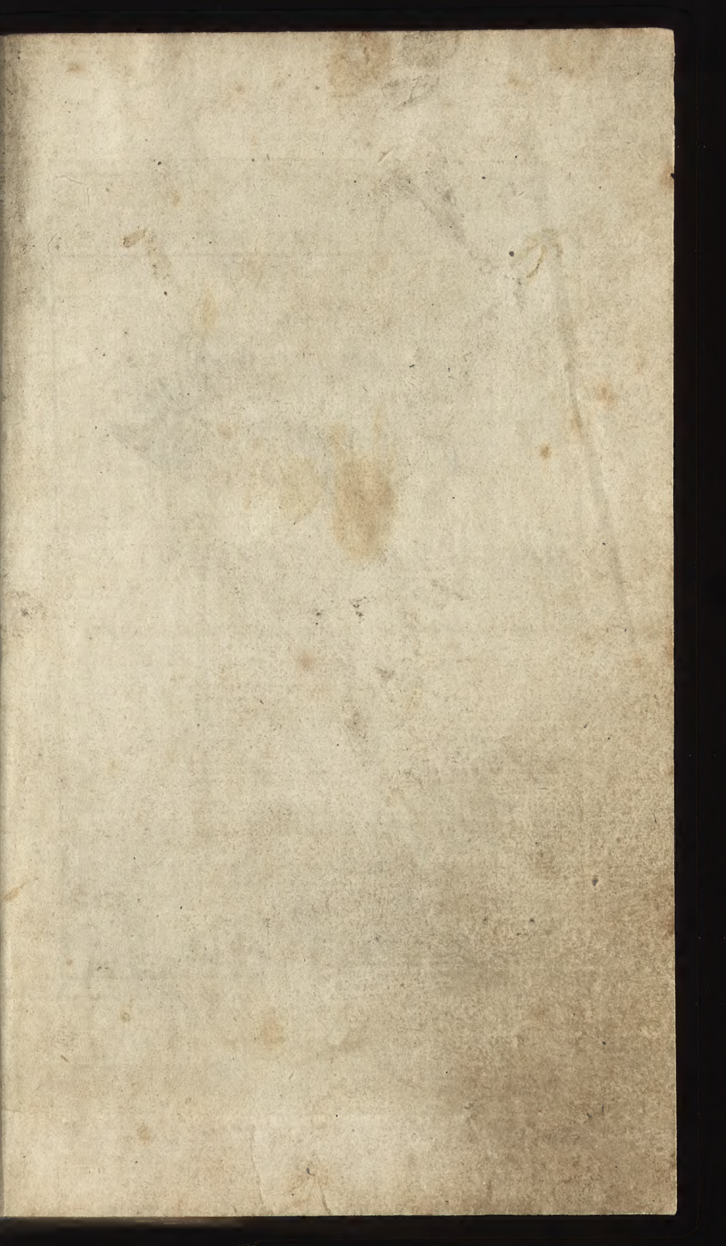



EX LIBRIS
FRANZ POLLACK · PARNAU









Polecenella. pag: 53.

GEMÄHLDE

VON

NEAPEL

UND

SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

P. J. REHFUES.

Erster Theil.

Zürich, bei H. Gefsner. 1808.

HERRN

LUDWIG BREYER,

HANDELSMANN IN NEAPEL.

Ihnen, vortreflichster Freund, gebührt die Zueignung eines Werks, welches unter Ihren Augen entstanden ist.

Wenn ich es zu gleicher Zeit als ein öffentliches Denkmal der seltenen, so oft erprobten, Freundschaft ansehe, welche uns seit sieben Jahren verbindet, so umschliefst es freilich für uns Beide weit mehr, als die Meisten ahnen können.

Nehmen Sie dieses Geschenk hin, und finden Sie sich selbst und Ihren Freund darin. Wenn ich hoffen darf, so sollen Sie dem Andenken mancher

schönen Stunde wiederbegegnen. Die Zeit unseres Zusammenlebens war reich an Situazionen, die der Erhaltung werth sind; und wenn es mir zuweilen gelungen ist, mit Begeisterung von Schönheit, Tugend und Recht zu reden, so erinnern Sie sich, daſs es kein Lebensverhältniſs gibt, in welchem ein Mann umfassender, tiefer und daurender fühlt, als in der Freundschaft.

Paris, im Januar 1808.

P. J. Rehfues.

VORBERICHT.

Vorliegendes Werk ist grösten theils in Neapel selbst geschrieben worden, wo sich der Verfasser lange genug aufgehalten hat, um nicht in den Fall jenes Reisenden zu kommen, dem der Wind den ersten Abend nach seiner Ankunft in Avignon den Hut vom Kopfe wehte, und der darum in sein Tagebuch schrieb: „Avignon ist heftigen Winden mehr ausgesezt, als jede andre Stadt von Frankreich."

Auch hat er sich nicht begnügt, seine eigenen Bemerkungen gerade zu für die richtigsten zu halten, welches freilich das Bequemste ist. Er hat vieles gefragt, noch

mehr gelesen, und manche seiner Notizen aus Quellen geschöpft, wo sie so leicht Niemand sucht.

Ferner getraut er sich zu behaupten, dafs er ohne Vorurtheil beobachtet hat, was, wo es ganze Staaten und Nazionen betrift, eine unerläfsliche Foderung ist. Denn es war ihm immer eine Warnung, was Fontenelle von einer Dame und einem Geistlichen erzählt, welche nach einem Fleken im Monde sahen, den jene für ein paar Liebende, und dieser für einen Kirchthurm hielt.

Überhaupt aber war es ihm Ernst bei seinem Geschäft, so oft diefs auch der Scherz verbergen mag. Und Antonio's Behauptung: „Reisebeschreiber haben nie gelogen, wenn schon Geke, die hinterm Ofen sizen, sie dessen beschuldigen *)," ist ihm jederzeit ein Greuel gewesen.

*) In Shakespeare's Sturm.

Seine Schilderungen sind kurz vor der politischen Veränderung, die das Königreich Neapel betraf, aufgenommen worden. Leicht hätte er Einiges, was jezt nicht mehr paſst, weglassen können. Allein er enthielt sich dessen, weil die Gegenwart noch nicht vollendet, und doch ganz in der Vergangenheit gegründet ist.

Was die Form betrift, in welcher er geschrieben hat, so überläſst er dem Publikum, darüber seine Bemerkungen zu machen. Manchem wird es scheinen, als ob das Ganze eine Sammlung von Rhapsodien sei, die die mannigfaltige Stimmung des Augenbliks gebohren. Dieſs aber ist nicht der Fall, und wer aufmerksam und gerecht genug sein will, wird den ganzen Plan durchschauen.

Anfänglich hatte er wirklich die Absicht, sein Werk zu einer Art von Gemähldegallerie zu ordnen, und Porträte, Land-

schaftszeichnungen, historische Skizzen, Karikaturen u. s. w. zusammenzustellen. Allein er liefs später diesen Gedanken wieder fahren, suchte der Natur, die den manigfaltigen Wechsel liebt, zu gehorchen, und doch noch, so viel wie möglich, eine Art von wissenschaftlicher Ordnung beizubehalten.

Schlüfslich nur noch sein Glaubensbekenntnifs im Bezug auf dieses Werk. Er hat es mit Lucian gemein, wie man sieht. „Ich bin ein Feind des Übermuths, der Lügen, der Aufgeblasenheit und anderer solcher Laster schändlicher Menschen; und bin ein Freund vom Wahren, Schönen und Natürlichen, und von Allem, was seinem Wesen nach liebenswürdig ist.“

Der Verfasser.

I. Lage.

Die Stadt Neapel liegt unter dem Gr. 11, 57', 30" westlich vom Pariser Meridian, und unterm 40, 49', 40" der Breite. Sie macht den Mittelpunkt eines Meerbusens von 73 italienischen Meilen Umkreis, in welchem die Natur alle ihre Schönheiten vereinigt hat.

Ueber die Senkung einer Reihe lieblicher Hügel hin, welche die Morgen- und Mittags-Sonne bescheint, liegt die ungeheure Stadt. Sie vereinigt sich auf der einen Seite an dem Uferbogen hin fast unmerklich mit den Häusern von Portici, und durch dieses mit einer Reihe gleich schön gelegener Städte und Dörfer. Auf der andern verliert sie sich in das

Vorgebirge von Posilipo *) und dessen angenehme Landhäuser. Von vornen ist sie durch das Meer begränzt, von hinten durch einen Kreis lieblicher Hügel geschüzt.

Keine Stadt dieser Erde mag sich in der Schönheit ihrer Lage mit Neapel vergleichen. Die Natur hat hier Alles gethan, was sie vermag, und neben die mildesten Geschenke ihres Segens, die Geschöpfe ihrer fruchtbarsten Wirkungskraft gestellt. Sie scheint hier im Widerspruch mit sich selbst gehandelt zu haben; wenn man nicht fühlen will, daſs gerade durch diese Vereinigung, die Gegend einen Karakter von Gröſse und Erhabenheit gewonnen hat, den man fast nirgends findet. Wo du deinen Standpunkt nimmst, sei es von der Höhe des Posilipo, oder des Klosters von S. Martino, oder an den Ufern von Portici — überall beinahe übersiehst du die ganze Stadt

*) So schreiben die Neapolitaner. Wer also nicht das lateinische Pausylipus schreiben will, muſs wohl ihnen folgen.

mit ihren Umgebungen. Von der See her kürzt sich der ungeheure Uferbogen mit seinen Häuserkränzen am aller wenigsten. In der Höhe betrachtet steigen alle Tiefen empor, und bildet sich ein ungeheurer, bunter Farbenteppich, auf welchem eine Menge köstlicher Steine zerstreut scheinen. Aus einigen Landhäusern über der Grotte von Posilipo vereinigt sich das Ganze am schönsten zu einer mahlerischen Darstellung, und ist es auch am besten von Denis und Kniep aufgefaſst worden.

Aber unmöglich bleibt es immer, den ganzen Reichthum dieser Gegend in Ein Bild zu fassen. Wenn du die Inseln von Capri, Procida und Ischia nicht missen willst, muſst du auf den Vesuv Verzicht thun, und umgekehrt. Begnügst du dich mit einem bloſsen Umriſs der Stadt, und magst du lieber die groſse, reiche Natur ganz auf dein Bild zeichnen, so stelle dich auf die Höhen von Capo di Chino, und fasse das Ganze zwischen den Vesuv und

den Berg von S. Martino. Dein Vordergrund ist die Stadt, der Mittelgrund das Meer mit seinen Einfassungen, und den Hintergrund bilden die Inseln, die Vorgebirge, das schimmernde Meer und die schwellenden Segel.

II. Klima.

Unter allen Städten Italiens hat Neapel in jeder Jahrszeit das mildeste Klima. Selten übersteigt der Thermometer im Sommer den 25sten Grad (Reaumur); und fast beispiellos war es, als er im Winter von 1788 — 1789 vier Grade unter den Gefrierpunkt sank.

Mit dem neuen Jahre beginnt der Frühling. Da erblühen seine Blumen schon in sonnigen Gegenden, und die Pfirsiche und Mandeln kleiden sich in ihren Blüthenschmuk. Bald reifen die ersten Sommerfrüchte und bedeken die lachende Erde mit ihrem Segen. Ihnen folgen andre in unaufhörlichem Wechsel, bis der Herbst sein Füllhorn ausleert und die Vorrathskammern füllt. Selbst am Ende des Winters reifen erst Citronen und Orangen, so daſs es keine Jahrszeit gibt, in welcher du nicht neue Früchte pflüken kannst.

Sehr kühl und angenem sind die Nächte. Aber dem frischen Morgen folgt bald die

glühende Hize, welche indeſs oft durch den erquikenden Nordwest gekühlt wird. Die Mittagshize wird beinahe regelmäſsig durch die Seewinde gemildert, und Abends bleiben die fröhlichen Lüfte des Wests selten aus. Im Winter bringt der Nordwind trokene Kälte, der Sciroko aber Dünste, Regen und Gewitter.

Nur der Winter wird durch seine, oft anhaltenden, Regengüsse manchmal unangenehm. Indeſs dauert er nicht lange, und selten sind doch die Tage, wo nicht ein paar Stunden lieblichen Sonnenscheins zum Spaziergang einladen.

Den grösten Theil des Jahrs hindurch lacht der Himmel im reinsten Blau, ist die Luft troken und mild, und bewegen frische Winde die heisse Luft. Selten ist die Hize so groſs, daſs sie den Körper erschlaft. Man weicht den Sonnenstrahlen der Mittagszeit aus; aber noch mehrere Stunden des Abends freut man sich im Freien der Gegenwart des segnenden Gestirns.

III. Geschichte.

Martorelli, welcher die Kunst besafs, mit einem ungeheuern Aufwand von Gelehrsamkeit Hypothesen zu unterstüzen, die Niemand glaubt, hat aus der Bibel und aus dem Homer bewiesen, dafs der Grund von Neapel durch eine fönizische Colonie gelegt wurde. Wer Lust hat sich davon zu überzeugen, lese seine zween diken Quartbände über die ersten, hieher gekommenen, Colonien.

Begreifen läfst sich, dafs die herrliche Lage frühe Menschen fand, welche sie zu schäzen und zu nuzen wufsten. Die Geschichte gibt in alten Zeiten schon sparsame Kunden von dieser Stadt, merkt aber besonders an, dafs ihre Bewohner nie kriegerische Leute waren, sondern sich immer den Künsten und ihren Genüssen ergeben haben.

Leicht wurde den Römern daher ihre Eroberung; aber leicht war auch das Joch, welches sie ihr auflegten. Sie blieb frei und ihnen

verbündet; leistete ihnen Beistand in Fällen der Noth, und hatte das Glük, in den Kriegen des Pyrrhus, Hannibal, Spartakus und der Bundsgenossen, vom allgemeinen Unglük Italiens verschont zu bleiben. Als die Römer die ganze Welt unterjocht hatten, wurde die süsse, lachende, verführerische, fabelhafte, gelehrte, müssige Stadt, wie sie sie nannten, der Sammelplaz des Vergnügens. August hatte sie sehr begünstigt; Claudius und Nero residierten sogar einige Zeit daselbst.

Die Ruhe und die Wohlhabenheit der Stadt dauerten bis zu der Zeit, da Italien durch die Einfälle aus dem Norden seine ganze Verfassung verlor. Sie war, als ein fester Ort, mehreren unglüklichen Belagerungen ausgesezt, wechselte verschiedene Regierungen, und blieb am Ende dem Exarchen von Ravenna unterthan.

Ungefähr um diese Zeit näherte sich Neapel einer unabhängigen Verfassung, und fieng ums Jahr 715 an, sich eigene Herzoge zu wählen.

Verschiedenemal unterlag es jedoch den Herren von Benevent und Capua, bis es sich im zwölften Jahrhundert den Normannen unterwarf.

Von da an wechselte sein Schiksal mit dem des ganzen Königreichs unter verschiedenen Eroberern und Dynastien. Es vergröſserte sich nach und nach, und erhielt seine hauptsächlichsten Verschönerungen unter Karl III und Ferdinand IV.

Der Wechsel von so vielen Herren hat in Sitten und Sprache viel Fremdes gebracht. Unter den Anjou's erloschen die auffallendsten Spuren griechischer Abkunft. Manche erkennen sich jedoch noch immer in ihrem Dialekt; aber er ist eben so reich auch an spanischen, arabischen und französischen Worten.

IV. Titel der Stadt.

Die italienischen Städte werden beinahe alle durch gewisse Beiwörter karakterisiert, welche oft eben so gut passen, als die der allergetreusten, allerchristlichsten Majestät, welche der Pabst gewissen Kronen gegeben hat. So heifst Neapel z. B. fidelissima, wobei einem zuweilen das lucus a non lucendo einfällt; denn die Grofszahl seiner Bewohner ist gegen eine Regierungsveränderung, so bald diese nicht an ihre schwachen Seiten rührt, so gleichgültig, als gegen die meisten andern Hauptmomente des Lebens.

Heute vereinigt sich der Pöbel von Neapel mit der Regierung gegen den Adel, und morgen umgekehrt. Als 1750 das Gerücht umlief, dafs die Inquisizion eingeführt werden sollte, rief das Volk dem Adel, da er seine Sedien verliefs, in welchen er über diesen Gegenstand berathschlagt hatte, zu: metteremo il fuoco? (sollen wir die Stadt anzünden?)

und ein andersmal würden sie in einem ähnlichen Falle ihrem König zugeschrien haben: Sollen wir den Adel ermorden?

Da verstanden es doch die Alten besser zu karakterisieren. Otiosa Neapolis, sagten sie, und dies ist heutzutage noch so treffend, als es je gewesen ist.

V. Eintheilung der Stadt und ihrer Bewohner.

Die Seelsorge von Neapel ist in acht und vierzig Parrochien eingetheilt. Für die bürgerlichen Verhältnisse zerfällt sie in zwölf Quartiere, welche man nach den vorzüglichsten, in ihrem Bezirke liegenden Gebäuden oder Pläzen benannt hat.

Sie sind:

Il Quartiere di S. Ferdinando;
di Chiaja;
di Monte Calvario;
dell' Avvocata;
della Stella;
di S. Carlo all' Arena;
della Vicaria;
di S. Lorenzo;
di S. Giuseppe maggiore;
di Porto;
di Porta nova;
del Mercato.

Ueber jedes dieser Quartiere hat ein Mitglied von den beiden Criminalgerichtshöfen der Vikaria eine Art von Polizeiaufsicht. Zu Gehülfen sind ihm aus seinem Bezirk sechs Deputierte und ein Schreiber gegeben, von denen jede Nacht einer mit einigen Häschern die Runde machen soll.

Eine, von dieser ganz unabhängige, Abtheilung der Bürger von Neapel war die des Adels und des Volks durch die Sedilen. Die erste Klasse begrief nur Adel; die leztere zählte auch Adeliche unter sich.

In alten Zeiten versammelten sich die angesehensten Bürger der Stadt in vier offenen Säulenhallen, welche Sedili genannt wurden. Was im Anfang blos Recht der Besten war, wurde bald nur Recht der Vornehmsten. Als sich unter Karl I diese Hallen bis zu 29 vermehrt hatten, und er an die, in denselben Eingeschriebenen, besondere Vorrechte band, unterwarfen die Sedilen jeden Neuaufzunehmenden einer strengen Adelsprobe, und

legten ihren Gliedern, unabhängig übrigens jedes vom andern, besondere Verbindlichkeiten auf, welche, nebst einigen Ruinen ihrer Hallen, beinahe das Einzige sind, was von dieser Art von Aristokratie noch übrig geblieben ist.

Die neue Einrichtung, welche Karl I diesen Sedilen gab, war ganz zu Gunsten des Adels, in dessen Händen dazumal die gefährlichste Macht lag. Er theilte die ganze Bürgerschaft der Stadt in Patrizier (Patrizj di piazza) und in Volk. Der erstere, als der kleinere Stand, erhielt sechs Pläze; das Volk aber — Einen.

Die, zu einem Plaz Gehörigen, wählten sechs Deputierten aus ihrer Mitte, und diese wieder jedes Jahr einen Beamten, welcher Eletto hiefs. Die sieben Eletti besorgten die Oekonomie der Stadt, bildeten das Tribunal von S. Lorenzo, und hatten das Getreidewesen und die Marktpolizei unter sich. Der Eletto des Volks wurde von der Regie-

rung ernannt, und ist häufig für das Oberhaupt der Lazzari angesehen worden. An den grofsen Märkten des Montags und Freitags hatte er auf dem Plaze del Mercato seinen Gerichtshof aufgeschlagen, und übte seine Jurisdikzion über Käufer und Verkäufer aus. Er war im unaufhörlichen Streite mit den Eletti's des Adels, mit welchen er gleichen Rang hatte, und manches Gute wurde durch die, zwischen ihnen herrschende, Eifersucht verhindert.

Das dauerte bis 1799, wo an die Stelle dieser alten Einrichtung ein königlicher Senat gesezt wurde, dessen Glieder aus Adelichen, höhern Beamten und Kaufleuten bestehen.

VI. Bevölkerung.

So wenig das Geschöpf, Mensch genannt, in Neapel geachtet ist, und so wenig die Regierung immer dafür gethan hat, durch Gesundheit des Körpers und des Geistes seine Vermehrung zu bewirken, so ist doch die Bevölkerung dieser Stadt unaufhörlich im Steigen. Sie verschlingt die Menschen des Königreichs eben so gierig, wie seine sonstigen Kräfte, und ist öfters einem krankhaften Gewächs verglichen worden, welches alle Säfte des übrigen Körpers auf sich leitet, bis es, mit der völligen Entkräftung desselben, am Ende auch niedersinkt.

Nach einer Zählung, welche im Jahr 1791 veranstaltet wurde, enthielt die Stadt 430,312 Menschen, wozu noch 10,890 Soldaten, und 10,000 Fremde gerechnet wurden. Die, in ihr Gebiet gehörigen, Orte, hatten zusammen 135,049 Seelen.

Einer, im Jahr 1805 von der Regierung

bekannt gemachten, Liste zu Folge, hat sich die Bevölkerung in der Stadt auf 443,421 vermehrt, (worunter die Fremden nicht gerechnet sind) und auf dem Lande zu 123,730 vermindert.

Von jenen 443,421 Menschen sind:

215,215 männlichen,
228,206 weiblichen Geschlechts;
2,173 Weltpriester;
3,251 Mönche;
4,547 Nonnen;
102,091 Unverheirathete männlichen,
108,754 weiblichen Geschlechts.

Gebohren wurden von 1803 — 1804:

6,700 Knaben;
6,107 Mädchen.

12,807.

Es starben in demselben Jahre:

7,352 männlichen,
6,667 weiblichen Geschlechts.

14,019 zusammen.

Auffallend ist die Mehrzahl des zweiten Geschlechts, unerachtet die Zahl seiner Gebohrenen immer geringer ist, und die Weiber selten die Stadt verlassen. Dieses Mifsverhältnifs ist wohl nur den gröfsern Ausschweifungen der Männer zuzuschreiben.

Auffallend ist ferner das Uebergewicht der Gestorbenen über die Gebohrenen, und ein Beweis, dafs sich die Volkszahl der Stadt nicht aus sich selbst, sondern aus den Provinzen vermehrt. Dies ist ein trauriges Resultat für einen, an fruchtbarem Boden so reichen Staat, zu dessen ganzer Bevölkerung die der Hauptstadt sich wie eins zu eilf verhält.

Merkwürdig ist aber der Umstand, dafs der Grund der ungeheuren Vergröfserung von Neapel unter Karl V durch den Vizekönig, Peter von Toledo, gelegt wurde, indem er durch die neue Einrichtung der Tribunale die Hauptstadt zum Mittelpunkt aller Geschäfte machte. Denn im Jahr 1591 stand die Bevöl-

kerung auf 210,834 (worunter in 85 Klö-
stern 5934 geistliche Personen); 1593 war
sie schon zu 213,187, und 1595 auf 226,399
gestiegen.

VII. Lebensmittel.

Die fruchtbare Terra di Lavoro bringt einen Ueberflufs von allem Möglichen hervor, was die gefrässige Hauptstadt für ihr Bedürfnifs und ihren Luxus verlangen kann. Beinahe alle Früchte des Südens gedeihen hier ohne viele Sorgfalt in Menge, und beladen die Marktpläze von Neapel mit einem Ueberflufs, welcher Staunen erregt.

Sehr verfeinert ist die neapolitanische Küche nicht; aber sie ist gesund, und wird jedem behagen, der einen guten Koch getroffen hat, und nicht zu lekerhaft ist.

Auf keinem Tische fehlt leicht die Schüssel mit Maccaroni. Dies ist die eigentliche Nazionalspeise, welche in einer ganz vorzüglichen Güte verfertigt und gekocht sind. Nichts geht den Neapolitanern über sie, und Mehrere haben in vollem Ernst ihren Nahmen von dem griechischen μακαριοσ (glüklich) abgeleitet; Andre mit vielem Beifall im Scherz

die Νησον μακαρων (die Insel der Seligen) für eine solche erklärt, wo der Maccaroni die Hülle und Fülle ist. Und das muſs auch für die Neapolitaner auf der Insel der Seligen der Fall sein, sonst sind sie nicht zufrieden.

Unter mancherlei Gestalt betreten die Maccaroni den Tisch; bald in Fleischbrühe abgekocht, bald mit Butter und Parmesankäse angemacht, bald als Fülle einer Pastete. Sie sind immer gleich willkommen; doch genieſst man sie am liebsten mit Butter oder mit Oel zugesezt, und da bedarf der Lazzaro keines Löffels und keiner Gabel, um sie sich zu Munde zu führen.

Weniger behaglich sind die vielen Kräutersuppen, welche man genieſst, und selten gut zurichtet. Desto schmakhafter findet man aber die verschiedenen Gattungen von Blumenkohl, die Menge von Artischoken u. s. w. Die Kuchen von türkischem Korne, welche der gemeine Mann verzehrt, verdauen sich etwas schwer; seine Menge spanischen Pfeffers,

Zwiebeln, Knoblauch verlangen auch einen gewöhnten Gaumen; aber seine Erdbeeren, Melonen, Orangen, Feigen u. dergl. behagen desto besser.

Von dem vielen Büffel- Schaafs- und Schweinsfleisch kommt selten etwas auf eine gut bestellte Tafel, ausser das leztere in Schinken und Würsten; desto mehr aber Rindfleisch, Kalbfleisch, Geflügel und Fische. Das erstere ist sehr gut; das Kalbfleisch von den Kälbern aus der Gegend von Sorrento wirklich einzig an Wohlgeschmak. Ausserordentlich grofs ist die Menge von Geflügel, das die Terra di Lavoro und die umliegenden Inseln liefern. Zahllos sind die Hühner, Kapaunen, Tauben, Wachteln, Lerchen und Schnepfen, welche jedes Jahr in dieser Stadt verzehrt werden. Sie sind in so geringem Preise, dafs man sich wundern mufs, wenn alle diese Thiergeschlechter noch nicht ausgestorben sind. Eben so ansehnlich ist der

Verbrauch der vielen Fischgattungen, welche der Meerbusen liefert. Mehrere darunter, die von den Alten zu ungeheuren Preisen bezahlt wurden, sind heutzutage ganz gewöhnlich; und wenn der gelehrte Doktor bei Peregrine Pikle sein berühmtes antikes Gastmahl in Neapel gegeben hätte, wäre er gewifs um eine Muräne nicht verlegen gewesen. Aber, dafs in dieser Stadt 40,000 Menschen blos von den todten, vom Meer ausgeworfenen Fischen leben, wie Montesquieu in den Persischen Briefen sagt, ist nicht wahr. Das Meer ist hier nicht freigebiger, als an den meisten andern Seeküsten, und die Fischer müssen es sich sauer genug werden lassen, um einen guten Fang zu machen.

Die gemeinen Weine der Stadt sind sehr schlecht; desto besser aber die von einigen Gegenden des Vesuvs, von Bajä, und besonders von der Insel Ischia. Auch sind die vortreflichen Sicilianischen und Cigarotischen

Weine zu guten Preisen zu haben, so wie die spanischen und französischen.

Das Brod ist sehr weifs, schmakhaft und wohlfeil.

VIII. Wasser.

Es ist nichts Geringes, eine Stadt von solchem Umfang mit einem so nöthigen Lebensbedürfniſs zu versehen. So wie die Bevölkerung anwuchs, reichten die in der Stadt selbst befindlichen Quellen und die bisherigen Wasserleitungen nicht zu. Unter Karl V untersuchte man die ungeheure antike Wasserleitung, welche auf einem Wege von 50 italienischen Meilen das Wasser ehmals bis nach Bajä geführt hat; fand aber, daſs die Ausbesserung derselben über zwo Millionen Dukaten kosten würde. Der Patriotismus von zween ihrer Bürger trat ins Mittel, und führte auf einer ganz neuen Anlage, und auf eigene Kosten, eine reiche Quelle von S. Agata de' Goti, 30 Meilen weit her, nach der Stadt. Sie füllt die meisten Brunnen, treibt mehrere Mühlen und versieht die Waschereien.

Im Jahr 1770 kam noch die Wasserleitung von Caserta, Acqua Carolina, zu der oben

angeführten von Carmignano, wodurch sie eine ungewöhnliche Fülle gewonnen hat.

Die alte Wasserleitung, della Bolla, entspringt aus der Seite des Vesuvs, und bildet mit ihrer Hälfte den magern Flufs Sebetus, von welchem die Dichter so viel singen, unerachtet er selten Wasser genug hat, um sich den Durst aus ihm zu löschen.

IX. Schnee.

In heissen Ländern, wo alles Wasser in steinernen Condukten unter freiem Himmel oft viele Meilen weit hergeführt wird, ist der Schnee ein dringendes Bedürfnifs. Er wird zum wahren Gesundheitsmittel, und man hat die Berechnung gemacht, dafs sich in Sicilien, seit der Einführung des Gebrauchs von Schnee, manche Krankheiten verlohren haben, und die Zahl der Sterbenden überhaupt vermindert wurde.

Manche Krankheiten werden in dem Königreich Neapel mit Schnee und Eis geheilt. Man wendet sie besonders in hizigen Fiebern und selbst in Brustkrankheiten mit bestem Erfolge an.

Dies ist die nüzliche Seite. Höher wird die angenehme geschäzt, wie überall. Man bereitet eine zahllose Mannigfaltigkeit von Sorbeten daraus, und es ist beinahe keine Frucht, deren Saft nicht mit Eis konsolidiert

wird, um sie zu jeder Jahreszeit geniessen zu können.

Nicht nur des Abends und in der Zwischenzeit werden die köstlichen Sorbete eingenommen; auch auf einer wohlbesezten Tafel dürfen sie nicht fehlen. Gleich nach der ersten Schüssel, welche der Suppe folgt, gibt man häufig geeisten Eierpunsch, von dem man zwischen jeder Speise ein Schlükchen zur Erfrischung nimmt. Den Mittelpunkt des Desserts macht eine Eispiramide, deren Trümmer noch den gefüllten Magen stärken müssen. So gefährlich dies manchem Nordländer scheinen mag, so ist es uns und vielen Andern doch recht wohl bekommen.

Bewundernswürdig ist die Kunst der Sorbeterie in diesem Lande. Das Eis wird zu allen möglichen Gestalten geformt, und man hat Beispiele, daſs ganze Tafeln blos mit Sorbeten bedient wurden. Alle Arten von Kuchen, Geflügel, Schinken und Früchten waren so glüklich nachgebildet, daſs jeder

dadurch getäuscht wurde. Die Nonnen besonders haben es hierin sehr weit getrieben.

Wein und Wasser, welche bei Tische genossen werden, stellt man zuvor in Eiswasser. Das zum Trinken kauft man gewöhnlich bei den Acquajuoli's *) auf der Strafse. Der gemeinste Mann mufs zu seinem Mittagessen ein Glas Eiswasser haben, das ihn wenig genug kostet.

Woher aber die Menge von Eis in einem Lande, wo es keinen Winter gibt? — Aus den nahen Apenninen, deren Spizen, sogar weiter gegen Süden, beinahe das ganze Jahr hindurch der Schnee bedekt. Im Spätherbst sind auch die niedrigern Gegenden des Gebirgs oft überschneit. An frischen Wintermorgen steigt selbst der Rauch des Vesuvs aus einer leichten Schneehülle auf. In den Bergen befinden sich die Eisgruben, welche des Winters mit Schnee gefüllt werden, und

*) Man sehe den Artikel über diese Leute.

das ganze Jahr hindurch zur Nachtzeit ihre Vorräthe nach der Hauptstadt senden.

Man hat Beispiele, dafs der Mangel an Lebensmitteln in Neapel die gefährlichsten Aufstände erregt hat. Fehlte es einmal des Sommers an Schnee, so dürfte die Gefahr für die Ruhe des Landes eben so grofs sein, als für die Gesundheit seiner Bewohner.

X. Consumzion.

Nehmen wir für die Bevölkerung von Neapel die runde Zahl von 450,000 Menschen an, so kann sich jeder seine Rechnung machen, wie viel diese alle Tage brauchen, um satt zu sein. Mancher legt sich freilich Abends hungrig schlafen; dafür werden viele Andre vom schwerem Magen auf ihr Lager niedergezogen.

Wir können den sämtlichen Verbrauch der Lebensmittel, welche diese Stadt jährlich bedarf, nicht angeben; wissen aber, dafs jeden Tag 1,500 Tomola's Getreide in dieser gefrässigen Hauptstadt aufgezehrt werden.

Von dem Fleischverbrauch des Jahrs 1789 bis 1790 haben wir folgende Liste vor uns:

Ochsen	—	—	16,840.
Kälber	—	—	1,599.
Büffel	—	—	1,060.
Schweine	—	—	12,508.
Schaafe	—	—	129,228.

Rechnet man nun die Menge von gesalzenen, getrokneten und frischen Fischen, die Millionen von Hühnern, Schnepfen, Wachteln u. dergl. welche verzehrt werden, so mag man sich einen Begriff von der mannigfaltigen Thätigkeit machen, welche erfodert wird, um eine halbe Million Menschen zu nähren. Und thut es nicht weh zu denken, dafs der gröste Theil der Menschen nichts anders zu thun hat, als sich und die wenigen Andern zu sättigen?

XI. Häuser.

Die Bauart der Häuser in Neapel unterscheidet sich von denen des ganzen nördlichern Italiens. Was dem Auge zuerst an denselben auffällt, sind die platten Dächer, und die durchgängig in ganze Thüren sich öfnenden Fenster, welche mit einem Balkon versehen sind.

Diese Dächer sind völlige Plattformen, und heissen astreco, astraco und lastreco bei den Neapolitanern. Sie bestehen aus einem Gufs von Puzzolunerde, der sich nach und nach so sehr verhärtet, dafs er zu einer harten Masse wird, welche sich wieder, wie die festesten Steine, mit dem Meissel bearbeiten läfst. Rings sind sie zur Sicherheit mit einer niedrigen Mauer umgeben, und es ist dafür gesorgt, dafs das Wasser gehörig abfliessen kann. Gewöhnlich befindet sich auf dieser Plattform ein kleines Häuschen mit einer bedekten Gallerie, von wo sich die Aussicht noch mehr erweitert.

Bei der Höhe der meisten Häuser, welche gewöhnlich von vier bis sechs Stöken sind, und bei der terrassenförmigen Lage eines grofsen Theils derselben am Posilipogebirge und auf dem Hügel von Pizzifalcone, kann man sich denken, welche herrliche Aussicht man von diesen Plattformen herab geniessen mag. Häufig sind oben kleine Gärtchen angelegt; wenigstens fehlt es selten an Blumen- und Orangentöpfen auf der Einfassungsmauer. Einige haben sogar völlige Lauben und Springbrunnen angebracht, welche durch ein, in dem höhern Häuschen angebrachtes Wassermagazin in Gang gesezt werden.

Die kühlen Sommernächte unter dem klaren südlichen Himmel, wenn der Mond die Nacht beinahe zum Tage erheitert, bringt man wohl gerne hier oben zu. Eine muntere Gesellschaft mit Musik kann sich keinen tauglichern Ort für ihre Freuden wählen.

Auch nur das mildeste Klima erlaubt die grofsen Fenster mit ihren Balkons,

welche nie ganz fest verschlossen werden können. So wie die Sonne tief am Himmel steht, öfnen sie sich alle, und die Frauen besonders sizen mit ihrer Arbeit auf den Balkons. Meist haben sie einen Baldachin, der den Genufs der freien Luft auch um die Mittagszeit gastattet; viele sind mit Blumentöpfen geziert, wodurch sie ein erfreulich ländliches Ansehn gewinnen.

Dieses wird um die Herbstzeit vermehrt, wenn man den Melonenvorrath für den Winter macht. Eine Gattung derselben reift abgepflükt erst sehr spät in der freien Luft. In den Quartieren, wo hauptsächlich der wohlhabende Bürgerstand wohnt, sind um diese Zeit die Wände der hohen Häuser von aussen ganz mit Melonen bedekt. Zwischen denselben ziehen sich die Purpurkränze von getroknetem spanischen Pfeffer hin; auf den Balkons sizen fröhliche und fleissige Mädchen mitten unter Blumen — man wähnt in der Hauptstadt von Arkadien zu wandeln.

Beinahe jedes Haus hat einen eigenen Ziehbrunnen, welcher von den Bewohnern jedes Stoks durch einen Eimer an einem Seile genüzt wird. Die Häuser sind fast durchgängig ins Quadrat gebaut, und haben einen Hof in ihrer Mitte. Ein grofses Thor ist die Hauptöfnung; jeder Stok aber hat seine eigene Thüre auf die Treppe, und jede einzelne Familie ist sicher von der andern abgesondert.

Alle Zimmer sind grofs, hoch und gegipst. Bei den Reichern sind die Wände mit seidenen Tapeten bedekt; bei den meisten al fresco bemahlt. Der Fufsboden besteht aus vierekichten Baksteinen, welche mit Wachs und Röthel geglättet werden, und wie ein Spiegel glänzen. Des Winters bedekt man ihn mit Matten, oder, wer es vermag, mit wollenen Teppichen aus der Levante.

XII. Largo del Castello.

Dies ist der Nahme des grösten Plazes von Neapel. Er liegt ungefähr in der Mitte der Stadt, nimmt auf der einen Seite die Strafse auf, welche vom Hafen von Portici und dem ganzen südlichen Uferquartier herkömmt; auf der andern Seite schliefst er sich an die Strafse, in welcher sich das Theater von S. Carlo befindet, und an die der königliche Palast noch stöfst. Durch mehrere andere steht er mit den übrigen Hauptstrafsen der Stadt in Verbindung.

Er hat eine unregelmäfsige, aber doch dem Vierek sich nähernde Form. Auf allen Seiten ist er von Häusern umgeben; nur auf der Seeseite bildet das Castel nuovo mit seinem Graben, hinter den niedrigen Häusern, seine majestätische Gränze.

Hier stellt sich der Microcosmus von Neapel im Auszug dar. Nichts gleicht der unaufhörlichen Bewegung auf demselben. Mannig-

faltig ist seine Ansicht bei Tage und bei Nacht. Bei Mondenschein, wenn das schöne Gestirne noch nicht weit über den Posilipo herabgewandelt ist, und der Nachtschatten der alten Burg kolossalisch den Plaz dekt. Oder wenn der Mond hinter einer Wolke sich birgt, die Umrisse der finstern Mauren sich nur in den klaren Himmel zeichnen, und über dem zakichten Thurm sich der purpurne Feuerdampf des Vesuvs mahlt.

Oder bei Tage, wenn ein Verbrecher hingerichtet wird, und der Plaz und die benachbarten Häuser von unten bis auf die Dächer mit zahllosen Menschen bedekt sind; und vollends gar, wie es einst geschah, wenn alle seine Zugänge mit Soldaten besezt sind, zufälliger Weise ein Flintenschufs gehört wird, der Argwohn der Zeit dies für ein Zeichen zum Volksaufstand nimmt, und sogleich aus den Kanonen des Castells mit Kartätschen auf die Tausende, die hier versammelt sind, gefeuert wird, und sie nicht entfliehen können,

und sich drüken, und schreien, und plözlich alle Fenster, alle Dächer leer werden, und nun die unglüklichen Vierzigtausende auf dem Plaze in jammerndes Geheul, in angstvolle Bewegung sich auflösen — ich habe das nicht gesehen; aber es schüttelte mich, als es mir erzählt ward, und oft, wenn ich um Mitternacht aus meinem Fenster hinabblike auf diese Richtstätte, und es ist so stille geworden, so däucht es mir die Grabesruhe, woraus sich die Schatten erheben, um zu wandeln unter den schlafenden Menschen.

Weiche hinab, blutige Erinnerung, in den Abgrund der Vergangenheit, und steige mahnend nur herauf, wenn die Seele der Herrscher mit Menschenleben spielen will! Das Angstgeschrei ist verstummt, das Blut abgewaschen; es sind nur fröhliche Menschen, die sich da herumdrehen.

Die Miethkutscher halten einen Theil des Plazes beinahe den ganzen Tag besezt. Es gibt nicht leicht eine Zeit, wo man nicht

ihrer gegen fünfzig zählen könnte. Und fünfzig Wagen verlieren sich auf diesem Plaze; man urtheile darnach über seine Gröſse.

In der Mitte desselben ruhen Jahr aus Jahr ein, ein Halbduzend Kühe. Wer Milch haben will, kömmt hieher, um sie vor seinen Augen melken zu lassen. Aber diese Vorsicht ist noch nicht genug. Oefne die Hand! sagt man dem Melker, und, wenn er es gethan hat, mag er sein Werk anfangen; denn häufig drükt er mit derselben, ausser dem Euter, noch auf einen genezten Schwamm, und verfälscht so die Milch mit Wasser.

Leicht könnte man sich hier täuschen, und wähnen, daſs man sich, wo nicht auf dem Lande, doch unter dem regellosen Trosse einer Armee befände. Der Miethkutscher füttert und puzt hier seine Pferde und seinen Wagen. Schweine, Ziegen und Hunde, ohne Zahl, lagern sich mitten durch. In der Nähe des Brunnens brennt immer ein lebhaftes Feuer unter mächtigen Kesseln, worin das

Wasser für diejenigen, welche sich ein Bad in ihrem Hause bereiten lassen wollen, gewärmt wird. Nahe dabei haben einige Garköche auf der Erde ihren schmorenden Kessel stehen, nicht ferne ist der Fischmarkt gestellt; neben ihm hat ein Schmid seinen Ambofs aufgeschlagen und seinen Blasebalg in Bewegung gesezt; weiter hin sizen ein paar Schuhfliker, und um sie herum steht immer einer oder der andre der neapolitanischen Weltbürger auf Einem Beine, weil er sich gerade den Schuh für das andre ausbessern läfst. In einiger Entfernung röstet ein Kaffeesieder seinen Kaffee; dort haben die Jungen ein grofses Strohfeuer errichtet, und tanzen um dasselbe herum — ich würde nie enden, wenn ich Alles dieses ausmahlen müfste.

Aber ich kann den Leser doch noch nicht weggehen lassen, ohne ihm mancherlei Merkwürdiges zu zeigen. Halten wir ein wenig bei dem Büchertrödler, und sehen seinen Vorrath durch. Ausser den gelehrten Werken

in ledernem Bande, sind auch fliegende Blätter zu haben, welche Gedichte für das Volk enthalten. Das oberste hat bereits unsre Neugierde befriedigt; es enthält ein Gedicht mit dem Titel: Storia nuova ncoppa lo cacare, trovannese no famuso Cacatore cacanno a no luoco de Campagna, mmita l' Amice a fa la stessa funzione nziemmo co isso, si se vonno sa nà co na cacata. Wer etwa den neapolitanischen Dialekt nicht versteht, wird durch einen Holzstich verständigt, auf welchem zwo Personen in der Stellung gezeichnet sind, welche Alexander der Grofse annahm, wenn er ein gewisses Geschäft verrichtete, das ihm eben so gut als Diogenes und dem ärmsten Bettler von Athen oblag. —

Neben dem Büchertrödler hat ein Barbier Plaz genommen, welcher sich zum Arzte emporgeschwungen hat, und nun nicht mehr nur Haare, sondern auch Zähne auszieht. Wenn man seiner Versicherung glauben darf,

so gibt es keinen Schaden, welchen er nicht zu heilen versteht, ausser dem Seelenschaden. Seine verschiedenen Pflaster, denen er arabische und türkische Nahmen gegeben hat, sind von ausserordentlicher Wirkung; und damit sie ja nicht unter dem Scheffel leuchten, so hat er von jedem eine Probe aufgeschmiert, und an dem Laden seiner Bude hängen. Bescheint nun die Sonne diese anscheinenden Votivpflaster, für die ich sie Anfangs genommen habe, so schimmern sie in einem eigenen Glanz, der besonders viel Anziehendes für die Fliegen hat.

Eilen wir zu dem muntern Polecenella. Von Morgen bis Abend steht er an der Thüre des kleinen Theaters, zu dessen Besuch er die Vorübergehenden einladet. Ein grofses Horn und seine Müze sind die beiden Angel, um die sich sein Wiz herumdreht, wie die Zeit um Tag und Nacht. Es betrift hier natürlich immer den Lieblingsspafs der Italiener mit den Hörnern. Dazu hat er sich das

Nöthigste angeschaft; das Horn selbst, und die Müze, um es zu bedeken. Wenn sein Wiz versiegt ist, so bläst er nur in sein Horn. Dies zieht ihm neue Zuhörer zu; die alten verlaufen sich, und er kann zur Noth den Scherz, welcher eben belacht worden ist, wiederholen. Was es doch ein schönes Ding um solch ein Horn ist! Hüons seines machte die Leute zu Narren; Polecenella's Horn macht sie klüger.

Dieses kleine Theater ist im Erdgeschofs. Im ersten Stok desselben Hauses befindet sich ein Gasthof, und im dritten ein Nonnenkloster. Ist hier nicht Herkules Scheideweg? Der unschuldige Wanderer in der Herberge hat zu wählen zwischen Himmel und Hölle.

Halten wir uns nicht mehr bei den Quaksalbern, den Limonadenverkäufern, Bänkelsängern, Kupplern und Spielern auf, welche uns hier begegnen; flüchten wir uns nach Hause, denn eine trübe Regenwolke ist von des Vesuvs Spize auf die Stadt herabgeschwommen.

Schon fängt es an zu regnen. Sehen Sie hin auf den Plaz, der noch eben mit Menschen bedekt war. In den verschiedensten Richtungen fliehen sie fort, und der lärmvolle Ort ist verödet. Es war nur ein vorübergehender Regenschauer; schon sind sie Alle wieder da, der Plaz bevölkert wie vorher.

XIII. Piazza del Mercato.

Nahe am Seeufer und der Strafse, welche nach Portici führt, liegt dieser Plaz. Er ist der gröste in Neapel; nicht der schönste, aber der merkwürdigste. Hier ist Neapel in Neapel.

Beurtheile niemand die Stadt nach den Strafsen, dem königlichen Palast und nach Toledo. Da ist nur die grofse, menschenwimmelnde, von Reichthum strozende, von Armuth bleiche Hauptstadt ersichtlich, wie sie überall ist, wo in einem Punkt die Strahlen eines ganzen Königreichs zusammentreffen. Wer das sehen will, was Neapel Eigenes hat, der komme mit mir.

Ich führe dich durch manche enge, schmuzige Strafse, wo wir uns unaufhörlich durchdrängen müssen. Alles ist in denselben beschäftigt; jedes Geschäfte wird mit Lärmen betrieben; fragst du mich, so versteh' ich dich nicht; sag' ich dir etwas, du hörst mich nicht.

Es wird uns nicht besser ergehn, wenn wir auch auf dem Plaze angekommen sind. Rings umher stehen die Tische der Lebensmittel-Verkäufer. Limonen und Apfelsinen sind hier zu Bergen aufgeschichtet; das Meer scheint seine Bewohner ausgespien zu haben; an allen Eken wird gesotten und gebraten — du kannst ein hungriges Kriegsheer hieher führen, es wird im Augenblike gesättigt sein.

Hier wohnt die niedrigste Klasse der Neapolitaner, welche einen Flek eigen besizen, wo sie Nachts ihr Haupt niederlegen können. In diesen thurmhohen Häusern leben sie gedrängt zusammen, wie die Juden, und schmuzig, wie sie. Weil es ihnen immer zu enge wird, so schlagen sie den grofsen Plaz zu ihrem Hause, und so lange es Tag ist, treiben sie sich hier unter freiem Himmel umher, schreiend arbeitend, oder müssig schreiend. lieher mufs der Volksredner kommen, der Jeapel aus seinen Angeln heben will. Er ıufs eine Stimme haben, wie Mars, dafs er

Zehntausende überschreien kann — ist ihm das gelungen, so sind im Augenblike Zwanzigtausende um ihn versammelt; versteht er es, ihnen an die Seele zu sprechen, so hat er in einer Viertelstunde fünfzigtausend Menschen bei sich, die willig sind, die ganze Stadt zu zerstören.

Hier wurde jeder Funke des Aufruhrs immer zuerst ausgeworfen, und da fiel er in eine Pulvertonne. Leicht bewegst du sie hier zum Guten und zum Bösen; am leichtesten, wenn du ihnen von Hafs gegen die Reichen, von Raub und Plünderung sprichst. Das nahe Castell del Carmine wird im Augenblike überfallen; die Aufrührer haben sich schon eines festen Punktes der Stadt bemeistert.

Auf diesem Plaze war das Theater der kurzen Gröfse des Fischers Masaniello. Hier versammelte er die hundert und fünfzigtausend Menschen um sich, mit welchen er die spanische Regierung zittern machte, und mit denen er seinen Mitbürgern ein besseres Loos

errungen hätte, wären sie dessen würdig gewesen. Hier hatte er sie durch seine Beredsamkeit um sich gebannt; hier tönte es ihm aus Einem Mund entgegen, dafs sie ihm nachfolgen wollten in Kampf und Tod; hier trugen sie ihn her auf ihren Schultern, und riefen ihm den Nahmen Vaterlandsbefreier zu; und hier lag er nur wenige Tage nachher, von einem unter ihnen selbst gemordet, blutend zu ihren Füfsen; und sie weinten nicht, und höhneten die Leiche des todten Führers, und spotteten ihrer selbst, dafs sie ihm hätten folgen mögen; und hier brachten sie seinen ausgegrabenen Leichnam aus dem Henkersgrabe wieder her, und weinten über ihm; denn schon war Alles, was die Spanier versprochen, wieder vergessen. Das ist Volkskarakter!

Und willst du mehr noch sehen, so schaue jenes Blutgerüste an. Der lezte Erbe des Königreichs wird zum Tode geführt. Sein Freund Friedrich von Oestreich begleitet ihn,

weinend, nicht um den eignen Tod, sondern des Freundes Tod. Konradin weint nicht. Hier hätte er König sein sollen; aber die Usurpazion führt ihn aufs Schaffot. Da stehen sie rings herum, die Bürger von Neapel, und staunen den Henker an, der den Kaisersohn zu berühren wagt, und sind stille, und erheben sich nicht für ihren rechtlichen Herrn. Und den Handschuh, den er unter sie wirft, um ihn dem König von Kastilien zu bringen, welchen er zu seinem Erben ernennt, hebt niemand auf? Das ist Volkskarakter!

Und als die Mutter Konradins ankömmt, mit grofsen Summen ihn zu lösen; und sie nichts mehr lösen kann, als die todte Hülle, die man zu den andern Verbrechern gescharrt hat; und der Leichnam wieder ausgegraben wird — da stehen sie freilich weinend um das Grab herum, und bereuen, dafs sie nicht Gut und Blut gewagt haben — das ist auch Volkskarakter!

Folge mir in die Kirche del Carmine, wo sie ihn begraben hat. Da laſs uns niedersizen an den Stufen des Altars, in welchem Konradin von Schwaben ruht, und nachdenken: warum noch nie ein Volk glüklich geworden ist?

XIV. Largo del Palazzo.

Dieser Plaz hat seinen Nahmen von dem königlichen Palaste, welcher eine seiner langen Seiten einnimmt. Vier Hauptstrafsen, die vom Largo del Castello her, die Strafsen Toledo, Chiaja und S. Lucia ergiessen ihre Menschenwellen auf ihn.

Seine Form ist nicht regelmäfsig. Aber er ist geräumig genug, um seine Eken weniger ins Auge fallen zu machen.

Sehr lebhaft ist es immer hier, wenn gleich das bunte Leben der andern Pläze fehlt. Vor dem Palaste stehen immer starke Wachen; man beobachtet hier eine schärfere Polizei, als in andern Theilen der Stadt; auch wohnt wenig Pöbel zunächst um diesen Plaz.

Auf der südlichen Seite steht eine antike kolossale Jupitersbüste, welche schlechtweg il Gigante (der Riese) heifst. Er ist an sich eine mittelmäfsige Arbeit, und noch mit-

telmäfsiger ergänzt. Dennoch thut er seine Wirkung, weil er sehr grofs ist.

Diese Bildsäule spielt zu Zeiten eine wichtige Rolle. In satyrischen Aufsäzen wird sie eben so gesprächig, als der redselige Pasquino in Rom. Man hat ihr schon die Ehre angethan, ihr Schriften zu dedicieren, unerachtet sie niemand noch dafür belohnt hat; der gemeine Mann sieht sogar einen Popanz in ihr, vor dem man sich in Acht nehmen mufs, und hat ihn wirklich zur Zeit der Gegenrevoluzion für den Moloch gehalten, dem er Menschen zu Duzenden zu seinen Füfsen hingeschlachtet hat.

XV. Der heilige Januarius.

Es ist ein gewöhnliches Schiksal grofser Männer, dafs ihnen erst nach ihrem Tode die Ehre wiederfährt, welche ihnen im Leben so wohl gethan hätte. Um Vater Homer bekümmerten sich seine Zeitgenossen gewifs sehr wenig, und vor mancher Thüre mag er abgewiesen worden sein, wenn er seinen Gesang anstimmte, weil man drinnen gerade Nöthigeres vorhatte, als von Achilles Zorn singen zu hören. Aber als der alte blinde Mann nicht mehr kam, wohl Mancher erschien, der seine Gesänge nachsang, aber sie nicht mit der Kraft und mit der Weichheit vorzutragen wufste, wie er, da hiefs es gewifs oft: es ist doch Schade, dafs der Alte nicht mehr kommt!

Und als noch viele Jahre viele Sänger gebahren, aber keiner mehr so mächtig zu rühren, zu ergreifen verstand, und die Enkel von ihren Urvätern erzählten, dafs diese einen

Mann gekannt, welcher seine Gesänge von den Musen selbst gelernt habe, da frug man sich wohl: welche Stadt den Günstling des Himmels gebohren? Und als die Frage einmal so gestellt war, da war es kein Wunder, wenn mehr als Eine Stadt nach dieser Ehre lüstern war, und behauptete: er ist einer von meinen Bürgern gewesen!

Und so wie sich die sieben Städte stritten um Vater Homer, so streiten sich zwei Städte, Benevent und Neapel, um den heiligen Januarius. Keine von beiden kann freilich ihre Ansprüche durch ein Taufbuch beweisen; die Neapolitaner müssen zugeben, dafs ihr Heiliger, Bischof zu Benevent gewesen ist; aber dafs ihn ihre Stadt gebohren, diese Ehre lassen sie sich nicht nehmen. Er ist, sezen sie hinzu, den 22. April 305, nach Christi Geburt, auf Befehl des Dracontius, Präsidenten von Campanien in der Solfatara, durch das Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht worden, weil er den falschen Göttern nicht

opfern wollte, und hat also auch Antheil an der Inschrift jener berühmten Säule, welche Diokletian in Spanien errichten liefs: Nomine Christianorum deleto, qui rempublicam avertebant.

Eine gottesfürchtige Frau sammelte das Blut des heiligen Märtirers in eine Flasche, und bewahrte es im Stillen, als ein theures Andenken an den frommen Mann welcher mit so vieler Standhaftigkeit das Leben dem Glauben geopfert hatte. Achtzig Jahre nachher wurde sein Körper nach Neapel gebracht, und bei dieser Gelegenheit fieng jenes Blut an wieder flüssig zu werden. Bekanntlich wiederholte sich dieses Wunder seither beinahe jedes Jahr einigemale, und Viele haben es versucht, es natürlich zu erklären. Indefs ist es, wie vorauszusehen war, keinem gelungen; denn wenn der Himmel einmal ein Wunder thun will, so ist es natürlich, dafs er es einrichtet, um nicht von jedem Zweifler erklärt werden zu können. Freilich gibt es

der Vorwizigen genug, die, wenn sie's auch nicht erklären können, dennoch nicht glauben wollen, und es hat uns daher manchmal geschienen, als ob die Art von Wundern, welche die Siamesen von ihrem Heiligen, Pra Ariaharia, erzählen, die beste sei, weil sie alles Nachgrübeln schon von selbst verbietet. Denn wenn sie von ihm sagen: er sei im Umfang kleiner gewesen, als im Durchschnitt, so sieht man, dafs dies ein mathematisches Problem ist, an welchem alle Weisheit der Neutons scheitern mufs.

XVI. Die Neapolitanerinnen.

Die Männerschönheit ist in Neapel zu Hause. Die hohe Schönheit findet sich selten beim andern Geschlecht; aber es fehlt den Neapolitanerinnen nicht an Reizen, um zu gefallen.

Im Ganzen sind sie von kleiner Statur, von lieblichem Wuchs, und frühe von sehr gerundeter Form. Der Busen ist reich, aber nicht weiſs. Lenden und Arme schwellen im Ueberflusse. Ihre Füſse sind kleiner und zärter, als die der Römerinnen.

Sie sind beinahe durchgängig Brünetten im höchsten Grade. Ihr bräunlichter Teint wird nur durch wenig Roth gemildert, und verliert sich in den reichsten Haarwuchs. Das groſse schwarze Auge brennt von Lebens- und Freudenlust. Die Nase ist meistens abgestumpft, der Mund zart, und die Lippen schön geröthet. Ihre Zähne schimmern wie Perlen; doch ist dieser Vorzug nicht so allgemein, wie im nördlichen Italien.

Dafs sie gefallen können, begreift sich; wenn auch gleich ihr Gesicht selten ein schönes Oval bildet. Die Bakenknochen sind gewöhnlich zu stark, der untere Theil der Wangen zu mager. Aber ihre Lebhaftigkeit ersezt alles, was ihnen fehlen kann; und da sie selten eine andre Liebe kennen, als die sinnliche, so erreichen sie ihren Zwek, Begierden zu erregen.

Ihre Kleidung ist in der Regel schwarz von Seide, und der Schnitt derselben der gewöhnliche französische. Nur kömmt des Morgens, wenn sie ausgehn, eine häfsliche Kapuze dazu, welche zwar selten über den Kopf geschlagen wird, aber doch die ganze Figur entstellt.

XVII. Vaterlandsliebe der Neapolitaner.

Der Neapolitaner weiſs recht gut, welchen herrlichen Flek dieses Erdbodens er bewohnt. Ohne die Schönheiten desselben anders, als in seiner körperlichen Behaglichkeit und in der Milde des Klima's zu fühlen, liebt er sein Vaterland über Alles.

Seine Vaterlandsliebe ist aber nicht jene hohe Tugend, welche die Mutter der grösten Thaten ist. Um diese zu besizen, müſste er eine andre Verfassung haben, als die seinige. Die Liebe zu dem Flek, auf welchem man gebohren wurde, ist eine Gewohnheit. Die höhere Vaterlandsliebe liebt in dem Lande nur das Gesez, welches Jedem zu der schönsten Entwikelung seiner Kräfte verhilft.

Der Neapolitaner zieht sein Vaterland jedem andern vor, weil er sonst kein anderes kennt. Er reist selten, und die Allermeisten haben ihre Begierde, die Welt zu sehen, schon

befriedigt, wenn sie in Caserta, Portici und Aversa gewesen sind. Die einzige Roma liegt ihnen so nahe, und dennoch gelüstet es selten einen dahin zu gehen.

Die Begriffe, welche sie daher gewöhnlich vom Auslande haben, sind die beschränktesten und lächerlichsten. Mancher ist im Stande, den Fremden zu fragen: ob es im Norden auch Bäume gebe?

XVIII. Aberglauben.

Die Neapolitaner sind so abergläubisch, als jedes andre Volk. Es gibt bei ihnen Popanze aller Art, so gut, als bei uns, und wenn gleich Niemand noch einen gesehen hat, so glauben sie doch steif und fest daran. Besonders groſs ist die Anzahl der Hexen. Sie haben im Königreich Neapel ihren Versammlungsort wie in Thüringen. Dies ist der Nuſsbaum von Benevent, wo sie zusammenkommen.

Sott' ajero, e sopra vento,
Sotto la noce di Benevento!

Oder in einem schlechten deutschen Reim:

Unter Luft, und über Wind,
Untern Nuſsbaum von Benevent!

ruft die neapolitanische Hexe, und im Augenblik ist sie dort.

Wie es unter diesem Nuſsbaum aussieht, mag Tasso erzählen:

Qui nell' ora, che 'l sol più chiaro splende,
'E luce incerta, e scolorita e mesta;

Quale in nubilo ciel dubbia si vede,
Se 'l di' alla notte, o s' ella a lui succede.

Ma quando parte il sol, qui tosto adombra
Notte, nube, caligine, ed orrore,
Che rassembra infernal, che gli occhj ingombra
Di cecità, ch' empie di Tema il cuore.
Nè quì gregge od armenti a' paschi, all' ombra
Guida bifolco mai, guida pastore:
Nè v' entra peregrin, se non smarrito:
Ma lunge passa, e la dimostra a dito.

Quì s' adunan le streghe, ed il suo vago
Con ciascun di lor, notturno, viene:
Vien sopra i nembi; e chi d' un fero drago,
E chi forma d' un isco informe tiene.
Concilio infame, che fallace immago
Suol allettar di desiato bene,
A celebrar con pompe immonde e sozze
I profani conviti e l' empie nozze.

Gerus. lib. XIII. st. 2, 3, 4.

Um diese Hexen ist es eine sehr gefährliche Gattung von Wesen. Gähnt man z. B.

vor Hunger oder Langerweile, so mache man ja ein Kreuz über den geöfneten Mund, denn dies ist der Augenblik, wo sie und die bösen Geister überhaupt gerne in den Menschen fahren. Der gemeine Neapolitaner unterläfst dies niemals, und es hilft ihm sicher vor den Unholden, wenn es ihm gleich weder den Hunger noch die Langeweile vertreibt. Am Sonnabend bedarf es dieser Vorsicht übrigens nicht, weil an diesem Tage allen bösen Geistern die Kraft zu schaden genommen ist.

Nicht so gefährlich ist das Hausgespenst der Neapolitaner. Wenn eine Wand kracht, oder ein Holzwurm pikt, oder ein ähnliches Zeichen geschieht, so hat das der Scazzamauriello, oder auch Monaciello genannt, gethan. Wer ihn je erblikt hat, bemerkte, dafs er sehr klein und als Mönch gekleidet war. Die Neapolitaner haben, wie man sieht, ihren Mann erkannt, und es ist nur das Unglük, dafs sie den Scazzamauriello zu oft für einen wirklichen Mönch

halten, und nicht genug vor ihm auf der Hut sind.

Sonst haben sie noch mancherlei andern frommen Glauben. Etwas sehr Nüzliches ist es z. B. immer voraus zu wissen, wenn einem ein Unglük bevorsteht. Dies ist bei ihnen der Fall, wenn ihnen das rechte Ohr klingt. Es ist eine jener Stimmen, von denen Wallenstein sagt:

> Dergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel!
> Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,
> Die nur das Unvermeidliche verkünden.
> Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
> Mahlt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
> Geschiken ihre Geister schon voran,
> Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Ein solcher frommer Glaubender war jener neapolitanische Kaufmann, welcher einen förmlichen Kontrakt mit dem heiligen Anto-

nius abschlofs, vermöge dessen er sich anheischig machte, dem Heiligen für seinen Beistand einen gewissen Antheil am Gewinn zu geben, dieser aber versprechen mufste, sonst keine Messe von ihm zu erwarten. Wirklich hat man erfahren, dafs der heilige Antonius in Neapel ein eben so guter Kaufmann ist, als in Portugall General — d. h. die Sachen giengen bald gut, bald schlecht, wie bei den Menschen auch.

Eine schwangere Frau ist in den Augen des Neapolitaners eine heilige Person. Dies ist nun recht lobenswürdig; aber wenn er jedes ihrer Gelüste erfüllt, so mag er doch manchmal von ihr zum Besten gehalten werden. Er mufs es indefs thun, weil er sonst mit einer, in Neapel sehr gewöhnlichen Augenkrankheit (Agliaruole) gestraft werden würde.

XIX. Mäfsigkeit.

Mäfsigkeit im Essen und Trinken verräth immer eine Anlage zu hohen Tugenden. Schwerlich ist je ein wirklich grofser Mann ein Freund der Tafelfreuden gewesen, und Alexander hörte auf jenes zu sein, als er dieses wurde.

In so fern läge in den Neapolitanern ein hoher Beruf zu Ausbildung und Benuzung ihrer Kräfte. Ihr körperliches Bedürfnifs ist mit Wenigem zu befriedigen. Sie essen nicht leicht, ehe sie Hunger haben, und trinken nur, wenn sie dürstet.

Man sagt von den Bewohnern einiger Inseln der Südsee, sie seien gewohnt, mit einer Handvoll Mais des Tags zu leben. Hat der gemeine Neapolitaner eine Handvoll Maccaroni, so stellt er sich auch zufrieden. Nur wenig mehr, etwa eine Zwiebel und ein Stük Brods dazu, so ist er köstlich gesättigt, und legt sich schlafen, um desto ruhiger zu verdauen.

Auch die Tafel der Reichen ist, in Vergleichung mit andern Ländern, sparsam besezt. Die Schüssel mit Maccaroni darf aber hier eben so wenig fehlen. Etwas Fleisch oder Fisch kommt noch hinzu, und einige Früchte — und das ist das Gewöhnliche.

Nur an Festtagen leidet dieses Alles eine Ausnahme. Am Tage von St. Martin, an Weihnachten, im Karneval und um Ostern wird oft der Erwerb von Monaten aufgezehrt. Die Strafsen sind alsdenn mit einem Vorrath von efsbaren Dingen angefüllt, welcher ein Kriegsheer auf Monate nähren könnte, und von der allesverschlingenden Hauptstadt in Einem Tage verbraucht wird.

XX. Fleiſs.

In allen groſsen Städten ist die Mittelklasse der Bewohner die ehrwürdigste. Fleiſs, die Mutter aller Tugenden, Mäſsigkeit, die Pflegerin, Sparsamkeit, die Erhalterin derselben, und reine Sitten finden sich unter ihr noch immer, wenn auch rings um sie die Gebrechen der Zeit anstekend wüthen.

In Neapel ist diese Klasse sehr zahlreich, und auch da blieb sie frei von manchen Fehlern, in welchen sich die höchsten und niedrigsten Stände begegnen. Sie bewohnt die alte, innere Stadt, wo keine Paläste, aber hohe, menschengefüllte Häuser stehen, und in den Straſsen die regste Thätigkeit sich bewegt.

Beinahe jedes Gewerbe hat — wie dies überhaupt ehmals in ganz Italien der Fall war — sein bestimmtes Quartier, oder wenigstens eine eigene Straſse. Dadurch wird ein edler Wetteifer unter den Handwerkern

unterhalten, weil die schlechte Waare sich unter der guten um so deutlicher unterscheidet. Auch werden dadurch die Preise fester, und der Betrug verhindert, eine Sache über ihren Werth anzuschlagen.

Alle Arbeitsbuden sind im Erdgeschofs. Jeder ist vor den Augen des Volks beschäftigt, und der Faule wird unter den Fleissigen zum Schimpfe. Hieher gehe also, wer sich mit dem dolce far niente der Italiener versöhnen will; er wird nur den erfreulichen Anblik einer wohlhabenden, thätigen und somit glüklichen Menschenklasse geniessen.

Diese Menschen sind gute Bürger. Die Noth der Zeit trift sie niemals so hart, weil sie in guten Zeiten immer auch der schlimmen gedenken. Ihre Kraft und ihr Zusammenstimmen ist am furchtbarsten, wenn sie sich erheben. In ältern Zeiten waren es in Italien die Handwerksinnungen, welche den Kampf gegen den Aristokratismus am kraftvollsten bestanden. Heutzutage aber ist, wie

überall, eine politische Indolenz eingetreten. Der Vernünftige weiſs, daſs Volksbewegungen nie zum Volksglüke führen, und daſs für ihn die einmal bestehende Ordnung in der Regel immer die beste ist.

XXI. Wiz.

Zu ihrer natürlichen Munterkeit ward den Neapolitanern eine reiche Dosis von Wiz verliehen. Wir können den Beweis davon nicht besser, als aus ihrer Sprache führen, welche in diesem Punkt einen Vorzug hat, den ihr keine andre streitig machen kann.

Der Wiz bedarf für die Hauptgebrechen der Menschen eines Vorraths mannigfaltiger Ausdrüke, um damit desto unbefangener spielen zu können. Wir würden kaum zu Ende kommen, wenn wir alle Bezeichnungen, welche der neapolitanische Dialekt für jede Gattung von Geistes- und Körperschwachheiten besizt, aufzählen wollten.

Für einen Religionsheuchler, den der Toskaner un Bacchettore nennt, hat er z. B. folgende, sehr wizig bezeichnende Ausdrüke:

Cuollo storto, Krummhals, wegen der Neigung dieser Klasse von Menschen, den Kopf auf die Schulter zu hängen, als ob sie

mit dem einen Auge die Erde, und mit dem andern den Himmel ansehen wollten. Es ist unser deutsches Kopfhängen.

Cuollo de mpiso, Hals eines Gehangenen, von derselben Stellung des Kopfs.

Roseca paternuostre, Rosenkranznager.

Sacco d'ostie, Hostiensak, von dem häufigen Kommunizieren dieser Leute.

Faccia de Zaffarana, Safrangesicht, weil auch in Neapel den Heuchlern häufig jener falsche Abglanz des Himmels auf dem Gesichte liegt, wie den unsrigen.

Eben so bildlich bezeichnend sind unzählige ihrer Ausdrüke. Z. B.

Meza festa, ein Einäugiger, weil an den halben Festen die Buden nur halbgeöfnet sind.

Sciosciala, ca vola, blase, so fliegt's weg, ein Unbeständiger.

Porta pollastre, ein Kuppler, weil er ein Geschäft betreibt, das er nicht geniesst, wie einer, der Hühner trägt, ohne sie essen zu dürfen.

F a r c a n n o l i c c h j, tief in Gedanken sein. C a n n o l i c c h i o ist eine Art von Muschel, welche im Sande stekt. Um diese zu finden, wandeln die Fischer langsam und barfufs über den Sand. Sie drüken dabei immer mit den Fufssohlen auf; und fühlen sie sich etwas gestochen, so graben sie nach und finden die Muschel. Von weitem scheinen sie peripatetische Filosofen, welche in tiefes Nachdenken versunken sind.

V e v e r e a l l o c a t o, aus dem Eimer trinken, keine Hörner haben. C a t o ist eine Art von Wassereimer, welcher obenüber einen Henkel hat, und aus welchem niemand trinken kann, welchem jenes Zeichen an der Stirne steht.

M m o c c a m e n n u n o, ein dummer Maulaffe, weil dergleichen Leute gewöhnlich den Mund offen haben.

R o s e c a c h i u o v e, ein Geiziger, der selbst die Nägel abnagt.

Um den Wiz der Neapolitaner noch weiter zu beweisen, könnten wir auf ihre vielen Theaterstüke aufmerksam machen, und besonders auf diejenigen verweisen, welche aus dem Stegreif aufgeführt werden. Aber wo die Sprache selbst den Beweis so offen hinlegt, bedarf es unsers Bedünkens keiner weitern Gründe.

XXII. Frivolität.

Es ist bekannt, wie leicht sich durch die Religion auf dieses Volk wirken läfst. Mit geringer Mühe wekt man den Religionsfanatismus in ihm; und ist er einmal erwacht, so bewegt man es durch ihn, zu was man will. Leider hat man es nie der Mühe werth gefunden, ihn für eine gute Sache zu beleben.

Einzelne Züge dieser Blätter haben das sonderbare Gemische von Religiosität und Religionsverachtung bezeichnet, welches im Karakter der Italiener überhaupt, hervorstehend aber in dem des Neapolitaners sichtbar ist. Ihm ist die Religion eine Trösterin in der Noth, und es fällt ihm selten anders ein, bei ihr Zuflucht zu suchen, als wenn ihn jene gewaltige Gebieterin antreibt. In solchen Augenbliken liegt er aber auch ganz zerknirrscht auf den Knien, bereut auf das innigste seine Sünden, und fafst Vorsäze der

Besserung, welche der nächsten Versuchung unterliegen.

In solchen Zügen ist sich der grofse Haufen der Völker im Grunde überall ähnlich. Aber zu einem so frechen Muthwillen mögen wohl nur die Neapolitaner von ihrer Zerknirschung übergehen können.

Auf allen Fahrzeugen ihrer Schiffleute ist das Bild des heiligen Januarius angebracht. Um das bekümmern sie sich nun freilich wenig, so lange der Wind gut, die See ruhig ist. Tritt aber eine Windstille ein, oder wüthet gar ein Sturm, dann nimmt man zu ihm seine Zuflucht. O wie lieb, wie theuer ist alsdann der heilige Januarius! Denn verspricht man ihm Messen über Messen, gelobt Reue und Besserung, und meint es wirklich ernstlich. Aber ist der Sturm vorüber, so lachen sie den Heiligen aus wegen seiner Leichtgläubigkeit, und fragen ihn mit einem Schnippchen: ob er sie für solche Narren

angesehen habe, um zu glauben, daſs sie Wort halten würden?

Man hat Beispiele, daſs sie ihre groben Religionsbegriffe so weit offenbarten, den Heiligen selbst mit Ruthen zu streichen, um ihn zur Hûlfe zu zwingen. Das wenigstens haben wir selbst oft genug gesehen, daſs sie seiner Bildsäule auf der Magdalenenbrüke nur dann die Müze abzogen, wenn der Vesuv gerade unruhig war. Blos um diese Zeit war die Laterne vor ihm angezündet. Sonst brauchten sie ihn ja nicht.

XXIII. Bonhommie.

Die Neapolitaner besizen eine, beinahe unüberwindliche Bonhommie. Ein einzelner Mensch, der mit einer ähnlichen Dosis begabt ist, heifst in der Gesellschaft manchmal ein dummer Tropf. Seine Gutmüthigkeit ist mit einer so dauerhaften guten Laune gepaart, dafs alle Pfeile des Wizes und der Bosheit unverwundend von ihm zurükprallen.

Wo er sich belustigt, und wo er sich erbaut, im Theater und in der Kirche, an der Strafseneke, wo ein Franciskaner haranguiert, und vor dem Tisch, von welchem sein Polecenella herabpredigt, läfst sich der Neapolitaner unaufhörlich Sottisen sagen. Sein Priester nennt ihn einen Schurken, sein Lustigmacher einen dummen Maulaffen, und er glaubt beiden, dem ersten mit reuevollem, dem zweiten mit lachendem Gesichte.

Wir waren mehreremale Zeuge seiner Gutmüthigkeit, und wufsten nicht, ob wir uns

mehr über sie, oder über die Unverschämtheit des Sprechers verwundern sollten. In einem Schauspiel machte der Polecenella einen Erzdummkopf. Die andern Personen des Stüks riethen hin und her, von welcher Nazion der Pinsel sein müsse. Sara Napoletano — es wird ein Neapolitaner sein — hiefs es endlich, und die Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter des Beifalls aus.

Ein anderesmal sollte der Polecenella in ein Thier verwandelt werden, und hatte die Wahl, in welches. — Nur in keinen Esel, gab er zur Antwort; denn da unten — indem er aufs Parterre deutete — sind deren schon so viele. — Und das Parterre freute sich höchlichst über dieses Kompliment *).

*) Auch die geistvollen Athener liefsen sich von ihren Komikern so viel gefallen, und zu einer Zeit, wo das Volk noch furchtbar war. Man nehme nur folgende Stelle aus Aristophanes Fröschen:

v. 274.

Bacchus fragt den Xanthias:

Eine solche Gutmüthigkeit ist ein lächerlicher Fehler. Das mag er Vielen auch scheinen, wenn wir ihnen einige Beispiele von dem Verhältnifs der Herren zu ihren Bedienten erzählen.

Ein Franzose fuhr mit einer vornehmen neapolitanischen Dame spazieren. Sie erzählte ihm etwas, und berief sich immer auf ihren Bedienten, der hinten aufstand, und es auch jedesmal bestätigte. Endlich klopfte sie dieser auf die Schulter. Sie kehrte sich um; mi favorirebbe una presa? (Möchten Sie mir wohl eine Prise geben?) frug er; und lachend sagte ihm die Dame, indem sie ihm ihre Dose reichte: briccone, quante volte m'incommodi. (Du Vogel, wie oft inkommodierst du mich.)

Κατειδες 'ουν που τους πατραλοιας αὐτοθι,
Και τους ἐπιορκους, ὡς ἐλεγεν ἡμιν;

Xanthias:

Συ δ' οὐ;

Dion gegen die Zuschauer:

Νη τον Ποσειδω ἔγωγε και νυνι γ' ὁρω.

Davon sind wir selbst Zeuge gewesen. Ein vornehmer Neapolitaner kam an eine Bude gefahren, und kaufte etwas ein. Er hatte nicht Geld genug bei sich, um zu bezahlen, und der Kaufmann wollte nicht borgen. Statt wegzufahren, und das Geld von Hause zu schiken, gieng der Herr hinaus zu seinem Kutscher, und entlehnte von ihm, was er in der Tasche hatte. Als dies nicht zureichte, schoſs einer von den zween Bedienten, die er bei sich hatte, das Fehlende zu.

XXIV. Höflichkeit der Neapolitaner.

Neapolitaner. Schiavo, Padrone mio!

Fremder. Servo suo, Signor Gaetano.

Neapolit. Come sta l'Eccellenza sua?

Fremder. Bene, per servista. Come sta la Signora?

Neapolit. Assai bene. È sua serva a tutti suoi commandi.

Fremder. E la Signorina?

Neapolit. 'E a suo servigio *).

*) N. Ihr Sklave, mein Gönner!
F. Ihr Diener, Herr Gaetanus.
N. Wie befinden sich Ew. Excellenz?
F. Aufzuwarten, recht wohl. Und wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?
N. Sehr wohl; sie ist Ihre Dienerin zu allen Befehlen.
F. Und die Jungfer Tochter?
N. Ist ganz zu Ihren Diensten.

XXV. Prozefssucht.

Unbestimmtheit und Widersprüche der Geseze, Unwissenheit und Bestechlichkeit der Richter thun in jedem Lande die Wirkung, dafs das Unrecht zum Recht verdreht wird. Die überall gleich grofse Neigung zum Bösen aus der Quelle des Egoismus, sucht jeden krummen Weg zu nuzen, der sie zum Zweke führt.

Die Neapolitaner sind ursprünglich nicht streitsüchtiger, als andre Nazionen; dafs sie es sogar weniger, als diese, gewesen sind, beweist die glükliche Zeit des Alterthums, wo beinahe alle Streitigkeiten der Bürger unter sich nach alten Gewohnheiten durch Mittelsmänner entschieden wurden. Das war die Periode, von welcher Statius sagt:

Pax secura locis et desidis otia vitæ
Et nunquam turbata quies somnique peracti:
Nulla foro rabies, aut strictæ jurgia legis
Morum jura viris, solum et sine fascibus æquum *).

*) *Sylv. L. 9.*

Etwas von jenen alten Gewohnheiten ist in Neapel unter demselben Nahmen (Consuetudini) übrig geblieben, und die Geseze des Landes überhaupt müssen ihnen nachstehen, so bald sie entscheiden. Karl II liefs dieses Gemisch von griechischen, römischen und lombardischen Ideen sammeln, und eröffnete dadurch der Chikane ein weites Feld — indem die meisten darunter unverständlich sind, und von einem geschikten Sophisten nach Gefallen hin und her gedreht werden.

Dadurch, und durch die verschiedenen Gesezkodices der verschiedenen Dynastien und Könige sind die Neapolitaner das prozefssüchtigste Volk geworden, und einer ihrer grösten Rechtsgelehrten, Francesco Andrea, bekennt selbst, dafs seine Wissenschaft in Neapel mehr in geschikter Betreibung, als gesezmäfsiger Vertheidigung der Streitsache bestehe *).

*) *Ragion. a' nipoti. cap. 2. „Che al dì di oggi le cause si guadagnano più col maneggiarle che col difenderle.*

XXVI. Heisse Liebe.

Auf dem vulkanischen Boden von Neapel gewinnen Leidenschaften oft eine Stärke, welche zerstörend ist, wenn sie nicht befriedigt werden. Mit welcher Glut liebt die Neapolitanerin! Hat sich einmal ihr ganzes Wesen für einen Mann entschieden, so gibt es in der Welt nichts mehr, was den wilden Gang ihrer Leidenschaft aufhalten könnte. Ehre, Schaamhaftigkeit, äussere Vortheile, Leben — Alles ist nun nichts mehr; sie ist zur Mänade geworden.

Ein Fremder wohnte in einem Hause, in welchem sich ein schönes Mädchen befand, das von einem neapolitanischen Grofsen unterhalten wurde. Sie machte ihm oft Winke; aber aus Furcht vor dem eifersüchtigen Liebhaber, stellt er sich, als ob er nichts bemerke. Eines Abends schikt sie ihm ihren Bedienten, mit der Bitte, sich nur auf einige Augenblike zu ihr zu bemühen, weil sie ihm

etwas Wichtiges zu entdeken hätte. Er steht an; geht aber endlich doch.

Kaum tritt er in ihr Zimmer, so wirft sie sich ihm um den Hals. Länger, ruft sie aus, kann ich es nicht ohne dich aushalten! Ich sterbe vor Liebe zu dir; und jezt hab' ich dich, und will dich nicht loslassen, du mufst diese Nacht mit mir zubringen!

Er ergreift diesen und jenen Vorwand; stellt sich, als ob er krank wäre, schildert ihr die Gefahr für sie und ihn. — Aber sie kann ihn nicht verlassen. Sie will zufrieden sein, wenn er nur diese Nacht neben ihr ruhen will. Sie fleht, sie beschwört ihn, sie fällt ihm schluchzend zu Füfsen.

Er stellt sich endlich, als ob er einwilligte, und geht unter dem Vorwand weg, seinem Bedienten erst Befehle für ihre Sicherheit zu geben. Aber er kommt nicht wieder. Sie wartet an ihrem Fenster, winkt, bispert, ruft, schreit, und schlägt endlich, da sie ihn

das Licht löschen sieht, das Fenster zu, dafs die Scheiben alle herausfallen.

Dies war die Scène einer Nacht. Aber damit gab sie ihre Hofnung nicht auf. Ihre Zudringlichkeit konnte nicht gröfser werden; aber ihre List wurde es. Sie erreichte endlich ihren Zwek, verabschiedete ihren reichen Liebhaber, und ertrug den drükensten Mangel, um den Mann zu besizen, den sie bis zur Raserei liebte.

XXVII. Grausamkeit.

Dafs der Mensch ein freies Wesen ist, könnte er mit der Charta magna beweisen, auf welcher die Thaten aller Jahrtausende aufgezeichnet sind. Die Gegenrevoluzion von Neapel bildet einen, furchtbar grofsen, blutigen Flek in derselben, vor dem der Freund der Menschheit noch zurükbeben wird, wenn auch längst der Nachhall so vieler Seufzer und Jammertöne, welche die angstvolle Zeit gekostet hat, verstummt ist.

Soll ich dich hinführen, Leser mit dem weicheren Herzen, den der Angstschrei eines Thieres rührt, vor das schauderliche Gemählde? Da liegt es noch zusammengerollt! Keine Hand hat es bis jezt ganz aufzuwinden gewagt. Die Hand, so es versuchte, fürchtete, sich zu befleken mit Blute.

Ich bin noch früh genug gekommen, um viele Thränen zu sehen. Ich habe Väter gekannt, denen das Auge im Jammer um den

einzigen Sohn ausgetroknet ist; Söhne, welche oft einen weiten Umweg nach der Kirche machten, um der Stelle nicht zu begegnen, wo ihnen Vater und Mutter geschlachtet wurden. Kinder fand ich, die dasafsen an der Erde und weinten, und antworteten: hier haben sie die Mutter zerfleischt! — Aber einen Vater hab' ich gesehen, der zur Laute ein fröhliches Lied sang, während er eine grofse Gesellschaft bewirthete, und sein einziger Sohn zum Galgen geführt wurde.

Ein nordischer Aberglaube erzählt, dafs nie der Boden vom Blutfleke eines Mordes gereiniget werde. O ihr, mit dem kältern Kopfe, aber dem wärmern Herzen, gute, gefühlvolle Seelen eines rauhern Himmels, ihr möchtet wohl nicht wohnen, wo so viel Blut geflossen ist!

Ich werde euch diese Fleken nicht zeigen. Aber ich mufs euch hinführen auf eine Stelle, wo noch mehr als gemordet wurde. An die Strafseneke, wo der Garkoch seinen siedenden

Oelkessel stehen hat, kam ein armer Republikaner, um sich ein Stük Gebratenes zu kaufen. Es entstand ein unbedeutender Wortwechsel zwischen ihm und dem Verkäufer. Das Volk sammelte sich umher, und endete damit, dem Armen seinen Kopf so lange in das siedende Oel zu tauchen, bis er todt war. — Und sie afsen wieder aus dem schreklichen Kessel!

Es hat Viele gegeben, welche aus ähnlichen Zügen geschlossen haben, dafs eine Nazion, unter welcher dergleichen Gräuel vorfallen könnten, die grausamste sein müfse. Aber welches Volk hat nicht ähnliche Blutschulden auf sich liegen? Sind Revoluzionsepochen nicht Fieberperioden, in welchen der Kranke nicht weifs, was er thut?

Aber diesmal scheint mir der Schlufs nicht ganz falsch. Dieser Zug im Karakter der Neapolitaner läfst sich noch weiter verfolgen.

Wer sich des Viehs nicht erbarmt, wie kann der Mitleid mit dem Menschen haben?

Nirgends wird gewiſs das Thier mit gröſserer Unbarmherzigkeit behandelt, als in Neapel. Wie oft schon sah ich Kutscher zum bloſsen Spasse die Peitsche über das arme Pferd schwingen, wenn sie müssig dastanden, und nichts Schlimmeres zu thun wuſsten! Wie grausam behandeln sie ihre Esel und alle ihre Hausthiere! Wenn sie ein Huhn abschlachten, so ſangen sie damit an, ihm erst die Federn auszuraufen; ehe sie ein Schaaf erwürgen, kreuzigen sie es vorher an eisernen Haken, welche sie ihm durch die Beine schlagen! Wenn sie einen Verbrecher aufhängen, so reitet ihm der Henker auf den Schultern, und läſst sich, zur groſsen Belustigung des Publikums, welches eben eine augenblikliche Rührung gezeigt hat, an dem Leichnam nieder.

Dies sind Züge der Grausamkeit, welche der ganzen Nazion gemein sind. Sie erkennen sich in einem Geschlecht, wie in dem andern; kein Stand ist davon frei; kein Alter macht es besser. — Sie sind sich alle gleich,

und lassen bange sein vor den Schreken der Anarchie, welche diesem schönen Lande nicht mehr ferne sein dürften *).

*) Geschrieben im Jahr 1804.

XXVIII. Talent zum Burlesken.

Die Einmischung des Burlèsken in die ernsthaftesten Gegenstände wird bei Gelegenheit des Polecenella gezeigt werden. Die Neapolitaner samt und sonders sind gebohrne Polecenella's. Wir sezen hier das eigene Bekenntnifs eines unter ihnen her:

« Ihr habt eine schöne Entdckung an unsern Poeten gemacht, » schreibt er seinem Freund, « und habt ganz recht, wenn Ihr behauptet, dafs wir alle singen und Verse machen. Aber das Beste vergafset Ihr doch, und das ist: dafs wir alle, samt und sonders in Neapel, Polecenella's sind. Wenn ein Junge bei uns einen Spafs machen will, so zieht er ein langes Hemd an, sezt sich eine Düte von Papier auf, und sagt, er sei der Polecenella. Weint dem Kindsmädchen sein Kind, so macht es den Ton eines gewissen Windes nach, und heitert es damit auf. Wenn euch einer etwas erzählen will, so fängt er an:

jezt will ich dir was Lustiges erzählen. Sehen wir einen grofsen Menschen, so nennen wir ihn eine Mefsruthe, einen Rebenpfahl u. s. w. Aehnliche Ausdrüke haben wir für kleine, magere und fette Leute; kurz, wenn wir Alles zusammennehmen und gerecht sein wollen, so müssen wir bekennen, dafs wir mehr Talent zu Buffonerien, als zur Poesie haben *)."

*) Aus dem Vernacchio, einer kleinen, drolligen, im neapolitanischen Styl verfafsten Schrift. Die Stelle konnte nicht getreuer, als so gegeben werden.

XXIX. Vorliebe für ihre Sprache.

Die Italiener überhaupt sind sehr stolz auf ihre Sprache; aber die einzelnen Völker unter ihnen lieben ihren Nazionaldialekt so sehr, dafs ihn die Leute aller Klassen unter sich reden, und nur dem Fremden zu Lieb sich zum reinen Toskanischen bequemen.

Oft ist diesem sogar die Herrschaft streitig gemacht worden, und die Neapolitaner und die Sicilianer besonders stüzen ihr Recht auf die frühe Ausbildung ihrer Dialekte. Die lezten haben sogar Gedichte aus den Zeiten der schwäbischen Kaiser, und Dante selbst bekennt, dafs man noch zu seiner Zeit alle Sprache der Poesie seines Vaterlands sicilianisch genannt habe *). Auch gesteht er, dafs der Pugliesische Dialekt, welcher heutzutage in der Stadt Neapel der herrschende ist, sehr schöne Ausdrüke habe **).

*) *Della volgare eloquenza. cap. XII.*

**) *Hanno politamente parlato, e posto ne le loro canzoni vocaboli molto cortigiani.*

Die neapolitanischen Schriftsteller finden daher den Grund, daſs der toskanische Dialekt den Sieg davon getragen habe, nur in der Schreibseligkeit der Toskaner, und in dem Mangel an Vaterlandsstolz ihrer Voreltern, welche vom 13 — 16ten Jahrhundert immer in lateinischer oder toskanischer Sprache geschrieben, und erst nach dieser Zeit angefangen haben, ihren Dialekt zu Werken der Dichtkunst zu gebrauchen.

Mögen sie nun recht haben, oder nicht, wenn sie das Horazische:

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui,

auf sich anwenden. Sie sind wenigstens so fest von der Vortreflichkeit ihres Dialekts überzeugt, daſs sie auch in neuern Zeiten immer lieber in lateinischer, als in toskanischer Sprache geschrieben haben.

Ihr vaterländischer Dialekt wird in allen Gesellschaften aller Stände, und selbst in gerichtlichen Verhandlungen gesprochen. In

Bezug auf die leztern erzählt man daher folgende Anekdote:

Ein toskanischer Advokat klagte in einem Gerichtshof von Neapel einen Bürger der Stadt, Nahmens Biagio, an, und sprach das Wort immer so aus. Sein Gegner liefs ihn zu Ende sprechen, und frug, als er fertig war: wann kommt Ihr denn an die Anklage meines Klienten? — Seid Ihr taub? erwiederte der Toskaner erstaunt; ich rede ja schon eine ganze Stunde gegen ihn. — Mein Klient, gab der Neapolitaner zur Antwort, heifst Biaso, und nicht Biagio. (Dies ist die verschiedene Aussprache.) Ich weifs von keinem Biagio; wollt Ihr den Biaso anklagen, dann hab' ich zu antworten. — Die Richter hoben lachend die Sizung auf, und der Neapolitaner hatte seine Absicht erreicht, und Aufschub gewonnen.

Noch lächerlicher wird diese Nichtanerkennung des Toskanischen in folgender Begebenheit, die sich in Neapel zutrug:

Ein florentinischer Priester begleitete einen Verbrecher zum Galgen. Auf dem Wege dahin frug er diesen, wie er hieſse? — Pascariello war die Antwort, welches im Toskanischen Pasquale heiſst. — Nun, fieng der Priester an, freue dich, lieber Pasquale, heute wirst du mit dem heiligen Pasquale im Paradies zu Tische sizen. — Ach, seufzte der arme Sünder, ich heisse ja Pascariello, und nicht Pasquale; da werd' ich wohl fasten müssen!

XXX. Betrügereien.

Die Italiener pflegen zu sagen: In Neapel wird der ehrlichste Mann ein Spizbube. In der Handlungswelt sind die Neapolitaner auch wirklich sehr verschrien, und die fides neapolitana heifst ungefähr eben so viel, als ehmals und heutzutage noch græca fides. — Indefs sind wir berechtigt zu glauben, dafs sie in den meisten Fällen ihr Wort darum nicht halten, weil sie in ihrem Leichtsinn zu viel versprochen haben, und weil durch den gerichtlichen Gang solcher Streitigkeiten jeder Betrug geheiligt wird, so bald er zum Vortheil des Betrügers entschieden wird.

Um aber zu zeigen, dafs es den neapolitanischen Betrügern eben so wenig an Schlauheit und Scharfsinn fehlt, als den Londnern, wollen wir hier einige merkwürdige Beispiele anführen.

In der Bude eines Wachskerzenverkäufers

fand sich ein Unbekannter ein, und kaufte gegen gleich baare Bezahlung für ungefähr 5000 Dukati Kerzen. Er hatte einige Lastträger bei sich, welche die Waare sogleich forttrugen, und blieb, bis dies geschehen war, mit seinen zween schweren Geldsäken, durch welche Gold und Silber hindurchschimmerte, stehen.

Nun fieng er an aus einem Sake Geld zu nehmen, und bis auf 20 Dukati zu zählen. Da erschienen einige Bettler, und foderten ein Almosen von ihm. Als ob er ärgerlich wäre, im Zählen unterbrochen zu werden, kehrt er sich um, und heifst sie zum T.. gehen. Die Bettler werden ungestümer, er hiziger, und fängt an heftig über sie zu fluchen. Einer der Bettler wird grob, und sagt: du magst mir auch ein rechter Jakobiner sein!

Nun konnte man einem dazumal nichts Härteres und Gefährlicheres sagen, als dies. Die Wuth des Unbekannten war also ganz begreiflich, als er seinen Stok nahm, und

dem Bettler, welcher sich auf die Flucht machte, nachlief. Aber das konnte der Verkäufer nicht begreifen, dafs sein Mann nicht wieder zurükkam. Man wartete lange, untersuchte endlich die Geldsäke, und fand, dafs sie nichts, als falsches Geld enthielten, auf welchem nur oben etwa 40 Dukati guter Münze lagen.

Einst trat ein junger Fremder an den Tisch eines Limonadeverkäufers, und trank ein Glas Eis. Ein sehr gut gekleidetes Frauenzimmer kam zu gleicher Zeit, und foderte eine Limonade. Sie trank, und wollte bezahlen. — Nun findet sie aber zu ihrem grösten Schreken, dafs sie kein Geld in der Tasche hat.

Der Fremde erbietet sich, diese Kleinigkeit für die schöne Frau zu bezahlen. Sie nimmt es mit vielem Anstand an. Er will die glükliche Gelegenheit verfolgen, und bietet ihr seinen Arm, um sie nach Hause zu führen.

Sie läfst es sich gerne gefallen. Manche Strafse durchwandert er mit ihr. Sie gibt

ihm eine Prise Tobak, er macht noch einige Schritte, und fällt, wie todt, zur Erde.

Nun fängt sie an zu jammern: ach mein Mann, mein armer Mann! Er ist todt! O ich Unglükliche! — Jedermann läuft herbei, und man sagt ihr, daſs vielleicht noch Rettung sei, sie solle einen Arzt holen. — Ach ja, erwiederte sie, als ob sie sich besänne; aber so kann ich ihn doch nicht unter lauter fremden Leuten liegen lassen.

Sie nimmt ihm daher Geld, Uhr, Ring, und was er in den Taschen hat, ab, und eilt davon. Jedermann findet das vernünftig. Nach einigen Minuten kommt der Fremde wieder zu sich. Er wundert sich, sich in diesem Zustand zu erbliken. Man tröstet ihn, daſs seine Frau gleich mit dem Arzt zurükkommen würde! — Da erkannte er, wie schlau er betrogen worden war.

XXXI. Diebereien.

Man hat viel von Diebsschulen gesprochen, welche in Neapel sein sollen. Ich habe nichts davon erfahren können, ob ich mich gleich überzeugt habe, dafs es Leute genug in dieser Stadt gibt, bei welchen das natürliche Talent den Mangel an künstlicher Ausbildung ersezt.

Dafs in Neapel mehr gestohlen werde, als in andern grofsen Städten, möchte ich nicht behaupten. Der Pöbel befriedigt seine wenigen Bedürfnisse so leicht, dafs er schon aus Bequemlichkeit das fremde Eigenthum schont. Geseze und gute Grundsäze halten ihn nicht zurük. Eh' er hungert, stiehlt er lieber; aber wie wenig bedürfen diese Diogene?

Ohne ihnen Unrecht zu thun, darf man behaupten, dafs unter der grofsen Menschenklasse, welche durch die Eitelkeit der Vornehmern, dem Akerbau und den Gewerben entrissen wird, die der Bedienten die verworfenste in Neapel ist.

Im Müssiggang geht auch der beste Mensch zu Grunde. Bei diesen wirkt noch die schlechte Bezahlung und das Beispiel ihrer Herren. Es ist darum eigentlich konvenzionell geworden, dafs die Bedienten ihre Herren bestehlen, wo sie können. Das italienische Wort buscare drükt die Art ihres Diebstahls aus, und bezeichnet den Kleinhandel der Unehrlichkeit, auf alles, was man für die Herrschaft einkauft, oder bezahlt, einige Groschen zu gewinnen. Jedermann weifs das; aber alle Mühe es zu verhindern, ist vergebens. Folgende Anekdote ist sehr karakteristisch dafür:

Der sicilianische Fürst F.... wollte einen Bedienten annehmen, und frug ihn: was er monatlich verlangte? — Fünfzehn Dukati war die Antwort. — Gut, sagte der Fürst; ich will dir statt fünfzehn, dreissig geben; aber dann mufst du nicht buscare. — Da kann ich Ihre Dienste nicht annehmen, erwiederte der Bursche, und gieng weg.

XXXII. Liebkosungen.

Die Liebkosungsworte der Neapolitaner scheinen aus einer unschuldigen Hirtenwelt zu stammen, in welcher sich die Armuth der Sprache durch Bezeichnung des Aehnlichen zu helfen sucht.

Dies ist z. B. der Fall, wenn sie zärtliche Liebkosungen Vruoccoli nennen, welches eigentlich der Nahme der, in Neapel so sehr beliebten Blumenkohlgattung (Broccoli) ist. Wenn der neapolitanische Jüngling sein Mädchen Carciofolo mio (meine Artischoke) anredet, so thut er weiter nichts, als was Horaz auch gethan hat, wenn er sein liebstes Mädchen, die er gar nicht vergessen kann, weil sie ihn auch ohne Geschenke lieb gewonnen hat, Cinara nennt, welches in der griechischen Sprache das Nehmliche bedeutet.

Manchmal kost er sie: Annecchia mia! (meine jährige Kuh), manchmal pecora

mia! (mein Schäfchen), und erinnert dabei an das hohe Lied; manchmal Anguilla mia! (mein Aal), und bezeichnet damit sein schmukes, flinkes Mädchen, das ihm jeden Augenblik aus den Händen wischt; oft Lacerta mia! wie Göthe eine gewisse Klasse der Venezianerinnen Lacertchen; am häufigsten Pepella mia! (mein Augapfel), wie auch wir gerne das Theuerste, was wir haben, und was uns die ganze Welt zurükspiegelt, bezeichnen.

XXXIII. Zeichensprache.

Bei den Römern gab es schon gesprächige Finger, (manus loquaces. Petron. fragm.) und ihre Mimik hatte eine Stufe von Ausbildung erreicht, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können.

Wenn irgendwo noch etwas von dieser Art Beredsamkeit zu finden ist, so trift man es in Neapel und Sicilien an.

Beim Neapolitaner wird Alles zum Zeichen. Jeder hat sein Gewerb in effigie vor der Thüre hängen; seine meisten Ausdrüke sind bildlich; seine Sprache reich an den kühnsten Allegorien. Selbst für seinen eigenen Karakter hat er im Polecenella das Symbol erfunden.

Es gibt eine natürliche und eine verabredete Mimik. Jene ist das Eigenthum aller Nazionen, nur ärmer oder reicher bei jeder nach dem Grade ihrer Lebhaftigkeit. Die verabredete ist das Werk des Bedürfnisses,

eine Kunst, die man lernen mufs. Jene wird von Jeglichem verstanden.

In beiden sind die Neapolitaner ausgelernt. Von einem Hause zum andern unterhalten sie sich, ohne den Mund zu öfnen. Die Gränze einer solchen Unterhaltung ist natürlich nur auf die gewöhnlichen Bedürfnisse eingeschränkt. Ueber Gegenstände der Politik, der Literatur und der Filosofie fühlt man im Süden selten ein Bedürfnifs, sich mitzutheilen.

Für geheime Verhältnisse wird diese stumme Sprache hauptsächlich gebraucht. Darin erhält ein Mädchen die erste Liebeserklärung; darin erwiedert es sie. In ihren Zeichen erfährt der glükliche Liebende den Tag, die Stunde, den Ort, wo er seine Geliebte finden kann; in denselben erhält er auch die abschlägige Antwort, findet man es anders der Mühe werth, ihm eine zu geben.

Wenn die Neapolitanerin auf ihrem Balkon mit dem Zeigefinger der rechten Hand einen

halben Kreis durch die Luft beschreibt, so heiſst das Ein Tag. Macht sie daher um Haupt und Busen einige Bewegungen, als ob sie sich ankleidete, deutet hinunter auf die Hausthüre, und legt die Hand aufs Herz, so bedeutet das: sie werde kommen. — Aber wann?

Nun beschreibt sie den genannten Kreis, und verlängert ihn noch unter den 180sten Grad. Wer versteht es nicht? — Also nach Sonnenuntergang.

Von Sonnenuntergang an werden die Stunden gezählt. — Um welche Stunde wird sein Liebchen erscheinen?

Sie hebt drei Finger in die Höhe, und legt alsdann Einen auf den Mund. — Drei Stunden nach Sonnenuntergang wird sie leise, leise auf den Zehen geschlichen kommen.

Es ist unartig, sie so weit zu beobachten. Sie kommt gewiſs, darauf können Sie sich verlassen.

Aber werden Liebende in Deutschland nicht auch zuweilen so beredt? — Was vermag die Liebe nicht?

XXXIV. Qui pro quo's der Sprache.

Sprachen sind so unschuldig, wie die Kinder. Sie plaudern auf die gutmüthigste Weise oft Geheimnisse aus, die man sie aus Sorglosigkeit anhören liefs. Wer daher klug ist, gibt genau auf die Kinder der Häuser Achtung, welche er oft besucht.. Mit etwas Aufmerksamkeit und Menschenkenntnifs kann er aus den unschuldigen Aeusserungen der Kleinen vernehmen, wie es im Hause steht, und noch sicherer aus ihrem Betragen gegen ihn schliessen, wie er im Hause steht.

Qui pro quo's überhaupt sind oft eben so verrätherisch. Die Sorglosigkeit hat sie gebohren, und häufig geben sie die Wahrheit, wo eine Lüge beabsichtigt wurde.

Dies nun vermeinen wir gerade damit nicht zu sagen, wenn wir über die Qui pro quo's der neapolitanischen Sprache lachen. Wenn sie zum Beispiel einen vornehmen Mann einen

Huomo di coscienza (einen gewissenhaften Mann), einen Erzspizbuben einen Barone, einen Kuppler einen Conte, und einen Quidam überhaupt einen Cristiano nennt, so hat sie sich doch wohl nur lächerlich vergriffen. Aber unbegreiflich ist es, wie die Sprachlehrer selbst diese Irrthümer geheiligt haben, indem sie jene Ausdrüke mit den genannten Bedeutungen in ihre Wörterbücher eintrugen *).

Desto aufrichtiger ist diese Sprache aber, wenn sie einen völlig souverainen Fürsten einen Ddeirazia (von Gottes Gnaden) nennt. Denn offenbar kann man die absolute Gewalt über ein Volk nur durch Gottes Gnade besizen.

Manche mögen sie eben so lobenswerth finden, wenn sie eine Hausfrau eine Majestà (Majestät) nennt.

*) Siehe das *Vocabolario delle parole del dialetto Napoletano, che più si scostano del dialetto toscano, dogli Accademici filopatridi. Napoli.* 1789. 2 Bde.

XXXV. Metaphern und Übertreibungen der Neapolitaner.

Der Neapolitaner ist ein grofser Freund vom Singen und Lärmen. Er kann nicht lärmen, ohne zu singen; nicht leicht singen, ohne zu lärmen.

Kaum hat er eine halbe Wassermelone im Korb, so fängt er damit einen Lärm an, als hätte er den Kaiserbrillanten zu verkaufen. Er läuft dabei mit einer Geschäftigkeit hin und her, als ob er das wichtigste Geschäft betriebe. An seiner Weise etwas zu thun, erkennt man nicht leicht, was er thut.

Er treibt es aber immer mit seiner gewöhnlichen Munterkeit, welche ihm das ganze Leben nur zu einem Spiel macht. Er sucht es zu verschönern, wie er immer kann; sein reicher Wiz, seine blühende Einbildungskraft lassen es ihm nie am gehörigen Schmuke fehlen.

Darum ist er auch so stark in Metaphern, die er überall anbringt, wo es nur immer

geschehen kann. So ruft er nicht leicht: Wassermelonen, kauft! sondern: kauft Zükerchen!

O wie sie rauchen! — heifst bei ihm: gebratene Kastanien, welche noch frisch sind, wenn sie rauchen.

O wie sie aufgehn! — So ruft der Maccaroniverkäufer, weil es das Kennzeichen der guten Maccaroni ist, dafs sie aufgehn, so wie sie warm werden. Er hat daher immer welche in der Hand, um den Zweifler zu überzeugen.

Schneid' sie auf, wie sie roth ist! — Ist eine andre Art, die Liebhaber zu den Wassermelonen zu loken, weil auch dies für ein Kennzeichen ihrer Güte gilt.

Etwas zu knappern! — ruft er, und nicht: kauft Nüsse! wie an andern Orten. Nennt er aber auch einmal etwas bei seinem wahren Nahmen, so ist es nicht ohne Uebertreibung und Spässe. Zum Beispiel: Maulbeeren, wie Pflaumen; Kirschen,

wie Aprikosen; Feigen, ohne Knochen! — so weiſs er immer die Käufer auf sich aufmerksam zu machen, und schon zum voraus ihre Laune für sich zu stimmen.

Höchst komisch werden diese Uebertreibungen, wenn er einem Andern etwas Böses wünscht. Schlechtweg sagt der Römer und der Toskaner: daſs dich das Uebel treffe! (il malanno, che Dio ti dia!) Damit begnügt sich aber der Neapolitaner nicht, sondern ruft aus: daſs dir tausendfaches Unglük über den Hals komme, männliches und weibliches! (che te vengono mille malanne, mascolo e femine!) Oder auch: suche dich tausendfältiges Elend als Fideicommiſs heim! (che te vengono mille malanne collo fidecommisso!) damit es auf Niemand anders übergehe, sondern bei ihm bleibe. Eben so wizig flucht er: stelle sich das Unglük mit einem reichen Mehlvorrath bei dir ein! (che te vengono mille malanne

colla farina appresso!) Er vergleicht dabei das Unglük mit einer Armee, welche ohne hinlänglichen Proviantvorrath eine sehr unsichere Stellung hat.

Darum heissen die Neapolitaner Spuarcioni *), welches sich dem deutschen Aufschneider nähert.

*) *Perchè squarciano e dilatano la verità coll' amplificazione.*

Vocab. napolet.

XXXVI. Neapolitanischer Gesang.

Wenn Bako sagt, „die Dichtkunst seie dem Menschen deswegen gegeben, dafs er durch sie einen Schatten von Wohlsein auch da erhalte, wo die Natur der Dinge keines gegeben hat," so scheint uns dieses ganz besonders auf die Neapolitaner anwendbar zu sein. Sie singen unaufhörlich, und es sind hauptsächlich drei Gegenstände, von denen sie singen: Von den schönen Pferden des Königreichs, von den klaren Wassern, und von der Liebe. Nun haben sie wirklich wenig schöne Pferde, wenig klares Wasser, ausser dem Meere, und nur selten Liebe, die des Gesangs werth ist; sie singen also das dazu, was jenen drei Gegenständen noch abgeht.

Freilich sind ihre Lieder auch darnach. Unter mehreren Hunderten, die auf den Strassen verkauft werden, haben wir auch kein einziges gefunden, welches des Aufbewahrens werth wäre. — Ein neapolitanischer Knabe

könnte lang in sein Wunderhorn blasen, ehe etwas Erträgliches herauskäme.

Die Musik der Sprache ersezt dem Italiener überhaupt häufig den poetischen Gedanken, und der Neapolitaner entbehrt ihn am leichtesten. Stundenlange kann sein Weib ihr Kind im Schoofse wiegend, oder seine Tochter zu ihrer Näherei Reime singen, in welchen kein einziger Gedanke ist. Die Worte werden nach dem Rhytmus ohne Sinn zusammengesezt, und den Reim zu endigen oft genug eigene gebildet.

Ein solcher Gesang hat häufig die doppelte Musik, dafs die Stimmung der Sängerin Worte schaft, die süfs tönen, wie Lerchengesang, wenn Sehnsucht der Liebe ihr Herz bewegt; oder wild rauschend, gleich Sturmwind und fernen Donnern, wenn Hafs, Eifersucht und Neid ihre Brust durchströmen.

Schon in so fern ist die neapolitanische Sprache vielleicht die geeignetste für die Dichtkunst. Sie kommt dem Genie des Volkes

für dieselbe treflich zu statten, und schmiegt sich an jede Gattung leidenschaftlichen Ausdruks.

Den Geist ihrer Poesie betreffend, ist er kühn und stolz, wie die orientalische. Keine Vergleichung, kein Bild ist ihm zu verwegen. Es muſs ihm dienen, und sollte auch der ruhigere Geschmak des Abendländers darüber die Nase rümpfen.

Dieser Geist offenbart sich selbst in den gewöhnlichsten Aeusserungen des Volks. Und wie unterscheidend von andern Nazionen! Wenn der Toskaner am Hafen von Neapel seine Barke ausbietet, so ruft er schlechtweg: A Livorno! a Livorno! — A Zene! a Zene! schreit der Genueser; a Paliermo! der Sicilianer; — aber das ist dem Neapolitaner viel zu wenig. O bene mio, ruft er halbsingend, che bella galera sparmata, simmo sette lejune, che nce gliottimmo sso mare'n quatto saute, volimmo ire a fa li caudare!

D. h. O mein Schäzchen, welch eine schöne Galeere mit vollen Segeln und Wimpeln; wir sind sieben Löwen, in vier Tagen trinken wir das Meer aus, gehn wir!

Und das Alles heiſst nichts weiter, als: schift euch mit uns ein! — Wer sollte den sieben Löwen widerstehen können?

XXXVII. Der heilige Januarius.

Der heilige Januar hat sich in den lezten Zeiten etwas verdächtig gemacht. Wäre der Karakter der Nazion weniger flüchtig, so hätte es ihm ergehen können, wie dem goldenen Lamm der Israeliten; man hätte seine silberne Statue eingeschmolzen, und seiner Verehrung wäre mit Hohn gedacht worden.

Es ist bekannt, daſs ein förmlicher Prozeſs gegen ihn anhängig gemacht wurde. Die Beweise für seine jakobinischen Gesinnungen waren triftig genug. Er hatte ja das Wunder mit seinem Blute zum Vortheil der Republikaner vor sich gehen lassen.

Aber das ist nun vergessen. Er hat seine Stelle als Schuzpatron von Neapel wieder eingenommen, und die Gläubigen sind versöhnt. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit floſs sein Blut seit seiner Wiedereinsezung jedesmal, wenn gleich sein Schaz beträchtlich ärmer geworden ist.

Ich will mich nicht mit Erklärungen abgeben, wie das Wunder geschieht; denn darum ist es ja eben ein Wunder, weil man es nicht erklären kann. Genug ist es zu bemerken, dafs in Neapel auch noch andre Leute steif und fest daran glauben, als nur der Pöbel.

Acht Tage vorher, ehe das Wunder geschieht, finden sich ein Halbduzend alter Weiber um den Altar des Heiligen ein. Sie sind alle aus dem Quartier, in welchem er gebohren ward. Mehrere stammen aus seiner Familie selbst ab, und erst kürzlich ist eine gestorben, die ihr Geschlecht in gerader Linie von ihm ableitete. Sie hatte dafür täglich einen Piaster aus dem Schaze ihres reichen Ahnherrn erhalten. Diese Weiber, welche mich im Helldunkel der Kirche oft an Makbeths Hexen erinnerten, liegen und knien Tag und Nacht fort um den Altar herum, und beten und heulen unaufhörlich, und schlagen sich an die Brust. Während

das Blut fliefst, sind sie am meisten beschäftigt, und es mag wohl sein, dafs sie im Einverständnifs mit den Priestern sind.

Der neapolitanischen Regierung mufs sehr viel an diesem Wunder gelegen sein. Wenn sie wollte, könnte sie förmlich auf dasselbe spekuliren; denn, was sie auch heute unternimmt, ist morgen gut in den Augen des Volks, sobald das Blut des heiligen Januars fliefst.

Es gibt wenige Wunder, die der Welt etwas genuzt hätten. Dieses gehört auch unter die unfruchtbaren, und es ist kaum abzusehen, warum der Heilige nicht lieber jedes Jahr durch eine zehnfältige Erndte seinen frommen Neapolitanern ein Liebeszeichen gibt. Dafür ist die ganze Sache ein Schauspiel für sie; etwa von der Art, wie man sich gerne durch chemische Kunststüke unterhalten läfst, die man nicht begreift.

Jeder solchen Funkzion geht immer eine Procession voran, oder es folgt ihr eine nach.

Diese Feierlichkeiten sind in Neapel wahre Karnevalszüge. Ich will nur Eine solche, die dem heiligen Januar zu Ehren den 6ten Mai 1804 gehalten wurde, beschreiben.

Die glänzendste Parthie der Procession machten vierzig Heilige, schwer von Silber in Lebensgröfse ausgegossen, und reich vergoldet, und mit Edelsteinen besezt. Mehrere hatten Orden an, und ich erfuhr da zum erstenmal, dafs der heilige Franz Ritter vom goldenen Vliefs ist.

Jede dieser Statuen stand auf einer Tragbahre, welche von einem Halbduzend Lazzari bewegt wurde. Man hatte sie in eigene lange Röke von verschiedenen Farben hineingestekt, und ihnen allen schneeweisse Perüken aufgesezt. Wie närrisch diese gegen die braunen Gesichter und schwarzen Bärte abgestochen haben, kann sich denken, wer sich einen Neger mit einer solchen Perüke vorstellen kann.

Diese Leute erhalten, jeder für seine Mühe, etwa einen Piaster. Darum drängen sie sich

mehr aus Eigennuz, als aus Frömmigkeit, zu dem wirklich beschwerlichen Dienste. Oft unterbrechen sie das andächtige: Ora pro nobis! durch eine Verwünschung des Heiligen, dafs er so schwer sei. Sie lachen gegen ihre Bekannten, und rufen ihnen Spässe zu. Geht einer mit einem Korb Orangen vorüber, so greifen sie kühn nach denselben, und der Heilige, der sich schon zu sehr mit ihnen familiarisirt hat, mufs den Diebstahl durch die Finger anschauen. Auch mufs er es sich schon gefallen lassen, dafs sie, so wie sie ihn niedergesezt und ihren Lohn erhalten haben, in den nächsten besten Weinkeller gehen, sich betrinken, und im Rausche vielleicht einander todtstechen.

Alles drängt sich um die Heiligen. Die Strafsenjungen wollen wenigstens die Ehre haben, auch unter der Tragbahre zu gehen. Unter derselben hervor neken sie ihre Kameraden, und werfen sie gar mit Orangenschaalen. Diese stehen neidisch über die Glüklichen

da, und schimpfen sie und den Heiligen mit groben Worten.

Hinterher geht die Priesterschaft, und den Zug beschliefst ein Trofs Weiber, welche unaufhörlich schreien: San Gennaro, ora pro nobis!

So gieng der Zug nach der Kirche des Heiligen. Er führte durch die Strafse del Mezzocannone, wo ein altes Königsbild steht, welches man den Re del Mezzocannone *) nennt. Dieses hatten sie auf fantastische Weise angemahlt, und ihm eine grofse neapolitanische Kokarde an die Krone geheftet.

In der Kirche wurden die Heiligen sämtlich um den heiligen Januar herumgestellt. Es war eine Staatsvisite, die sie ihm machten, welche viel Aehnliches mit einem chinesischen Tempel voll Pagoden hatte.

*) Der halbe Kanonenkönig.

XXXVIII. Das Blut des heiligen Januarius.

Ich weifs nicht, welcher Kirchenlehrer gesagt hat: sanguis martyrum est semen ecclesiæ *); aber es ist ein wahres Wort. Reichlich hat das Blut des heiligen Januarius in Neapel gewuchert. Sein Schaz ist dadurch so ansehnlich geworden, als der irgend eines Heiligen. Manche haben für die Sache der Menschheit ihr Blut vergossen, und sind vergessen. Die Kirche ist dankbarer, und hat ihren Märtyrern ewige Denkmale gestiftet.

Man weifs, wie oft das Blut des heiligen Januars in Neapel wieder flüssig wird; aber Niemand weifs, wie das zugeht, ausser den Wenigen, welche der Himmel zu diesem Wunder gebraucht. Ich habe selbst gesehen, wie die Flasche in der Hand des betenden

*) Das Blut der Märtyrer ist der Saamen der Kirche.

Priesters jene Wirkung that, und kann mir nur Eine Erklärung denken, welche, glaube ich, noch Niemand gemacht hat.

Wie, wenn jene trokene, dunkelrothe Masse Eis wäre, welches man in Neapel bekanntlich weit besser zu behandeln versteht, als in Archangel? In der Hand des Priesters vergeht es zuverläſsig, besonders wenn er die Flasche recht fest hält, und andächtig dazu betet.

Parbleu! c'est la dessus parler en homme sage! sag' ich mit Moliere's Oront, und überlasse es Jedem, davon zu denken, was er will. Am bequemsten aber wird es sein, zu glauben.

XXXIX. Der heilige Antonio.

Ob es wahr sei, wie viele behaupten wollen, dafs der heilige Benedikt schon in Mutterleibe Psalmen gesungen habe, ist freilich heutzutage schwer zu entscheiden. Offenbar müfste das seine Mutter am besten wissen — und diese ist schon lange gestorben.

Auf jeden Fall war das eine, eines Heiligen würdige Andacht, und darum ist es auch leicht begreiflich, dafs sich seine Nachfolger einen so ausgebreiteten Ruf und so grofse Reichthümer erworben haben, wenn sie gleich sich das Recht genommen, ihre Psalmen erst ausser ihrer Mutter Leibe zu singen. Solche Verdienste kann ich nun freilich unserm Heiligen nicht nachrühmen; ich weifs überhaupt nur wenig von dem, was er gethan hat. — Aber wenn mehrere Millionen Menschen mehrere Jahrhunderte hindurch steif und fest glauben, man brauche nur ihm seinen Ochsen, dafs er nicht mehr stosse, ihm sein

Pferd, dafs es weder gleite noch ausschlage, nur ihm seinen Esel, dafs er munter, gefällig und lenksam werde — zuzuführen, so ist das denn doch keine Kleinigkeit. Wären die Macedonier nicht so verstokte Heiden gewesen, so hätte sich der grofse Alexander wohl die Gefahr, seinen Hals zu brechen, ersparen können; man hätte den Bucephalus in die Kapelle des heiligen Antonio geführt, da wäre er so zahm geworden, dafs ihn der Beichtvater des Königs Philipp selbst hätte besteigen dürfen.

Bekanntlich ist zur Erhebung in den heiligen Stand keine Adelsprobe vonnöthen — denn sonst möchten wohl das Paradies und der Kalender nicht so bevölkert sein, als heutzutage; sonst hätte wohl auch unser heiliger Antonio sich das Gelüste vergehen lassen dürfen, unter dem ersten Stande zu glänzen. Sie mahlen ihm immer ein Schwein zur Seite, ob man gleich Ursache hat daran zu zweifeln, dafs ihn St. Peter damit zur Himmelspforte

eingelassen habe. Die Mahler und Bildhauer sind hierin nicht so artig, wie jener grofse Säufer in Neapel, der den Heiligen ohne sein Schoosthierchen über die Hausthüre mahlen liefs, und sich in seiner Andacht gerne getröstete, dafs die Spötter sagten: der Heilige ist vor der Thüre, und das Schwein drinnen.

An seinem Feste, welches in den Februar fällt, werden alle Thiere der ganzen Stadt vor seine Kirche gebracht, um gesegnet zu werden. Es ist ein wunderbar erbaulicher Anblik alsdann — man glaubt die Sündfluth nahe, die Arche segelfertig, und eben bereit, die Stammväter des künftigen Geschlechts einzunehmen.

An diesem Tage sind alle Eingänge von allen Theatern der Stadt in Kapellen umgeschaffen. In der Thüre steht ein Altar, an welchem des Abends ein Chor abgesungen wird. Ueber demselben bleibt aber der Aushängeschild des morgen zu gebenden Stüks hängen. Auf einem sah ich: der Tartüffe;

auf einem andern: die heimliche Ehe; auf einem dritten: die neun und neunzig Unglüksfälle des Polecenella mit Ballet angekündigt — und Mancher schien andächtig vor dem Altar zu stehen, welcher nur den Theaterzettel las. Man sagte mir, dafs das geschehe, weil der Heilige auch der Beschüzer vor Feuersnöthen sei, und erzählte mir eine Geschichte, in welcher sein Schwein ungefähr dieselben Dienste that, den die berühmten Gänse auf dem Kapitol dem römischen Staate geleistet haben.

Der Neapolitaner hält sehr viel auf den heiligen Antonio. Hätt' er aus seinem niedrigen Stande sich nicht seine Demuth gerettet, lange schon wäre der heilige Januar vom Throne gestossen. Er brauchte sich nur einmal in die Angelegenheiten des Vesuvs zu mischen, und um den heiligen Januar wäre es geschehen; besonders seitdem er sich des Republikanismus verdächtig gemacht hat.

Ehmals mufs indefs die Devotion gegen

unsern Heiligen noch grösser gewesen sein. So oft ein Schwein warf, wurde eines der Jungen zu Ehren des heil. Antonio aufgezogen. Man zeichnete diese Thiere an den Ohren, und liefs sie frei und heimathlos in der Stadt umherlaufen. Jeglicher machte sich eine Ehre daraus, sie zu füttern; jedes Haus fand sich beglükt, in welchem es einem dieser Schweine gefiel, eine Nacht zuzubringen. Am Ende des Jahrs liefs der Erzbischof von Neapel alle diese Thiere zusammenfangen, und verkaufte sie, wie gemeine Schweine. Diese Jagd war für ihn ein sehr beträchtliches Einkommen.

Ein Spanier erzählte mir, dafs diese Sitte noch in einigen Orten seines Vaterlands herrsche. Ein Kloster läfst immer mehrere solcher Schweine gezeichnet in der Stadt herumlaufen, und das Publikum mästet sie. Mehrere Wochen vor dem Feste des Heiligen theilen die Mönche eine gute Anzahl Lottobillete aus, welche reissend gekauft werden. Die

Schweine sind die Gewinner; am Feste selbst werden die Loose gezogen. Von dieser sonderbaren Lotterie lebt das ganze Kloster.

So etwas müssen wohl die Sonnenrinder gewesen sein, mit welchen dem Ulyſs und seinen Genossen das bekannte Unglük begegnet ist.

XL. Die vier Feste.

Für den, der nichts zu thun hat, ist's immer Festtag, sagt ein griechisches Sprüchwort. Aber die Müssigsten sind gerade am schauspiellustigsten. Natürlich, weil man nie müssig ist, wenn man sich selbst zu unterhalten weiſs.

Lezteres verstehen nun die Italiener mit geringem Aufwand von Geist auf das vortreflichste. Nur bei ihnen ist das Nichtsthun göttlich; wir Nordländer würden uns zu Tode gähnen.

Das hindert aber nicht, daſs ihnen nicht jedes Schauspiel willkommen wäre, wo nur das Auge und die Fantasie beschäftigt ist. Jede Procession, jedes kleine Kirchenfest zieht eine Menge von Zuschauern herbei, und die gröſsern loken Hunderttausende.

Dies ist z. B. beim Frohnleichnamsfest, bei den Festen der vier Altäre, der Madonna von Piedigrotta und des heiligen Januars der

Fall. Welcher Neapolitaner bliebe da zu Haus? — Auch die Umgegend der Stadt schikt ihre Bewohner zu Tausenden in dieselben, und die Bauren müssen im Ehekontrakt jedesmal versprechen, ihre Weiber zu den vier Festen nach Neapel zu bringen.

Ob es wohl in Deutschland auch zuweilen solche geheime Artikel in Bezug auf Reisen ins Bad, zur Messe u. dergl. gibt? Oder ob die deutschen Frauen es unter ihrer Würde halten, etwas zum voraus zu bedingen, was sie sich, sobald es ihnen einfällt, durchzusezen getrauen?

XLI. Theater.

Wenn das Schauspiel das treue Gemählde des Lebens ist, so ist es der Spiegel der Nazionen. Mögen sie vor denselben treten, um ihre Vorzüge zu bewundern, oder ihre Fehler kennen und verbergen zu lernen, er ist immer gleich aufrichtig und wahr. Nenne die Neapolitaner glüklich, oder unglüklich, dafs sie auf dem Theater so herzlich über sich selbst lachen können; jener drollige Mensch, dessen Bekenntnifs wir anführten, hat völlig recht, wenn er sie ein Volk von gebohrnen Lustigmachern nennt *).

Darum hat auch die tragische Dichtkunst nie ein Glük in Neapel gemacht; und wenn Signorelli gleich eine Menge Dichter in derselben aufzählt, so mufs man ihn nur bedauren, dafs er auch verunglükte Versuche durch einen Plaz in der Geschichte geehrt hat. Die

*) S. oben: Talent zum Burlesken.

ernstesten Männer der Nazion, und ihre tiefsten Denker, wie Giordano Bruno und Giambattista della Porta, haben Komödien geschrieben, weil sie sich der Vorliebe ihres Volks für das Komische nicht schämten. Ja der ernste Porta und der saure Salvator Rosa, mit manchen Andern, waren selbst als Schauspieler im komischen Fache berühmt. Die neuere Zeit sogar, welche selten eigenen Karakter, gewöhnlich nur Nachahmung zu zeigen gewohnt ist, hat in Neapel kein ernsthaftes Drama hervorgebracht, das einer Erwähnung verdiente.

Desto reicher ist das komische Theater der Neapolitaner. Unter den Neuern sind die Nahmen eines Federico, Trinchera, Gius. Pasq. Cirillo und Mario Pagano die beliebtesten. Sie schildern die Sitten, wie sie sie fanden, und mehrere unter ihnen haben vollständige Zeichnungen einzelner Städte gegeben, wie der Leztere in seiner Eugenia von dem neapolitanischen Forum. Auch unter den

komischen Opern des Trinchera, Palomba, Lorenzi, wovon besonders der Socrate imaginario, und il Divertimento de' Numi, finden sich Meisterstüke in ihrer Art.

Am entschiedensten ist der Geschmak dieses Volks für das Niedrigkomische. Alle Stüke der Art werden im neapolitanischen Dialekt gegeben, und, nach vorher verabredetem Plane, gewöhnlich aus dem Stegreif aufgeführt. Wer das, mit reichlichem Pfeffer zugesezte Salz der Neapolitaner, den Reichthum ihrer Sprache für komische Beziehungen, ihre Beugsamkeit und Gefälligkeit für wizige Zweideutigkeiten kennen lernen will, der besuche die kleinen Polecenell-Theater. Aber er sei nicht zu ekel im Punkte des Anständigen, sonst wird er bald die gute Laune verlieren, und mit Unwillen seine Bank verlassen.

Der Polecenella spielt hier immer die Hauptrolle, und das Verdienst desselben, wenn er sich über das Gewöhnliche erheben will, ist

kein Geringes. Jeder Neapolitaner ist im Stande, einen erträglichen Polecenella zu machen; aber wer sich den Ruf von Domenic-Antonio di Fiore und von Massaro in dem von ihm geschaffenen Karakter des Don Fastidio erworben, ist ein Mann, der in seinem Fach den höchsten Punkt erreicht hat.

XLII. Theater von S. Carlo.

Das erste Theater in Neapel, und das gröste in Europa überhaupt. Seine Länge ist 270, seine Breite 108, und seine Höhe 70 Fuſs. Sechs Reihen von Logen umschliessen das Parterre. Die Verzierungen sind sehr reich, besonders in Spiegeln; und wenn das ganze Theater beleuchtet ist, vermag das Auge den hellen Glanz kaum zu ertragen.

Das gröste Theater in Europa — und dennoch, wie klein gegen ähnliche Gebäude der Alten! Man vergleiche nur die Maaſse des Colosseums in Rom. Die ganze Länge seines Ovals hält 851 Palme, die Breite 713; im längsten Durchmesser zählt die Arena 390, in ihrer Breite 252 Palme; die Höhe des Ganzen ist 222. Man weiſs, aus welchen soliden Materialien und mit welcher Schnelle es erbaut worden ist. Den leztern Vorzug hat auch das Theater von S. Carlo. Im Jahr 1737 wurde es, nach dem Plane des Sicilia-

ners, Ametrano, durch den thätigen Angiolo Carasale in 270 Tagen fertig. Ob es aber ein künftiges Jahrtausend hindurch noch stehen wird, wie das Colosseum, daran dürfte man zweifeln, wenn es auch auf einem festern Boden stünde, als der vulkanische von Neapel ist.

Ein bedekter Gang führt vom königlichen Palaste in dieses Theater. Meist werden grosse Opern in demselben gegeben. Am herrlichsten ist seine Ansicht in den Redouten des Karnevals. Das Parterre und die Scenen sind zu Tanzpläzen umgeschaffen, alle Logen erleuchtet, alle Kronleuchter angezündet, und in dem grossen Raume bewegt sich ein munteres Volk unter tausend Masken der ausgelassensten Fröhlichkeit.

XLIII. Weitere Theater.

Ausser dem Theater von S. Carlo, enthält die Stadt Neapel noch vier andere gröfsere Theater, welche des Winters beinahe alle offen sind. Das de' Fiorentini und del Fondo sind die grösten, das leztere das am besten gelegene in der Nähe des Molo. Das Teatro nuovo und S. Ferdinando sind kleiner, und sehr beschwerlich durch die schlechten Zugänge. Komische Opern wechseln auf denselben mit Komödien, in welchen der Polecenella häufig die Hauptrolle spielt.

Kleinere Polecenelltheater sind noch verschiedene vorhanden, welche als der Siz der ächtesten, aber auch regellosesten komischen Laune, oft am meisten besucht werden. Manche darunter sind beinahe den ganzen Tag offen, wie die Kirchen, und werden auch, wie diese, im Vorbeigehen besucht. Meistens steht ein Polecenella vor der Thüre, und ladet durch eine Menge Spässe die Vorübergehenden zum

Eintritt ein. Folgt man seiner Ladung nicht, so mufs man sich's oft gefallen lassen, von ihm zum Gegenstand des Spottes für die Umstehenden gemacht zu werden. Häufig hängen noch die Gemählde der grofsen Begebenheiten, welche drinnen gegeben werden, aussen. Dies ist dann manchmal nichts geringeres, als der Brand von Troja, die Pariser Bluthochzeit, das Erdbeben von Messina, die Grausamkeiten des Nero — lauter recht lokende Schaustüke, welche ihre Wirkung selten verfehlen.

XLIV. Der Polecenella.

So nennen die Neapolitaner ihren theuersten, komischen Karakter auf dem Theater. Polecenella ist mit seinem Nahmen in Neapel entstanden; darum gehört ihnen auch die Ehre, ihn als ihren Landsmann unter dem Nahmen aufzuführen, wie er in ihrer Sprache lautet.

Nichts geht über die Vorliebe dieses Volks für seinen Polecenella. Er darf ihm nirgends fehlen, wo es unterrichtet, erbaut und belustiget werden soll. Das Recht hat er einmal erhalten, sich in alles zu mischen, wie das Schiksal; denn wo er nicht zugegen ist, kann der Neapolitaner sich nicht freuen. Wo er aber auch nur seine lange Nase sehen läſst, ist er zufrieden. In ihm steht das Symbol der Nazion da; die meisten ihrer Begriffe müssen sich in dasselbe kleiden. Es ist dies an der eindringenden Beredsamkeit des Pater Rocco gezeigt worden, als er, auf den gekreu-

zigten Heiland deutend, ausrief: dies ist der wahre Polecenella!

Auch bei der ernsthaftesten Handlung kann der Neapolitaner seinen Liebling nicht missen. Er glaubt seinen Heiligen nicht besser ehren zu können, als wenn er ihm dasselbe Vergnügen macht, welches er so sehr liebt. Darum mufs es auf Erden aus vollen Pöllern, Raketen und Schwärmern donnern, wenn im Himmel Freude sein soll. Tausend Lichter müssen dem Heiligen brennen, und am Altare, welcher ihm errichtet ist, steht Polecenella in einer lustigen Stellung, und hält die gröste Kerze.

Oft bin ich in Neapel mit Erstaunen an Orten auf ihn gestossen, wo ich eher den Bösen selbst, als ihn vermuthet hätte. Wie bist du hereingekommen, war ich in Versuchung zu fragen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? — Aber er schüttelte sich, kneipte sich in die lange Nase, und lachte so unmäfsig, dafs ich auch lachen mufste.

In den Presepi *), welche um Weihnachten in vielen Häusern aufgestellt sind, fehlt er niemals. Man ist immer besorgt, ihn auch in Bethlehem unterzubringen. So sehr liebt ihn das Volk, dafs es ihn an dem Glük der heilbringenden Zeit Theil nehmen läfst. In den Grotten des Bergs, welcher gewöhnlich vorgestellt ist, sind Schenken angebracht; aber in diesen ist nicht leicht ein Tisch, wo nicht Polecenella die Hauptrolle spielt.

Denn, wie Er, vermag Niemand das Volk anzuloken. An der Thüre der kleinern Theater steht er gewöhnlich mit einem langen Horn in der Hand, und ladet durch seine Spässe zum Besuch ein. Wie könnte da der Neapolitaner widerstehn? Er wollte vielleicht eben zur Messe gehen; aber Kirche, und

*) Wörtlich: Krippen. Sie sind eine Art von Kunstwerken, welche dem südlichen Italien eigen sind. Sie stellen die Scenen in Bethlehem zur Zeit der Geburt des Erlösers dar, und werden um Weihnachten aufgestellt.

Sünde und Buſse sind vergessen. Er lacht sich vor seinem Polecenella alle Vorwürfe seines Gewissens weg.

An einer Bude sah ich einen Schild hängen, worauf der Nahme ihres Besizers in lauter Polecenellen ausgedrükt war. So verkauft man auch das ganze Alfabet, und die Kinder lernen weit leichter die todten Buchstaben kennen, mit welchen sie sonst keine Ideen verbinden würden. Wenn der Lehrer gewöhnlich von dem Schüler nicht geliebt ist, so machte doch der Schulmeister Polecenella eine Ausnahme.

Vor einer Bude, wo Wassermelonen verkauft wurden, sah ich einen andern Schild, der noch merkwürdiger war. Er stellte die Früchte zerschnitten vor, und Polecenelle sprangen heraus. Gute Laune, und Scherz und Freude versprach so der Verkäufer allen, die bei ihm einsprachen.

Auf dem Theater ist er die Hauptperson. Es hat geistliche Stüke gegeben, in welchen

Polecenella die Heiligen nekte, wie heutzutage die Liebhaber. Er muſs sich in alle mischen, wenn sie dem Volke gefallen sollen. Man hüte sich ja, sich unter seinem Publikum nur die Lazzoroni zu denken.

Gleich dem Brighella und dem Arlechino ist sein Karakter in ächt neapolitanischen Schauspielen bestimmt. Er ist ein unbehülflicher, naschhafter, nach Frauen lüsterner Kerl, welcher nicht leicht den Mund öfnet, ohne eine Dummheit zu sagen. Im bloſsen, heraushängenden Hemde, mit weissen, linnenen Schifferhosen und einer Müze steht er da. Die schwarze Farbe und die lange Nase zeichnen seine Maske aus, welche ihm nie fehlen darf. So macht er bald den Herrn, der von seinem Bedienten betrogen wird: bald den Bedienten, welcher seinen Herrn betrügt. Heute ist er ein Filosof, der nichts als dummes Zeug plaudert; morgen ein Narr, welcher die triftigsten Wahrheiten hören läst. Er ist Hahnrei, und macht Hahnreie — alles

dieses in seinem weiten Hemde, mit unaufhörlicher Gewandtheit, andern durch Schlauheit oder Dummheit ihre Sachen zu verderben, und beständig gequält durch die launigsten Zufälle und die Nekereien der Mitspielenden.

Die glüklichste Laune hat den muntern Gesellen gebohren. In Acerra, einer Stadt im glüklichen Kampanien, kam einst, zur Zeit der Weinlese, eine Schauspielertruppe an. Man weiſs aus Tansillo, wie weit die Munterkeit des Landvolks um diese Zeit geht, und wie sie die, durch die Sitte des Landes gestattete Freiheit benuzen, Jeglichem, welcher vorübergeht, eins aufzuhängen. Jene Schauspieler erfuhren dies in reichlichem Maaſse. Scherz über Scherz, Spott über Spott ward von den Halbtrunkenen auf sie ausgegossen, und, so reichlich sie es erwiederten, um so schärfer wurden sie immer wieder von den wizigen Reden der Landleute getroffen. Unter diesen befand sich besonders einer, Nahmens

Puccio d'Aniello, welcher mit dem reichsten Wize eine Gestalt verband, die den Wiz der Andern herausfoderte. In die Enge getrieben von den vielen Spöttern, schütteten sie ihre Galle über den Einzigen aus, welcher ihnen durch seine Gestalt und seine Angriffe die meiste Gelegenheit und Auffoderung zum Erwiedern gab. Aber dadurch wurde sein Spott nur immer beissender, und sie nach und nach von ihm dergestalt in die Enge getrieben, daſs sie's für das Klügste hielten, das Feld zu räumen, nachdem sie beinahe handgemein geworden waren.

Als die ersten Wallungen des Aergers und der Demüthigung vorüber waren, muſsten sie freilich über die sonderbare Begebenheit lachen. Einer unter ihnen, und wohl der Klügste, kam auf den Einfall, sie zu ihren Vorstellungen su nüzen. Sie machten dem Puccio d'Aniello den Vorschlag, unter ihre Truppe zu treten, und in höherer Sphäre seine Spässe fortzusezen. Wie er war, in

seinem Hemde und seinen langen Hosen, stieg Puccio auf die Bühne, und wurde bald der Liebling von Neapel. Als er starb, war er dem Volke schon so nothwendig geworden, dafs es ihn nicht entbehren wollte. Man ersezte den Spafsvogel durch einen andern, welchen man durch eine schwarze Larve mit einer langen Nase ihm ähnlich zu machen suchte. Dieser sezte unter seinem Nahmen, den man nach neapolitanischer Weise in Polecenella zusammengezogen hat, seine Spässe fort, und belustigt noch heutzutage die Enkel des Volks, welches so oft über Puccio d'Aniello gelacht hatte.

Dies ist die wahre Geschichte der Entstehung des komischen Karakters Polecenella. Sie unterscheidet sich von den sonst gangbaren Nachrichten darüber; leuchtet aber, wenn man ihre Aechtheit auch nicht durch gelehrte Beweise darthun könnte, wie man es kann, durch ihre natürliche Ungezwungenheit von selbst in die Augen.

Merkwürdig für den Karakter der Bewohner dieser Gegenden überhaupt ist der Umstand, daſs die fabulæ atellianæ, durch welche die alten Römer die ernsten Eindrüke, die das Trauerspiel in der Seele der Zuschauer zurükließs, wieder zu verscheuchen suchten, auch in dem glüklichen Kampanien entstanden sind. Nimmt man nun noch die Stelle des Statius (Silv. 3. 5.) hinzu, wo er die Aufführung der Stüke des Menander in Neapel so sehr rühmt, so findet man, daſs das Talent dieses Volks, sich und Andre zu belustigen, schon sehr alt ist. Man könnte darin vielleicht eine Antwort auf die Frage finden: wie es möglich gewesen, daſs diese Nazion nicht schon längst ihrem, Jahrhunderte daurenden Elend unterlegen sei?

XLV. Don Fastidio.

Neben dem Polecenella ist diese eine der ächt-neapolitanischen Theatermasken. Dafs dieser Mann nicht der angenehmste Gesellschafter sei, zeigt schon seĩn Nahme an; aber wenn der Karakter des Polecenella sich seltener im Leben findet, so ist Don Fastidio ein Mann, dem gewifs Jeder schon einmal in seinem Leben begegnete.

Er verdankt seinen Ursprung dem Schauspieler Massaro, welcher sich in dieser Rolle für die Neapolitaner unsterblich gemacht hat, und ist auch seit dem Tode jenes Mannes wieder seltener auf dem Theater geworden, weil seine Darstellung nach ihm Niemand mehr so gut gelungen ist.

Don Fastidio ist der Mann, welcher in den ehrwürdigsten Karakteren am lächerlichsten wird. Ist er Staatsmann, so ist darauf zu wetten, dafs er Prügel bekommt; als Ehemann wird er Hahnrei; ist er Vater, verführt

man ihm seine Tochter; ist er Liebhaber, so hat ihn seine Geliebte zum Besten; und will er eben die klügste Bemerkung machen, so fällt ihm Polecenella ins Wort, dafs er nie seinen Saz enden kann.

Ein Wunder ist dies nun freilich nicht. Don Fastidio versteht die Kunst, sich kurz zu fassen, so wenig, als Polonius im Hamlet, wenn er es gleich oft genug wiederholt, dafs Kürze die Seele der Rede sei. Alle seine Gespräche fangen mit einem langen Con-cio-sia-cosa-che, mit einem alldieweilen und sintemalen an: sein Vortrag soll gut gesagt sein, und verwikelt sich in sich selbst, wie ein zu langer Faden; und bleibt er auch steken, so fährt er dennoch mit verdoppelter Ernsthaftigkeit fort. Ob er nun gleich immer ausgelacht wird, so ist seine Selbstgefälligkeit doch unerschütterlich, und seine Schwazhaftigkeit und sein Aberwiz bleiben sich unter allen möglichen Unfällen

gleich, welche der Dichter nie ermangelt, gleich Winterfloken, über ihn auszuschütten.

Um ihn ganz auszuzeichnen, gehören eine lange Gestalt, ein sehr diker Bauch, und äusserst dünne Beine, ein sehr altväterischer Anzug, und eine grofse Nase, mit Brillen dazu. Wer ihn bei uns nazionalisieren wollte, dürfte sein Urbild etwa auf einer Universität suchen, und würde wohl nicht viele Mühe haben, es zu finden.

XLVI. Die Domkirche.

Auf der Stelle, wo einst dem Apollo und Neptun in eigenen Tempeln geopfert wurde, steht die Domkirche. Sie ist sehr grofs, ihre Architektur gothisch, die Verzierungen äusserst reich. Für den Andächtigen wird hier das Haupt des heiligen Januarius und sein wunderbares Blut zur Anbetung aufbewahrt. Freunde der Kunst können sich manches schönen Meisterwerks erfreuen. Kenner der Geschichte rufen hier die Schatten grofser und berüchtigter Männer herauf, und werden wehmüthig, wenn auch noch aus den Gräbern die feile Schmeichelei sie angrinst.

Wenn das Auge sich auf ewig zuschliefst, das nach Gefallen Gnaden gelächelt, dessen zürnendes Rollen ganzen glüklichen Menschenleben Zerstörung gebracht hat, so sollte doch die Schmeichelei ihre Larve wegwerfen, und zur Wahrheit werden. Dieser geschlossene Mund kann ja keine Geschenke mehr

geben, diese Hand kein Schwerdt mehr fassen — du legst ihn hinein in den Sarg, schliessest das ewige Gefängnifs lachend über ihm zu, und hast dennoch Muth und Feigheit genug, uns zu sagen, dafs du ihn geliebt und geachtet hast?

Trete hin an Innocenz IV Grab, das hier errichtet ist. Dieser Pabst war als Kardinal Kaiser Friedrichs II Freund gewesen, und gebrauchte die Binde- und Löse-Schlüssel, sobald er sie erhalten hatte, dazu, jedes Band zwischen sich und Friedrich aufzulösen. Er entsezte ihn seiner Krone, und liefs ihn, als alles nichts helfen wollte, höchst wahrscheinlich vergiften. Dieser Pabst erfand die Anbetung des Brods und Weins im Nachtmahl, und schuf sich darin gleichsam einen neuen Gott, dessen Gelindigkeit er für seine Ausschweifungen bedurfte. Seiner Kebsweiber und Kinder waren so viele, dafs er es nicht einmal der Mühe werth hielt sie zu verbergen. — Was braucht es weiter, wenn man weifs,

dafs in ihm einer der verworfensten Menschen zu einer Zeit auf den päbstlichen Stuhl kam, wo dieser die Freistätte für Verbrechen aller Art und Gröfse war? — Und dennoch ist er, nach der Inschrift auf seinem Grabe, „in-„numeris præclare, et prope divine „gestis *)" gestorben!

Aehnliche Betrachtungen liessen sich noch bei manchen Gräbern dieser und andrer Kirchen machen. Aber das ist ja überall so; drum lieber in das heitere Reich der Kunst, wo der holde Schein in Unschuld den gläubigen Sinn betrügt!

Zuerst zollen wir einigen Mahlern aus den ersten Zeiten der neuern Kunst die Verehrung, welche ihnen bis jezt noch selten geworden ist. Tommaso Stefani, gebohren 1230, war ein Zeitgenosse des Cimabue, und wird von Vielen für vorzüglicher geachtet, als dieser Toskaner. Von ihm ist die Leidensgeschichte

*) „Nach unzähligen, höchst ruhmvollen, und beinahe göttlichen Thaten."

Jesu in der Kapelle de' Minutoli gemahlt. Ein anderes seiner Bilder, der heilige Michael, befindet sich in der Sakristei der Kirche von S. Angelo a Nilo. — Ueber Giotto'n haben Manche den Filippo Tesauro gesezt, welcher im Jahr 1260 zur Welt kam. In der grofsen Kapelle der Familie Tocco, dieses Doms, sieht man von seiner Hand die Thaten des heiligen Aspremus auf der Mauer gemahlt. — So viel von den verdienten anspruchslosen Alten, welche leicht über den schmeichlerischen Neuen vergessen werden!

Ausser den vielen Gemählden neapolitanischer Mahler, verdienen hauptsächlich die Werke von Domenichino und Guido Aufmerksamkeit. Sie befinden sich im sogenannten Schaz des heiligen Januars, und hatten wenigstens für mich gröfsern Werth, als alle die andern Kostbarkeiten des reichen Märtyrers. Der Handwerksneid, welcher nirgends verächtlicher und nirgends wirksamer ist, als in den schönen Künsten, konnte es nicht

ertragen, dafs sich diese beiden Fremden so viele Ehre machten. Man stellte ihnen nach dem Leben, und Guido entgieng den Banditen nur durch die Verwechslung, welche seinen Bedienten traf. Dies entleidete dem guten Künstler seinen Aufenthalt in Neapel so sehr, dafs er plözlich nach Rom zurükkehrte. Domenichino starb über seiner Arbeit. Indefs findet man von beiden noch schöne Werke hier.

Neben den vielen Gemählden von Luca Giordano, Solimena, Ribera, Lanfranco u. a. stehen eine Menge von marmornen Statuen, deren Verdienst nicht sehr grofs ist. Aber von unschäzbarem Werth sind dafür vier und dreissig lebensgrofse Heiligenstatuen — weil sie von Silber sind. Als eine der gewöhnlichen neapolitanischen Vermischungen des Heiligen mit dem Profanen, ist mir die marmorne Nymphe, Parthenope, aufgefallen, welcher man auch hier einen Plaz vergönnt hat. Noch lächerlicher ist die Verwendung einer ungeheuren, antiken Schaale von Pietra

paragone, welche nach ihren Basreliefs dem Bacchus gewidmet war, und heutzutage zum Taufstein dient.

Eine andre Kunstmerkwürdigkeit befindet sich in diesem Tempel, welche es hauptsächlich dadurch ist, daſs man sie nicht sehen kann. Es sind die schönen Säulen von orientalischem Granit, welche einer der Erzbischöfe von Neapel mit Gips überziehen lieſs, damit sie nicht abgenuzt werden sollten.

In den beiden Kirchen, der einen über, und der andern unter der Erde, sind Reichthümer verschwendet. Ich weiſs nicht, wie hoch man den Schaz des heiligen Januarius anschlägt, und es wird den Lesern auch wenig daran liegen; aber das wünschte ich, daſs ich ihnen das bekannte Wunder von dem Flüssigwerden seines Blutes erklären könnte. — Doch dann ist's ja kein Wunder mehr. Drum wollen wir es lieber glauben, und keine weitere Glossen darüber machen.

XLVII. Albergo reale de' Poveri.

Wenn man sich von Rom aus dem Kapuanischen Thore von Neapel nähert, so sieht man auf der rechten Seite der Strafse ein Gebäude stehen, das durch seine Gröfse und den edeln Styl seiner Architektur imponiert. Es ist das grofse Hospital, welches Karl III für die Hülfsbedürftigen des ganzen Königreichs gestiftet hat.

Noch ist es nicht vollendet, und die ungeheure, kostbare Anlage des Gebäudes hat zu dem Wort Veranlassung gegeben: „König Karl habe sich arm gebaut, um die Armen zu Königen zu machen." Nach seinem Plane sollte es eine Länge von 2370 Palmen haben, das Ganze in vier Quadraten mit so vielen Höfen bestehen, und in der Mitte die Kirche umfassen. Jezt ist nach einem Kostenaufwand von Einer Million Dukati etwa die eine Hälfte vollendet, und die andre erwartet schon seit langen Jahren ihre Beendigung. Der Grund-

stein ward im Jahr 1751 gelegt, und der Plan von dem Cavalier Fuga entworfen.

Wenn man nicht läugnen kann, dafs eine Anstalt von diesem Umfang besser auf dem Lande, und auf jeden Fall gesünder für ihre Kranken und für die Hauptstadt selbst, ausserhalb derselben stünde, so kann man doch den grofsen Geist nicht verkennen, in welchem sie angelegt ist.

Es sollte ein Asyl für die Armen sein, und kein Müssiger darin geduldet werden, so lange er noch Kräfte zur Arbeit hat. Vorzüglich sollten darin die Künste erlernt werden, welche man im Königreich zu verbreiten wünschte — es sollte die Pflanzschule der Industrie werden.

Wozu aber, wird Jeder fragen, wozu hier Beker, Schuster, Barbiere u. dergl. bilden? Kann man diese Gewerbe sonst nirgends lernen, als in einer so kostbaren Anstalt? — Freilich ist dies der Hauptfehler; denn es hat dem guten Willen der Fürsten dieses König-

reichs immer an Dienern gefehlt, welche den wohlthätigen Gedanken auf eine wohlthätige Weise auszuführen verstanden.

Gegenwärtig werden gewöhnlich 800 Menschen in dieser Anstalt unterhalten. Man gibt ihnen Unterricht in der praktischen Chirurgie, in der Musik, im Zeichnen und in den oben genannten Gewerben. Aber es haben sich noch wenige Früchte für den Staat gezeigt. Mit einer jährlichen Einnahme von 53,000 Dukati liefse sich wohl viel Nuzen stiften, und die glänzende Aufschrift: Regium totius regni pauperum Hospitium, wahr machen.

XLVIII. Conservatorien für Frauen.

Von den fünf und vierzig Anstalten dieser Art, welche in Neapel sind, schreiben sich die meisten, wie alle frommen Anstalten in allen Ländern, aus alten Zeiten her, wo es Sitte war, ein wildes Leben durch einen wohlthätigen Tod zu versöhnen. Einige darunter sind in neuern Zeiten gestiftet worden; das neueste, so viel ich weiſs, im Jahr 1770.

Die meisten derselben haben die edelsten Zweke, und sind zu Asylen für die Unschuld und für das reuevolle Verbrechen bestimmt. Etwa zwanzig davon sind Erziehungsanstalten für Mädchen, deren immer gegen 5000 unter der Leitung von Geistlichen sich in denselben befinden, und natürlich keine andre Bildung erhalten, als eine Last von abgeschmakten Religionsbegriffen.

Eines, il Conservatorio del Rifiuto, nimmt nur Mädchen auf, welche das Unglük

gehabt haben, jene Blume zu verlieren, die nach den herrschenden Begriffen nur im Brautbette mit Ehren gepflükt wird. Zwei andre, del Soccorso und S. Maria succurre miseris, öfnet sich den Unglüklichen, die ein Leben von Verführung und Schande in der Einsamkeit bereuen wollen. Spirito santo nimmt den öffentlichen Weibern ihre Töchter, noch ehe das Beispiel der Mütter sie verführt hat, erzieht sie leidlich, und verheirathet sie mit hundert Dukati Mitgift. Die Pläze in dieser Anstalt sind so gesucht, dafs man Beispiele von Weibern hat, in welchen das Gefühl der Mutterliebe das der Schande besiegte. Sie geben sich für öffentliche Dirnen aus, um ihre Töchter versorgen zu können.

Andre öfnen sich verwaisten Mädchen und Findelkindern, welche, wenn sie erzogen sind und sich heirathen wollen, eine Ausstattung erhalten.

So wohlthätig diese Anstalten alle sind, so

lassen sie bei der Ansehnlichkeit ihres Fonds doch noch viel zu wünschen übrig. Manche kommen nur Gebrechen zu Hülfe, welche heutzutage selten sind; und für viele unserer Zeit gibt es keine Anstalt. Beinahe alle aber sind für solche bestimmt, die eine bessere Polizei und öffentlicher Unterricht schon im Saamen verhindern könnte.

XLIX. Il molo grande.

Es ist ein kleiner Landstrich, welcher sich von der Seite des Castel nuovo aus in die See hineinzieht, und, mit seiner Schanze an der Spize, die eine Einfassung des Hafens von Neapel bildet.

Das vielseitige, buntschekigte Leben der Stadt stellt sich auf diesem Plaze im Auszug dar. Viele kommen hieher, um Luft zu schöpfen. Die Menge des Hafens ergiefst sich zum Theil über diese Landzunge; es versammelt sich also Jeder von einer gewissen Klasse hier, welcher geniessen und erwerben will.

Die neapolitanische Industrie zeigt sich hier in ihrem Glanzpunkte. Neben den verkäuflichen Dingen, für die gewöhnlichen Bedürfnisse, reihen sich die Büchertrödler. Erst mufs der Körper gesättigt und bekleidet sein, dann will auch der Geist seine Nahrung. Bücher und Kupferstiche sind auf den Mauern ausgebreitet, und zu guten Preisen zu haben.

Wer Lust hat, kann hier die Bildungsgeschichte der Menschheit, vom Ei an, in beständiger Bewegung verfolgen. Hier sizt eine Gruppe halbnakter Kinder, und spielt mit einem Hunde; oder sie nagen wechselsweise an einer faulen Wassermelone. Dort sizt ein Bettler in der Sonne, der sich das Hemd ausgezogen hat, um darin Jagd zu halten, oder es vom Schweisse, oder von dem eben eingenommenen Bade zu troknen. Ich begnüge mich nur den niedrigsten Punkt anzugeben, und den höchsten in dem niedlich gepuzten Priesterchen, oder dem widerhaarigen Kapuziner festzusezen, welche so ungleichen Schritts nach dem nehmlichen Ziele wallen.

Ausser diesen steht das ganze rege Leben des erleuchteten Zeitalters da. Theater, Schulen, Alles, was für die Bildung oder Verschlimmerung des Volks gearbeitet wird, ist hier ersichtlich. Nur einige Abendspaziergänge an diesem Orte lehren Neapel besser

kennen, als lange Wanderungen durch seine vielen Strafsen.

Es sind grofse, einzelne Menschengruppen, bei welchen wir stille stehen müssen. Den Mittelpunkt der Einen macht ein Quaksalber aus. Nicht ferne von ihm hat ein Kapuziner ein kleines Auditorium um sich versammelt. Etwas ferner steht eine grofse Menschenmenge um einen Puppenspieler herum. In der fernsten Eke sizt ein alter, in Lumpen gekleideter Greis, welcher einem ziemlich angesehenen Publikum die Thaten des Räubers Rinaldo vordeklamirt; und die Weiber und Kinder beschäftigt ein raucher Abbruzzese, der einen Pudel seine Künste machen läfst.

Zur Noth liefse sich das alles auf einem Jahrmarkte zusammen finden. Aber hier ist alle Tage Rhodus; und so karakteristisch für das Volk stellen sich seine Unterhaltungen nirgends dar, wie auf dieser Stelle.

Die theologische Fakultät ist die erste. Ehre, dem Ehre gebührt! Wir wollen den

Kapuziner nicht vorbeigehen, um zum Quaksalber zu kommen.

Die Kapuziner sind sich überall gleich, wo man sie auch in der Welt sieht. Was Katharina (in Machiavelli's aristophanischer Klizia) von ihnen rühmt, dafs sie mit einem gewissen Wildprettgeruch ihre Atmosphäre schwängern, ist noch heutzutage, und in dem heissen neapolitanischen Klima ganz besonders wahr. Man wittert sie von weitem, und darum mögen sie für die eine Hälfte der Menschheit jene anziehende Kraft haben, welche ihnen die Spötter der andern vorwerfen wollen.

Eigentlich gehört dies gar nicht hieher, wo nur das Unterscheidende der Menschen in Neapel bezeichnet werden soll, Aber es gibt gewisse Dinge, die sich einem gar zu leicht aufdringen.

Neben unserm Prediger steht ein Kruzifix, welches von einem kleinen Jungen gehalten wird. Zu solchen Diensten drängt sich die

Jugend in Neapel eben so gut, wie in Deutschland. Man macht sich so gerne selbst in der Kindheit schon wichtig.

Eine gute Stimme gehört für jeden Volksredner. Der unsrige besizt diese Gabe im höchsten Grade. Man will versichern, dafs dies vielleicht seine Einzige ist. Wir können es nicht glauben, denn der Mann sagt wirklich nüzliche Dinge.

«Ihr sprecht immer,» fängt er an, «von der Madonna del Soccorso, der Madonna di Loretto, der Madonna di Monte nero. Wie viele Madonnen glaubt ihr denn, dafs es gebe? Es ist nur Eine! Nun, was reifst ihr denn die Augen so weit auf, ihr Schöpse? Ist sie denn nicht die Mutter unsers Erlösers? Und wie viele Mütter habt denn ihr? Nicht wahr, jeder nur Eine, so viele Väter er auch haben mag?»

Men mufs gestehen, der Mann hat eine grofse Wahrheit bündig und mit Nachdruk ausgesprochen. Wir wollen uns begnügen

mit dem, was wir gehört haben, und zur zwoten Fakultät übergehen.

Sie ist in einem sehr gut gekleideten Quak-salber dargesellt. Wohl ein Hundert Menschen sind um ihn versammelt. Die nehmliche Aufmerksamkeit, und wohl auch dieselbe Andacht, wie bei der Predigt des Kapuziners. Und dies ist auch ganz billig. Denn beide verkündigen Heil — nur mit dem Unterschiede, der Eine dem Körper, der Andre der Seele. Und am Ende will man ja doch wissen, dafs es Leute genug in Neapel gibt, welche das erstere dem leztern vorziehen.

Aber sonderbar ist's, und ein Beweis der verdorbenen Menschennatur, dafs weder der Seelen- noch Körperarzt ohne Ueberredung etwas wirken. Vom ersten sagt Fontenelle, er müsse sprechen, und wäre es auch *sans rime et raison*; vom leztern, er müsse wenigstens Wunder thun, wenn ihm die Gabe der Beredsamkeit fehle. Diese Erfahrung ist so alt, als die Arzneikunst und die Religion —

so alt vielleicht als die Welt. Die leztere hat Altäre, Kreuze, Rosenkränze vonnöthen, um sich zu beglaubigen; die erstere Todtenschädel, Arzneikolben u. dergl. Jener mufs Wundergeschichten, dieser Wunderkuren erzählen, und nur dann, wenn es schwer ist zu glauben, glauben sie. Darin liegt das Geheimnifs der Poesie und Kunst.

Sonderbar ist's nicht weniger, wie ein Quaksalber auf so ernste Gedanken leiten kann. Aber ich habe nun den Fehler, selten lachen zu können. Spässe machen mich ernst, selbst dann oft, wenn sie der saure Schwift mir auftischt. Alle die Beredsamkeit dieses Demosthenes brachte mich nicht zum leisesten Lachen.

Mit Recht darf ich ihn einen Demosthenes nennen. Er stand am Ufer des Meeres. Stark schlugen die Wellen an die Felsen; er überschrie die Wellen. Es wurde auf einem Schiffe gezimmert; er überschrie das Geräusch. Es gieng eine Compagnie Soldaten

mit zween Trommlern vorüber — er über-
schrie die Trommeln.

Ohne eine Donnerstimme gibt es keinen Volksredner, und hab' er auch, wie Isocrates, zehn Jahre an seiner Rede gearbeitet. Dieser Mann besafs das Hauptrequisit dazu, und hätte zur Noth Xerxes ganzes Heer haranguiren können. O wie manches grofse Talent stirbt unbekannt und wirkungslos dahin!

Mit welcher Beredsamkeit er der Arzneikunde einen Lobkranz flocht! Mit welch kühnem Sprunge er von ihr auf das Lob des Rübsamens übergieng! Wie fromm er den Gran segnete, den ein Gläubiger für eine Dosis Extrakts aus demselben hingab, um sich Rettung gegen Stein- Magen- Nieren- Herz- Hals- Kopf- Zahn- Ohren- Seiten- und allerlei Weh zu erkaufen! Könige und Kaiser, die ihr Tausende für ein Feuerwerk verschwenden könnt, kommt hieher und seht, was man mit einem einzigen Gran Gutes

stiften kann! Hier ist für das, was euch ein einziges Gastmahl kostet, einem ganzen Volke Leben und Gesundheit zu erkaufen!

Solch ein Menschenfreund verdient ein ewiges Denkmal. Im Bewufstsein seiner Gröfse hat er es sich selbst erbaut. Hoch über euren Köpfen, gemeine Sterbliche! steht er auf einem Tisch erhaben. Als ob die ganze Welt ein Spiegel wäre, der sein Bild auffafst, geleitet ihn, wo er auftritt, ein grofses Gemählde, das ihn, wie er leibt und lebt, in heroischer Stellung abbildet. Rings herum sind eben so viele, von ihm verrichtete Wunder dargestellt. Dies ist seine Bilderbibel; lebendig steht der Apostel daneben, und erklärt seine eigenen Wunder. Hätten das alle Apostel der Welt gethan, so wäre Manchem viel Kopfbrechens erspart worden!

Neben ihm ist ein Tisch erhaben, worauf ein Todtenkopf stille ruht. Tod und Leben ist hier. Ihr habt nur zu wählen! Greift nach einem der Gläser, und ihr habt Leben

und Gesundheit, und werft zum Danke dem Todtenschädel einen Karlin in den Mund.

Vergessen wir über der medicinischen Fakultät die Juridische nicht. Sie stellt sich freilich nicht besonders ehrwürdig, in dem rauchen Schäfer aus Abbruzzo dar, welcher seinen Hund tanzen läfst. Nie hätten wir auf die Erklärung kommen können, welche Fakultät er repräsentierte, wenn es uns nicht zuweilen geschienen hätte, als ob das Volk einem so treuen Pudel ähnlich wäre, den die Geseze nach Gefallen abrichten, zum Tanzen, zum Gewehrpräsentieren u. dergl. mehr. Auch kam es uns vor, als ob hier das Recht des Stärkern unter die Bank geschoben wäre. Denn was hätte den zottigten Pudel abhalten können, seinem alten Präceptor zu entlaufen, wenn er sich auch nicht an ihm hätte vergreifen wollen? Aber so ist es ja im Grunde überall. Man weifs uns treflich das Gebifs in den Mund zu legen, und wohl den Lykurgen,

wenn es ihnen so gut gelingt, wie dem Abbruzesen!

Weit munterer freilich, und wortreicher und sinnreicher, ist die Filosofie, mit dem ganzen Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften. Auch sie hat hier ihre Buden aufgestellt, und wirkt durch Bild und Schall auf die Welt.

Es ist ein länglichter Kasten, welcher auf einem Tische erhöht steht. Rings ist er mit Teppichen behängt, und zeigt nur oben eine, einer Schaubühne ähnliche Oefnung, in welcher kleine, etwa einen Fufs hohe Puppen spielen. Der Mann, der sie leitete, ist aus dem Kasten herausgetreten; denn er hat das lustige Stük geendigt, welches ihm die Zuhörer anloken mufste. Es ist ein grofser Kreis um ihn geschlossen, und die Puppen hängen bewegungs- und athemlos über die Scene herunter. Ohne Bezug auf das Stük, beginnt er eine Predigt, worin er im Geiste des Pöbels, der vor ihm steht, seinem Auditorium

alle möglichen Sünden vorwirft, „Glaubst du," heifst es unter andern, „ich habe es nicht bemerkt, wie du neulich das Hemde gestohlen, so du auf dem Leibe hast? Und woher hast du denn die Uhr, welche du an dem breiten, rothen Bande herausblinken läfst? — Nicht wahr, du bist nicht hergekommen, etwas Gutes zu hören? Wartest wohl auf eine deiner Kebsweiber, welche du hier zu finden pflegst? O du Bösewicht, der du zu Hause dein Weib und deine Kinder hungern lässest, und dich in Garküchen und Kellern mit deinen Spiefsgesellen herumtreibst! Wie? ist es dir nicht bange, dafs der Berg da drüben dir einen tüchtigen Stein an deinen Mammelukenkopf schleudert? Aber du denkst, geh's, so lange es geht. Gelt, am Ende wirst du doch wohl auch zum Kreuz kriechen? Aber weit gefehlt, Esel! dann ist es zu spät! Dann wird sie dich mit Hundstritten fortschiken. Und wer denn? Dummkopf! — Die heilige Jungfrau, die gebene-

deite, die reine Tochter, die's nicht gemacht hat, wie Eure Weiber, Eure Mütter, Eure Schwestern, Eure Töchter, welche alle zusammen H . . . . gewesen, und noch sind. Und glaubst du, dafs sie sich deiner noch erbarmen werde? Erbarmen? Ja, wenn ich will, und anders nicht. — He? — was seht ihr mich mit so grofsen Augen an? Glaubt ihr, dafs ich umsonst meine Nase an den Büchern abgestumpft habe? Wie viel Gutes hab' ich Euch schon gesagt! Wie oftmals Euch lachen gemacht! Aber, diesmal, ihr Herrn, diesmal nicht gelacht! Jezt ist es Ernst! Nichts weniger als Seelenheil, und das sollt ihr bei mir finden. Ja, bei mir! Ich will Euch ein Mittel zeigen, wie ihr Euch gegen die Schlange sichern könnt, welche der Sünde auf dem Fufse nachfolgt. Willst du's sehen? He? den Hut herab!"

Er nimmt aus einem kleinen Kästchen ein in Kupfer gestochenes Madonnen-Bildchen heraus, das unter Glas gemacht, und an einer

rosenfarbenen Schleife befestigt ist. Er küfst es, und hängt es sich dann wie einen Orden an die Brust.

«Nicht wahr, das steht gut? Besser, als der St. Januarsorden, und der goldene Vliefs-orden, und der St. Georgsorden. Möchtest's haben, du, um dich damit zu puzen? Ja, gute Nacht! Das geb' ich nicht weg; das ist der schönste Schmuk, der wahre Balsam, die herrlichste Zierde, der geprüfte Talisman. He? möchtest auch eins haben? Und wenn du mir hundert Dukati bötest, ich gäbe es dir nicht — wenn ich nicht noch eins oder zwei andre hätte. Schenken will ich es euch, seht, nicht mehr als zween Gran dürft ihr mir dafür geben. So viel kostet das Porto vom Berg Karmel bis hieher. Seht, betrachtet's, schaut's an! Ich schenk' es euch. Willst auch eins haben? Ja, du bist so glüklich, auch eins zu erhalten. Küfs' es — sieh', und wenn der da kömmt — »

Auf einmal erhebt sich der Teufel als Polecenella unter den Puppen, und stöſst mit der Gabel nach dem Auditorium herab. — «Sieh', da hältst du ihm das Wunderbildchen vor, und er sinkt unmächtig nieder.»

Der Puppensatan fällt zusammen, und es geht in diesem Zuge fort, bis er die Bilderchen alle verkauft hat. Und weil sie so aufmerksam auf seine Predigt gewesen sind, so will er ihnen auch noch eine zeitliche und unschuldige Ergözlichkeit machen, und gibt ihnen das lustige Stük: Der betrogene Ehemann; oder: Hörner müſst ihr alle haben, in den Kauf.

L. Kirche von S. Dominico.

Karl II von Anjou erbaute diese Kirche, wie man sagt, einem Gelübde zu Folge, das er vor seiner Abreise nach Bordeaux gethan hatte, wo er im Zweikampf mit König Peter von Arragonien über seine Kronen entscheiden sollte. Später lit sie von Erdbeben, und hat, nach mancherlei Schiksalen, ihre heutige Gestalt bekommen.

Karls II Herz wird hier aufbewahrt. Auch ruhen noch andere Könige da. Und das Grab eines Königs ist lehrreicher, als das eines Betlers.

Karl II hatte durch Undank gegen den tapfersten General der Zeit und seinen Unterthanen beinahe die Krone verloren. Ruggiero di Loria, aus Kalabrien, schlug sich zu Peter von Arragonien, und vernichtete seinem ehmaligen König Heere und Flotten. Ueber die beflügelte Verfolgung des Feindes erstaunt, rief Karl aus: Grofser Gott, nach-

dem du mich so hoch erhoben hast, wenn es dein Wille ist, mich wieder zu erniedrigen, so laſs es doch nicht so mit Einem Schlage geschehen!

Das weiſs ich von Karln; und es mag genug sein. Aber von Alphons I von Arragonien weiſs ich mehr, von dem Manne, von welchem die Besten seiner Zeit mit Begeisterung reden. Wir wollen sein Gedächtniſs in einigen schönen Zügen heraufrufen, die uns wohl thun, und zum Nacheifer in Tugend und Weisheit aufmuntern müssen.

Man hat so oft über die Glükseligkeit der Fürsten gestritten. Alphons sagte bei Gelegenheit eines solchen Streites einmal: „Kann „man etwas Besseres hierüber anführen, als „was der Kirchenlehrer Augustin spricht? „Diejenigen Könige sind glüklich, welche „gerecht herrschen; wenn die Sprache ihrer „Lobredner und die demüthigen Büklinge „ihrer Hofleute sie nicht hoffärtig und über„müthig machen, sondern, wenn sie sich

„immer erinnern, daſs sie Menschen sind; „wenn sie Gott fürchten, langsam strafen „und leicht verzeihen; wenn sie blos strafen, „wo das Gesez es verlangt; nur Gnade ge- „ben, um zu bessern, nicht um die Bosheit „kühner zu machen; wenn sie einfach leben, „und lieber über ihre Leidenschaften, als „über Andere herrschen. — Denn," sagte er ein andermal, „wie die Sonnenblumen sich „nach der Sonne drehen, so bilden sich die „Völker immer nach der Fürsten Sitten, Tu- „genden und Lastern."

„Der Könige Speise ist Nachruhm. Aber „die Götter verkaufen ihn uns nicht um Geld, „sondern um sauren Schweiſs."

„Die Weisheit ist eine Tochter Gottes. Sie „ist allein unsterblich, und darum auch unter „allen irdischen Wesen nur dem Menschen „gegeben."

„Meine besten Räthe sind Todte, nehmlich „die Bücher. Denn sie reden mit mir ohne „Schmeichelei, Furcht und Hofnung."

Dies sind einige seiner Reden, deren noch viele andere aufbewahrt worden sind. In allen erkennt sich der gewissenhafte Fürst, der glaubensreiche, durch Tugend und Wissen beglükte Mensch, und einer der gebildetsten Geister seines Zeitalters. Mag man denken, dafs es leichter sei, gut zu sprechen, als gut zu handeln, so ist dies wahr. Aber Alphons war sich in allem gleich. Kann es einen schönern Beweis geben, als den er am Sterbebette seines Vaters ablegte?

Ich weifs, sagte ihm dieser, als er seine lezte Stunde herannahen sah, dafs alle die Reiche, welche ich durch Gottes Güte besize, von Rechtswegen dein sind. Doch möchte ich, wenn du einwilligtest, gerne deinem Bruder, Johann, das Königreich Kastilien hinterlassen. Ich bitte dich darum; mache mir die Freude, ihm eine Krone abzutreten.

„Theurer Herr und Vater," antwortete der fromme Sohn, „ich weifs wohl, dafs Eure „Reiche mir zukommen; aber nur durch Eure

„Güte. Darum geht in meinen Augen Euer
„Wille immer meinem Rechte vor. Ja, wenn
„Ihr es, nach Eurer weisen Einsicht, für
„heilsamer hieltet, einem Andern alle Eure
„Kronen zu hinterlassen, so wäre ich es ganz
„zufrieden, weil mir Euer Wille so heilig
„ist, als der göttliche.»

Und nun noch einen Zug von ihm, womit er die Liebe eines grofsen Theils seiner, ihm Anfangs sehr abgeneigten Nazion gewann.

Auf der Jagd fand er einst einen Bauren, der, ohne ihn zu kennen, ihn um Hülfe bat, weil sein Esel im Sumpfe steken geblieben war. Alphons nahm das Thier beim Kopfe, der Bauer beim Schwanz, und so zogen sie es heraus. Darüber kam des Königs Gefolge, und der Bauer, jezt erst ihn erkennend, fiel ihm zu Füfsen, und ward freundlich von dem guten Fürsten aufgehoben.

Es befinden sich, ausser Alphons Grab, noch mancherlei Merkwürdigkeiten in dieser Kirche. Ein Bild des Gekreuzigten unter

anderm, welches den heiligen Thomas einst mit den Worten anredete: „Du hast gut von „mir geschrieben, Thomas; welchen Lohn „wirst du erhalten?" — Keinen andern, Herr, erwiederte der Heilige, als dich selbst.

Mögen, wenn wir von Alphons Wahres und Wirksames geschrieben haben, sein Andenken, sein Beispiel und seine Tugenden unser Lohn sein!

LI. La Vicaria.

So heiſst der groſse Gerichtshof von Neapel, in welchem die Prozesse von fünf Millionen der prozeſssüchtigsten Menschen unsers Planeten entschieden werden.

Mit Schaudern nah' ich mich dieser Burg, wo der blinden Gerechtigkeit schon so oft die Wage verfälscht worden ist. So viele Tausende sind hineingegangen mit Hofnung, und wieder herausgekommen mit Verzweiflung. Schon so Mancher ist in dieser Wohnung der Gerechtigkeit zum Verbrecher geworden, weil ihn das irdische Unrecht an der ewigen Gerechtigkeit zweifeln machte.

Wilhelm I der Norrmann, errichtete dieses Gebäude zu seinem Palaste. Nach dem Geist der Zeit muſste es eine starke Burg sein. 1231 wurde es von Friedrich von Schwaben verändert, und diente lange Zeit zur Residenz der Könige. Mehrere Jahrhunderte später

ward es eingerichtet zum Siz der Tribunale des Königreichs.

Von allen Seiten steht das Gebäude frei da; wir können also füglich einen Gang um dasselbe machen. Der Plaz auf der Seite dient zu Hinrichtungen. Auf ihn gehen die Gitter der Gefängnisse, aus welchen die Eingekerkerten immer Körbchen herunterlassen, um das Almosen einzunehmen, welches sie sich durch ihre ungestümmen Bitten von den Vorübergehenden erzwungen haben. Ueber denselben, und auf andern Seiten des Gebäudes, hängen eiserne Körbe, in welchen die Schädel grofser Verbrecher aufbewahrt sind. Eine Verzierung von abgehauenen Händen macht den Anblik ekelhaft. Streifen Bluts ziehen sich die Mauer herunter; das Volk gewöhnt sich an das Gräfsliche, und erschrikt nicht mehr vor der Gräuelthat. Ins Ohr sagt dir der Führer, dafs jener blendendweisse Schädel wohl Cirillo's seiner sein möge.

Am Eingang in das Gebäude steht eine kurze Säule auf einer Basis, welche rings herum grofse Inschriften hat, die Niemand liest. Ich will es meinen Lesern auch nicht zumuthen, sich die undankbare Mühe zu geben; mufs sie aber doch bitten, eine Weile stehen zu bleiben. Diese Säule ist darum sehr merkwürdig, weil vor sie diejenigen hingestellt werden, welchen das Gericht die Cessione de' Beni *) erlaubt hat. Das Volk wird zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Ehmals wurde die Sache weit lustiger getrieben. Wer sich öffentlich dafür erklären, dafs er seine Gläubiger nicht mehr befriedigen könnte, und sich vor ihrer Verfolgung sichern wollte, stellte sich vor diese Säule, zog die Hosen ab, und zeigte dem versammelten Volk

*) Dies ist der juridische Ausdruk für eine, heuzutage äusserst schimpfvolle Erklärung, welche ein Fallirter seinen Gläubigern, nur auf besondere Erlaubnifs, machen kann: dafs er nicht mehr bezahlen könne.

denjenigen Theil des Körpers, auf welchem sich, nach einstimmigem Urtheil aller Korporäle und Schulmeister, die Schläge am besten anbringen lassen. Dabei rief er dreimal aus: wer etwas zu fodern hat, der komme, sich bezahlt zu machen! und spottete so noch derer, welche leichtgläubig genug gewesen waren, ihm zu borgen.

Es könnte eine merkwürdige Untersuchung abgeben, ob die Wiedererneuerung dieses Gebrauchs nicht etwa den Bedürfnissen unserer Zeit zu Statten kommen könnte? Man würde freilich anführen dürfen, dafs diese Methode, sich schuldenfrei zu machen, gar zu bequem wäre, und dadurch ein Theil des menschlichen Körpers um Vieles bekannter werden würde, als es ihm unsere Begriffe von Schamhaftigkeit erlauben. Aber die Wucherer würden doch vorsichtiger werden, da sie zum Schaden auch noch den Spott obenein erhielten.

Aus dem gerichtlichen Ausdruk: Cedo

bonis, ist der neapolitanische: Zita buona entstanden, welches nichts weiter heifst, als das Geschäfte, sich die Hosen auszuziehen. Man sieht daraus, wie häufig jene Funkzion vorgefallen sein mufs, da sie der Ausdruk für etwas geworden ist, was jeder ehrliche Mann des Tages mehr als einmal thut. Reich ist das Spiel des neapolitanischen Wizes mit diesen zwei Wörtchen.

Das ganze Gebäude umschliefst einen geräumigen Hof, in welchem ein grofser Löwe über den richtigen Maafsen und Gewichten ruht. Er ist aber zum Unglük nur von Marmor, und Niemand fürchtet sich vor ihm.

Im ersten Stokwerk sind die Gefängnisse. Sie fassen, freilich nicht nach Howard's Maasstab, über 2000 Menschen, und sind immer reichlich bevölkert. Es mufs schon ein grofser Verbrecher sein, wenn man ihm die Ehre anthut, in einem abgesonderten Kerker allein über seinen Zustand nachdenken zu können. Die übrigen sind, nur mit

Unterschied der Geschlechter, alle beisammen. In diesen Löchern wohnt der abscheulichste Schmuz neben dem Verbrechen, und wer unschuldig hereingekommen ist, geht gewifs auch schuldig wieder heraus. Hier ist die Schule der Unthat; hier hohnlacht man der Gerechtigkeit, welche in den Sälen oben freilich nur auf der Mauer gemahlt ist.

Die fürchterlichsten dieser Kerker nennt der Neapolitaner Cacazecchini, welches in einer veredelten Uebersezung Dukatenpresser heissen möchte; denn hier konnte man sich nur durch reiche Geschenke vor einem Zustand sichern, welcher schreklicher ist, als der Tod selbst. Cacamaglie nennen sie die minder grausamen Gefängnisse. Es ist da derselbe Fall; nur dafs das Wort Maglio ehmals eine geringere Münze bezeichnete, als ein Zecchin ist.

Der Aufenthalt in diesen Löchern ist die gröste Strafe für den Schuldigen. Die Tribunale scheuen sich sehr zu verurtheilen, und

sprechen lieber los. Acht bis neun Personen — gab man sonst an — sterben im ganzen Königreich jährlich durch die Hand der Gerechtigkeit. Die Meisten nahmen die Festungen und die Galeere auf. In ruhigen Zeiten sind deren immer zwischen 5—6000. Mörder und Diebe sind die meisten dieser Unglüklichen. Ohne diese beiden Verbrechen wären die Gefängnisse leer. Die Morde sind gröstentheils durch Schlägereien veranlafst; selten vorbedacht und grausam. Felddiebstähle sind am allerhäufigsten, und Contrebande, zu welcher die natürliche Lage des Königreichs auffodert.

Zum zweiten Stokwerk führen mehrere breite Treppen. Mit Mühe arbeitet man sich bei starken Gerichtstagen durch das Thor, mit gröfserer noch die Treppen hinauf. Man rechnet oft gegen 40,000 Menschen, welche zugleich auf Entscheidung hier harren.

Mehrere grofse Säle enthalten die Banken, auf welchen die Advokaten mit den Notarien

und ihren Schreibern Plaz haben. Die Klienten füllen den übrigen Raum, und das Getöse, das hier herrscht, ist so betäubend, dafs man seine Schule da gemacht haben mufs, um nur zween Gedanken an einander zu reihen. Verkäufer aller Art rufen ihre Waaren aus, und weil sie den rollenden Donner des Lärms nicht überschreien können, so haben sie eine Probe ihrer Waaren an einen langen Stok gebunden, auf dafs man sie weit hinaus sehen kann. Als man den General Kauniz einst hier hereinführte, ward er ganz stille und bang, und bükte sich. Er eilte schnell wieder heraus, und sagte nachher: «so beengend ums Herz, wie hier, war es mir nie im Schlachtgetümmel!»

Welch ein reiches Feld für den Beobachter der Menschen, und für ihren Darsteller in Wort und Bild ist hier eröfnet! Willst du sehen, wie die Freude sich ausdrükt in der Miene und Bewegung, so sehe jenen Mann an, der eben einen reichen Prozefs

gewonnen hat. Willst du die Ungewifsheit, den Kampf im Innern der Brust von aussen lesen lernen, so blike auf jenen Bauer, dem sein Advokat eben die schönsten Hofnungen in Zweifel sezt. Und kannst du es über dich gewinnen, ruhig zu beobachten die Thränen und die Verzweiflung des Unglüklichen, so sieh' jene Wittwe an, die Mutter ist von sechs kleinen Kindern, und der der grausame Bruder im Spiel der Gerechtigkeit so eben das ganze Vermögen, und jede Aussicht in die Zukunft abgewonnen hat.

Warum bist du nie hiehergekommen, Hogarth? Hier ist deine Welt, die Welt der Karikaturen. Schau jenen alten Advokaten an, wie er vor seinem demüthigen Klienten steht, und ihm beweist, dafs er Recht habe, wenn es ihm gefalle, und Unrecht, wenn er wolle. Wie die kleine Perüke sich vor der gewaltigen Adlernase verstekt, und, einem Täubchen gleich, sich hinter dem gelben Kür-

bisschädel verbirgt. Wie das düstre, schwarze Auge unter den buschichten Augenbraunen lauert, bis es lächelnd hervorschimmern kann, wenn die goldenen Sonnen in der zitternden Hand des Klienten aufgehn! — Schau, wie jener Notar horcht, da ihm ein reicher Vertrag ins Ohr diktirt wird. Spiziger, als seine Nase und seine Feder, ist sein Ohr geworden. Mit jeder Summe, die ihm weiter gesagt wird, klärt sich sein saures Gesicht heller auf, bis es mit dem Refrain der lezten konvulsivisch emporschnellt, und eine widerliche Freundlichkeit ausdrükt, welche der Pfüze ähnlich ist, die ein nachläſsiger Sonnenstrahl getroffen hat.

Aber lange wirst du es hier nicht aushalten. Du empfindest eine Unruhe in dir, der du nicht widerstehen kannst. Als fürchtetest du immer, daſs einer der hastigen Schreiber dir in der Eile die Feder, statt in das Dintenfaſs, in dein Auge tauchen, und dir nachher einen Prozeſs an den Hals hängen möchte,

weil er durch dich aufgehalten worden sei, eilst du hinweg.

In dem Gerichtssaal selbst kann man sich wieder etwas erholen. Hier sprechen so viele nicht zugleich. Hier wird schön und gut gesprochen, für das Böse, wie für das Gute, und dies ist der Ort, wo vielleicht die glänzendsten Proben von Beredsamkeit abgelegt werden. Redner sind da, die einen glauben machen können, dafs man durch die Finger, und nicht durch die Augen sehe; und dafs die Richter das Lezte oft nicht thun, beurkundet so mancher fürchterliche Fluch der Beeinträchtigten, der in diesen Mauren schon ausgestossen worden ist.

Auf diesen ihren Vorzug sind die Neapolitaner aber auch sehr stolz. Wenn vornehme Fremde den Ort besuchen, gibt ihnen die, hier so gewandte Gerechtigkeit eine Farce. Die besten Redner treten vor den Richterstuhl, und handeln eine Streitsache ab, die sie eben erfunden haben. Aufmerksam sizen die Richter

da, die Gegner erhizen sich, als sprächen sie für die Wahrheit. Der Zuschauer staunt, und weint Thränen der Rührung über die Schilderung des Zustands einer Kindsmörderin. — Der Fremde geht weg, die Richter und Streiter lachen, und der Menschenfreund entfernt sich schweigend ernst, und beklagt die Kunst des Geistes, der auch die Lüge zur Wahrheit machen kann.

LII. Gerechtigkeitspflege.

Als die Buchdrukereien einst in Konstantinopel eingeführt werden sollten, entstand die Frage: wovon sollen hernach die vielen Abschreiber leben? Man wufste nicht zu antworten, und so hiefs es dann: die Drukereien sind gegen das Gesez.

Oft war es in Neapel zur Sprache gekommen, einen neuen Gesezcodex, statt der zehn alten, die sich alle widersprechen, zu entwerfen. Wovon sollen dann die 4000 Advokaten leben mit allen ihren Schreibern? frug man. Und der Codex unterblieb.

Der Advokatenstand ist in Neapel ein sehr furchtbarer Stand. Die besten Köpfe verlieren sich in ihn, weil nur er zu Reichthum und Ehre verhelfen kann. Man glaubte Ursache zu haben, ihn zu schonen.

Die Neapolitaner sind gewifs die prozefssüchtigste Nazion in Europa. Was hat sie dazu gemacht? Ihre Geseze.

J'aurais le plaisir de perdre mon procès, ruft Alcest bei Moliere aus. Alcest war ein Neapolitaner. Wenn er auch nichts gewinnt, so hat er doch das Vergnügen, einen Prozefs zu führen.

Und warum sollte er ihn nicht gewinnen können, wenn er auch kein Recht dazu hat? Wie oft haben die hochweisen Richter in Neapel den Baurenspruch gethan: theilt euch in den Gegenstand des Streits! Nur Einer kann Recht haben. Welcher es habe, das ist dann vorher zehn Jahre lang untersucht worden. Jener Spruch war das Resultat des zehnjährigen Streits, so vieler Gänge, so mancher schlaflosen Nacht des Beeinträchtigten. Darum haben aber auch vier tausend Advokaten vollauf zu thun.

Die längsten Prozesse endigen sich am erbärmlichsten. Nachdem die Hälfte des Guts, um das sie sich zanken, aufgezehrt ist, mufs man sich vergleichen. Freilich ist der Leidende endlich dieses Ausgangs froh. Der

Richter glaubt einen Salomo's Spruch gethan zu haben, und ist natürlich weit reichlicher von dem belohnt, der Unrecht hatte, als von seinem Gegner.

Erhabene Göttin der Gerechtigkeit, die du stolz an der Spize der Völker stehst, mit Schwerdt und Wage in der Hand, so spielen sie mit dir!

Einst war das Richteramt in den Händen der Ersten des Volks. Das Zutrauen der Völker ehrte sie; sie nahmen keinen Sold dafür, um Recht zu sprechen. Sie wurden des undankbaren Geschäfts müde; es war bald keine Ehre mehr, Recht zu sprechen. Man mufste die, welche sich dazu hergeben sollten, belohnen.

Und ihr Lohn ist schlecht. Erbärmlich sind die Besoldungen derer, in deren Händen das heiligste aller Aemter ruht. Was Wunder, wenn sie die Gerechtigkeit so theuer als möglich verkaufen, da sie, wie ein italienischer Epigrammatist sagt, so ein seltenes Ding ist?

Wenn man keinen neuen Codex machen will, warum besoldet man die Richter nicht besser, und bestraft die Bestechungen nicht mit aller Härte?

Man kann das nicht. Die Regierung braucht diesen Stand zu wohl. Er erhält von Zeit zu Zeit geheime Instrukzion, wenn er Unrecht sprechen soll,

Seit mehreren Jahren fand selten ein Adelicher Gerechtigkeit. Warum das zu einer Zeit, da der Adel überall wieder in die Höhe kommt?

Aus demselben Grund, warum manche Regierungen die glänzendsten, aber auch am meisten Ausgaben und am wenigsten Einnahmen bringenden Stellen an den Adel gegeben haben. Aus demselben, warum die Grofsherzoge, aus dem Haus Medici, den Adel durch die Errichtung des Stephansorden von der Handlung entfernten, um ihm seine Reichthümer mit seiner eigenen Bequemlichkeit aus den Händen zu wenden. Man wollte

den Adel schwächen, und erwählte lieber diesen langsamen, vielfaches Unheil bringenden Weg, statt mit Energie den Stand zu reformiren, der offenbar das Aufkommen der ganzen Nazion verhindert. Konnte eine solche Regierung in der Zeit bestehen, welche nichts Festes mehr kannte, als das, was sie gebähren wollte?

Die Veranlassung zu den meisten Prozessen sind die Fideicommisse. Die Häupter der weiland parthenopeischen Republik, welche ihre grofsen Tugenden mit grofsem Unglük bezahlten, sahen das wohl ein. Eins ihrer ersten Geseze war: die Aufhebung der Fideicommisse.

Man prüfe einmal folgendes Testament. Der erste Sohn erhält 10,000 Dukaten, wenn er die Wittwe N. heirathet. Thut er es nicht, so werden ihm nur 5000 Dukaten zugetheilt. Heirathet er die Jungfer N. bekommt er nicht weiter als 2000 Dukaten. Das Haus in der Stadt, und das Gut am Posilipo sind sein,

wenn er in der Karriere seines Vaters fortfährt. Thut er es nicht, so fällt das erste an seinen dritten Bruder, das andere an das Kloster X.

Der zweite Sohn geht ins Kloster X. mit einer Aussteuer von 5000 Dukaten. Diese fallen dem Kloster anheim, wenn er auch nicht in dasselbe treten will.

Der dritte Sohn nimmt Dienste bei der Marine, und heirathet nicht. In diesem Fall erhält er 10,000 Dukaten. Thut er das erste nicht, so erhält er nur 6000; heirathet er aber, nur 5000. Das Uebrige wird gleich vertheilt unter die Klöster X. und Y.

Die Tochter heirathet Herrn N. mit 6000 Dukaten Mitgift. Thut sie das nicht, so kann sie mit einer Aussteuer von 3000 Dukaten in das Kloster Y. gehen. Heirathet sie sonst, darf sie nur 1000 Dukaten ansprechen. Von den übrigen fallen 3000 Dukaten dem Kloster Y. zu. 2000 werden gleich vertheilt unter den ersten und dritten Bruder, wenn sie dem

Willen des Vaters gehorchen. Ist nur der Eine *folgsam*, so kommt diesem die ganze Summe zu; sind sie es beide nicht, so fällt das Ganze an das Kloster X. u. s. w.

Es ist offenbar, zu wie vielen Prozessen dieses Testament Anlafs gibt, und doch ist es noch klar genug. Man sieht, dafs auf der einen Seite des Sterbenden ein Geistlicher, und auf der andern ein Advokat gesessen hat. Draussen weinten die vier Kinder um den sterbenden Vater! Bald werden sie sein Andenken verfluchen, bald sich vor Gericht verfolgen. Und die Mönche werden des Schwachsinnigen lachen, der zu ihrem Fette neues Fett gelegt hat.

Sehr prozefssüchtig ist die ganze Nazion. Am prozefssüchtigsten sind die Mönche, mehr als diese noch die Nonnen. Denn man mufs müssig sein, wenn man gerne prozessiren soll.

Dein Andenken sei gesegnet, edler Karl, Herzog von Kalabrien! Alle Tage safs er in Neapel zu Gericht. Aus Furcht, dafs seine

Wachen nicht Jeglichen durchliessen, war ausser dem Gerichtssaal eine Klingel befestigt, welche in demselben ansprach. Ein altes, mageres Pferd rieb sich an der Mauer. Die Gloke tönt, und der Herzog befiehlt zu öfnen.

Da hinkte das Pferd herein. Die Räthe lachten, und riefen: das ist Capece's Mähre!

Karl nur blieb ernsthaft. Wifst ihr, frug er sie finster, dafs die Gerechtigkeit auch auf die Thiere sich ausdehnt? Man rufe den Capece! — Er kam.

Warum lafst Ihr das Pferd so elend herumlaufen? frug ihn der Herzog.

Ach, gnädiger Herr, verantwortete sich dieser, als es jung war, ist es ein gutes Rofs gewesen. Zwanzig Campagnien hat es mit mir gemacht. Nun taugt es nichts mehr, und ich müfste es umsonst füttern.

Mein Vater, sagte Karl finster, hat Euch doch wohl für Eure Dienste belohnt?

Er hat mich mit Wohlthaten überhäuft, war die Antwort.

Und Ihr, fuhr der edle Herzog heftig fort, Ihr wollt nicht einmal das arme Thier füttern, das Euch so treu gedient hat? Undankbarer! Schnell führe das Thier selbst nach Hause, und bereit' ihm einen eigenen Stall. Läfst du es ihm an irgend was fehlen, so soll dich das theuer zu stehen kommen!

Guter, edler Herzog, du bist vergessen in Neapel. Sie sagen von dir, dafs du in einem finstern Jahrhundert gelebt habest!

LIII. Sonderbare Geseze.

Die neapolitanischen Geseze sind in Schuldensachen äusserst gelinde, und es stehen der Chikane unzählige Wege offen, sich ihnen zu entziehen, bevor sie einen Ausspruch thun, oder wenn sie ihn auch schon gethan haben.

Es gibt aber eine Zeit, wo kein Schuldner anzugreifen ist, die Noth mag noch so dringend sein. Die glükliche Periode trift in die sechs lezten Monate der jedesmaligen Schwangerschaft der Königin des Landes.

Desto strenger sind die Geseze aber, wenn der Schuldner gestorben ist. Der Gläubiger hat das Recht, seinen Leichnam zu sequestriren, und dem Grab vorzuenthalten, bis er bezahlt ist. Man kann denken, dafs selten davon Gebrauch gemacht wird.

Die Erfahrung, dafs die meisten Volksaufstände durch Streitigkeiten beim Kleinverkauf entstanden sind, bewog die Regierung zu verschiedenen Gesezen. Das sonderbarste darun-

ter ist: dafs der Verkäufer, wenn er das Papier, in welches die Waare gewikelt wird, mitwägen will, seine Müze abziehen mufs. Wiegt er das Papier nicht mit, so kann ihn Niemand zu jener Höflichkeit zwingen.

LIV. Ponte scuro.

Dunkle Brüke mit dem sie umgebenden Quartier, Siz des schamlosesten Elends und der gesunkensten Menschennaturen, sollen auch dir wir uns nähern?

In dieses Quartier sendet die neapolitanische Polizei, statt in das Hospital oder ins Zuchthaus, die verworfensten Weiber der käuflichen Klasse. Wenn man weifs, wie viel dazu gehört, um hieher geschikt zu werden, dann kann man sich einen Begriff von den Menschen machen, welche da wohnen.

Ein so tief gesunkenes Weib ist ein Scheusal; und wenn man Jünglinge in die Kunstsammlung führt, wo die abscheulichen Eiterbeulen venerischer Schäden in Wachs nachgebildet sind, so bringe man sie nur auch an diesen Ort, wo die scheufslichste Zerstörung jedes menschlichen Vorzugs sie anekelt. Und verlassen sie diesen Ort nicht mit Abscheu und guten Vorsäzen, so lafst sie nur

immer hier; es ist nichts mehr an ihnen zu verderben.

Hier wird gemordet, geplündert, und jeder Regung von Menschenwürde, von Tugend und Schamhaftigkeit Hohn gelacht, oder sie durch Verzweiflung gerächt. Nur Einmal vielleicht ist hier etwas, das einer guten Handlung gleich sieht, geschehen, und darum wollen wir noch bleiben, um die Geschichte davon zu hören.

Während der blutigen Gegenrevoluzion von 1799 wurde ein armer Jüngling in der Nähe dieses Quartiers von den rasenden Lazzari genommen, und splitternakt ausgezogen. Sie schleppten ihn so, ehe er gemordet werden sollte, durch mehrere Strafsen, und brachten ihn auch hieher. Eine jener Kreaturen stand am Fenster, und sah den Unglüklichen. Die jugendliche Gestalt erregte, vielleicht zum erstenmal, statt Sinnlichkeit, Mitleiden bei ihr. Sie bat, sie beschwor die Wüthenden, ihn loszulassen. — Es ward ein Preis für die

ganze Bande gefodert. Sie gestand ihn zu, gab sich hin für den armen Jüngling, und kaufte ihm sein Leben.

Man mufs gestehen, es gibt mancherlei Weisen, das Gute zu thun. Diese ist etwas eigen, und man mufste so verworfen sein, wie dieses Weib, um die verdienstliche Handlung begehen zu können.

LV. Republica napolitana.

Ganz ist dieses Wort noch nicht verhallt. Es steht noch in dem Herzen manches Neapolitaners mit blutiger Schrift gegraben. Aber sie haben es mit einem schwarzen Flor umwunden.

Die Gegenrevoluzion hat gegen alles gewüthet, was nur nach Republik roch. Bekanntlich gab es in Neapel viele Revoluzionsschmeker; und wenn man die Liste der Eingekerkerten, der Geplünderten, der Ermordeten liest, so muſs man sich überzeugen, daſs sie sehr feine Nasen gehabt haben.

Nur Eines rochen sie nicht aus, und dies Eine war das republikanische Geld. Diese Republica pomeridiana, wie es Petron von irgend einem römischen Konsul sagt, welcher seine Würde gerade vom Frühstük an bis zum Mittagessen behielt, bekam auch den Einfall, Geld zu schlagen. Der Einfall war nicht übel, denn es fehlte dem Kindlein

gewaltig an Geld; aber das Unglük war, daſs man Geld nicht so leicht, als ein Rad schlägt.

Indeſs sah ich doch noch republikanisches Silbergeld. Ich betrachtete es als eine Reliquie, und dachte oft, damit für das nächste Jahrtausend zu spekuliren. Es muſs einmal — rechnete ich — eine Zeit kommen, wo man die Münzen der Parthenopeischen Republik eben so suchen wird, wie heutzutage die der Sybaritischen. Da meinte ich mir einen Flek auf dieser Erde zu kaufen, den meine Nachkommen bis ins fünfhundertste Glied besizen sollten, ohne ihn jemals veräussern zu dürfen. Ich wollte überdies einen groſsen Wegdwoodschen Topf mir anschaffen, und diesen, gefüllt mit Münzen der toskanischen, römischen und neapolitanischen Republiken des achtzehnten Jahrhunderts, auf meinen Erbgrundflek vergraben. Eine Familienakte sollte, nach einer gewissen Anzahl Jahren, den Urenkeln erlauben, den Boden zu durchwühlen; und so hatte ich mich lange

mit dem frohen Gedanken gewiegt, dafs meine Nachkommen durch den kostbaren Schaz zu reichern Leuten werden sollten, als ich selbst bin.

Einen freilich noch gröfsern Schaz wüfste ich zu sammeln, wenn mich nicht Manches daran verhinderte. Worte und Thaten müssen, wie Münzen, auch erst einen Geruch von Alterthum haben, wenn sie der Menschheit viel sein sollen. In der Revoluzion von Neapel glänzen Züge und Karaktere, wie sie uns nur die Heldenzeit der Griechen und Römer zeigt. Aber wir sind so bescheiden, uns dergleichen nicht mehr zuzutrauen, und müssen das der Würdigung der Nachwelt überlassen, welche einen Aristid, einen Themistokles gerechter beurtheilte, als es ihre Athener gethan haben. Wer davon ein Büchlein schriebe, getrost über die Schäzung seiner Mitwelt weg in die gerechtere Zukunft hinausschaute, in der nur das Grofse wird stehen bleiben, und das Kleine wird vergangen sein,

wie die Seifenblase, die das Kindlein in die Sonne bläst — der freilich dürfte sein Haupt niederlegen, und sagen: ich habe es ihnen gesagt!

Ich habe die gute Zeit vorübergehen lassen. Es sind nur noch einige kupferne Geldstüke übrig geblieben, mit welchen sich die Spekulazion aber nicht mehr der Mühe lohnen würde. Eines darunter stellt auf der einen Seite einen Kranz dar, von welchem ich es den Numismatikern überlasse, zu bestimmen, ob es Reben- Lorbeer- Oliven- oder Eichen-Blätter sind. Am Ende thut es doch nichts zur Sache; denn die Inschrift, daſs die Münze drei Grani gelte, und die Umschrift Republica napolitana sind doch die Hauptsache. Die Fascen auf der andern Seite, mit der oben aufgestekten Freiheitsmüze, möchte ich für den Caduceus des Merkur halten, womit er die Republiken des achtzehnten Jahrhunderts in Charons Nachen geleitet hat.

LVI. Hospital der Unheilbaren.

(Gli Incurabili.)

Hospital der Unheilbaren — Welt, Eitelkeit, Hochmuth, mifslungene Hofnung, betrogenes Vertrauen, Liebe, Hafs, Treue, Untreue, fröhliche Narren und traurige — Heilung — Tod.

Wer möchte die Vergleichung fortsezen? Aber drängt sie sich dir nicht wider deinen Willen auf? — O dem haben eigene, seltene Sterne geleuchtet, welcher die Welt nie als ein Hospital unheilbar Kranker ansehen mufste, um die Menschen nicht zu hassen!

Aber traurig ist es ein Hospital zu errichten, mit dem Nahmen: für Unheilbare. Ist es nicht dasselbe, was: Schule, wo man nichts lernt? — Freilich, wir haben solcher genug, sind aber nicht so ehrlich, es darüber zu schreiben.

Eine fromme Dame stiftete im Jahr 1521 dieses Hospital. Die Freigebigkeit ihrer Zeit-

genossen und der ſolgenden Jahrhunderte erweiterte es dermaſsen, daſs es gewöhnlich zwischen 12 — 1500 Kranke aller Art ernährt. Die jährlichen Kosten wurden im Jahr 1782 auf 107,256 Dukati angeschlagen. 93,296 Dukati waren die Einkünfte, und der Ueberschuſs der Unkosten wurde durch die verschiedenen Congregazionen, die täglich fallenden Almosen, und die Beiträge der Provinzen des Königreichs ersezt.

Was wäre nicht aus dieser Anstalt zu machen, wenn der wahre Geist der Humanität an ihrer Spize stünde? Aber so, wie sie ist, kann sie nur Unheilbare aufnehmen, weil nicht leicht Einer sie geheilt verläſst. Die Krankenzimmer sind feucht, dem Winde zu sehr ausgesezt, zu groſs und zu unreinlich. Die Behandlung ist beinahe für alle Gattungen von Krankheit dieselbe; die Aufmerksamkeit auf die Kranken zu gering; die Aerzte sind meist gewissenlos, und häufig selbst die Nahrung der Armen veruntreuend.

Schrcklich sind die Wohnungen der Wahnsinnigen. Lange, feuchte Gewölbe auf ebener Erde, zu beiden Seiten mit kleinen Abtheilungen, die durch hölzerne Gitterthüren verschlossen sind; in jeder eine steinerne Bank, die zum Bette dient, daneben eine Oefnung für das natürliche Bedürfniſs; Löcher, wodurch die freie Luft jeder Temperatur eindringt; ein bloſser Strohsak — und das ist Alles!

Glüklich die, welchen sich eine dike Kruste um den Geist gezogen hat, durch die auch nicht der Strahl Eines Moments durchdringt! Von der Art war der kleine Bauer aus dem Abbruzzo, welcher sein enges Loch für den Vatikan hielt, sich Pabst glaubte, und jeden, der ihm in die Nähe kam, für einen Frommen ansah, welcher nach dem päbstlichen Segen sich sehnte. Mit einer, über seinen Stand erhabenen Würde, mit gröſserer, als mancher stolze Prälat, segnete er seine Besuche. Nie hatte er einen Augenblik, wo er

erkannte, dafs sein Lager- und Lösespruch nicht viel wirksamer sei, als der so vieler Nachfolger Petri.

Glüklich auch war ein junger Mensch mit einer äusserst schlanken Figur und dem freundlichsten Angesichte. Er war, wie er sich ausdrükte, il Corriere di Dio per la neve, (der Kurier Gottes für den Schnee) und gieng in seinem kurzen Hemde so leicht über den Boden weg, als ob er gewohnt wäre, in den Lüften zu wandeln.

Nicht die Offenbarung, wie so Manchem unter uns, sondern die göttliche Komödie des Dante, hatte einem Andern den Kopf verrükt. Er machte häufige Reisen ins Fegfeuer und in die Hölle, und hatte Manches darüber niedergeschrieben. Von einer Reise in das Paradies sagte er nie etwas. Beweis genug, wie das Schöne und Liebliche nie, aber oft das Abentheuerliche und Wunderbare die Klarheit des Geistes trübt!

Die beiden Geschlechter sind von einander

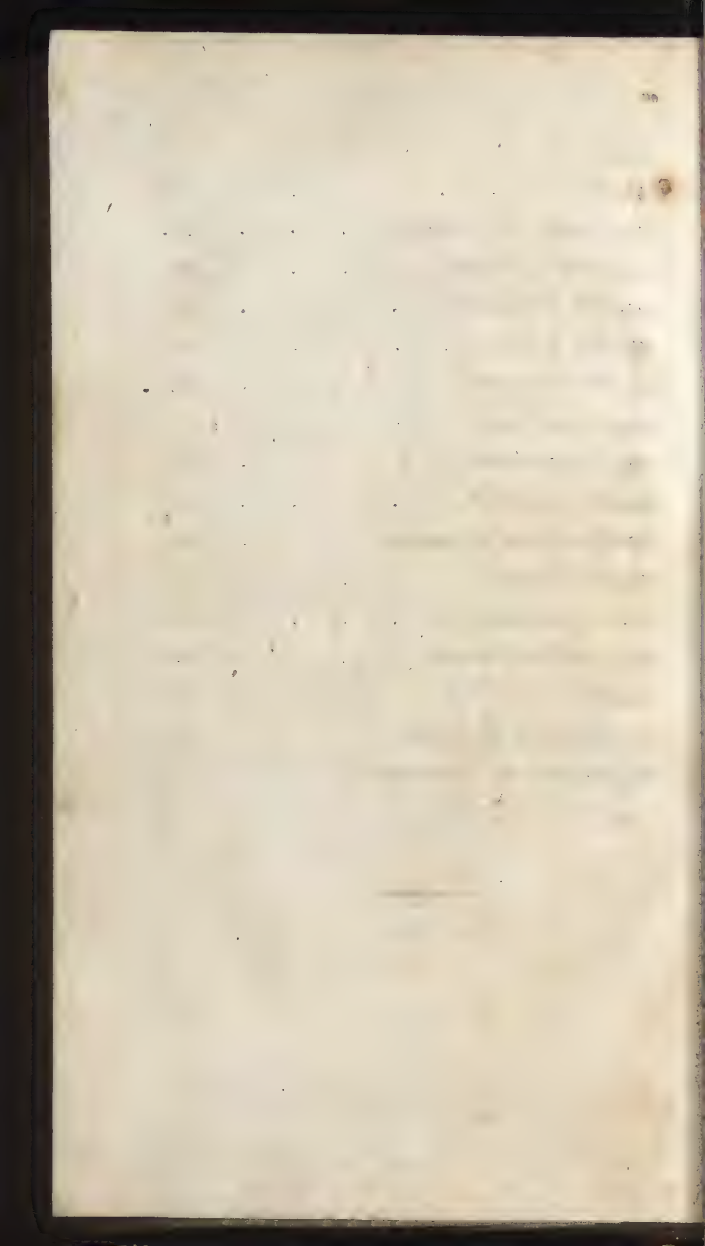
abgesondert. Ausser den Irren, den Gebährenden und den grindigen Kindern, sind die Meisten venerisch Angestekte. Die weiblichen Kranken werden von den Bewohnerinnen der beiden, zu dem Hospital gehörigen Conservatorien der Reuevollen und der Umgekehrten gewartet. Dies sind öffentliche Weiber, welche, nachdem sie Jugend und Reize verlassen, sich in die Arme der Religion geflüchtet haben. Die Meisten derselben sind häſslich gezeichnet, und die Hälfte von ihnen hat das Ansehen, als ob sie den Bergwerken von Irkuzk entronnen wären. Ihr Profil ist gröstentheils so griechisch, daſs die gerade Linie nur durch den aufgeworfenen Mund unterbrochen wird. Die Nase hat man, als entbehrlich, weggeschaft, und nichts als zwei Löcher übrig gelassen, um eine andere darinnen zu befestigen, wenn sie einmal nöthig sein sollte.

Von hier aus wird das ganze Königreich mit Aerzten versehen. Um eine geringe

Summe werden die Schüler aufgenommen, und auf Kosten des Hospitals unterhalten. Nach einigen Jahren haben sie ausgelernt, und verlassen dasselbe, um auf eigene Rechnung die Unheilbaren zu heilen.

INHALT.

Seite.



GEMÄHLDE

VON

NEAPEL

UND

SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

P. J. REHFUES.

Zweiter Theil.

Zürich, bei H. Geſsner. 1808.



LVII. Hospitäler.

Es ist kein gutes Zeichen für einen Staat, wenn er viele Anstalten dieser Art besizt. Wo sie sind, müssen auch viele Bedürftige sein; aber der beste Staat sorgt dafür, dafs Jeder sich selbst zu helfen vermöge. Man kann sie daher nur als Palliativkuren ansehen. Man stirbt nicht in ihnen: allein man wird auch nicht gesund.

Wie viel Unheil hat der Geist jener Zeit ausgesät, welche durch fromme Vermächtnisse in diesem Leben sich der Freuden des künftigen zu versichern suchten! Lange wagten es die Regierungen nicht, an diese Güter zu rühren, und nährten durch die Aufbewahrung der Arznei die alte Krankheit. Frei-

lich ist der Wille dessen, der sein Eigenthum für einen guten Zwek bestimmt hat, heilig; aber die Bedürfnisse Einer Zeit sind nicht die der andern, und Niemand ist befugt, sein Vermögen zum Nachtheil des Staats anzuwenden. Lassen wir uns doch durch die weise Politik des schwäbischen Kaisers, Friedrichs, welcher einst über dieses Land herrschte, belehren. Er freute sich, wenn sich das Kirchengut sehr bereicherte, weil er es als einen Nothschaz für die dringendsten Staatsbedürfnisse ansah, und keinen Augenblik anstand, es als solchen zu benuzen.

So lasse sich denn kein Fürst durch das Geschrei des Pöbels an der zwekmäfsigern Verwendung solcher Güter verhindern! Der Pöbel wird immer schreien, so oft man ihn aus seiner gewohnten Lage bewegt; und wie er undankbar ist gegen das Gute, so höre man auch nicht auf seine Vorwürfe, schreite still, aber muthig vorwärts, und lasse sich's am Bewufstsein genügen, das Nüzliche auch

ohne Hofnung auf Erkenntlichkeit gethan zu haben!

Mit diesem Allem ist natürlich nicht gesagt, dafs man alle Anstalten der Art aufheben sollte. Nein, da bewahre uns der Gedanke an die Vielen, welche unverschuldet oder durch Leichtsinn in Unglük und Krankheit verfallen! Aber Neapel besizt der Hospitäler offenbar zu viele; und die Meisten derselben haben Fehler, welche manche gute Wirkung wieder zerstören. Es ist dies an zwo Anstalten der Art, die ich einzeln aufführte, gezeigt worden.

Ich will noch einen kurzen Ueberblik über die übrigen geben.

S. Gennaro extra moenia. Merkwürdig ist die Art, wie dieses Hospital dotiert wurde. Jedermann mufste sein Vermögen selbst taxieren. Der Vicekönig machte den Anfang, und schlug sein Vermögen zu einer Abgabe von 4000 Dukati an. Man kann denken, wie manche Leidenschaft dabei zum

Besten dieser Anstalt wirkte, wie die Eitelkeit, ein grofses Vermögen zu zeigen, und das Bestreben, sich der Regierung gefällig zu machen, in Freigebigkeit wetteiferten. Die Einkünfte dieses Hauses betragen 17,000 Dukati, mit denen man über 600 Personen unterhält. Es ist heutzutage ein Conservatorium für Mädchen, welche bei ihrer Aufnahme der strengsten Keuschheitsprobe unterworfen werden. So ist einmal das Gesez! Aber wie diese Probe anstellen, um durch die Verlezung der jungfräulichen Scham nicht den grösten Theil einer Tugend zu zerstören, welche allein Ansprüche auf den Eintritt in das Hospital gibt? Sehr zwekmäfsig ist eine andre Seite desselben, die den invaliden Bedienten einen Zufluchtsort für ihr Alter gestattet. In einem Lande, wo der Bedientenluxus zu den Hauptgebrechen des Volks gehört, sind dieser Bedürftigen nur gar zu viele. Um wie viel besser wäre es, die Ursache dieses Uebels einzuschränken, als ihr noch durch eine eigne

Anstalt zu helfen, auf welche Jeder hinsieht, wenn er im Begriff ist einen Stand zu wählen, der gewöhnlich nur durch ein müssiges Leben zu einem hülflosen Alter führt?

Ospedale di S. Eligio. Es hat etwa 20,000 Dukati Einkünfte, und ist blos für fieberkranke Weiber bestimmt. Auch steuert es jährlich drei und vierzig arme Mädchen aus, was ganz löblich ist. Mit den Nonnen, die dazu gehören, und den übrigen Personen des Diensts enthält es ungefähr 120 Menschen, welches mir seinen Einkünften völlig unverhältnifsmäfsig scheint.

Trinità de' Pelegrini, mit 16,000 Dukati Einkünften; offenbar die unnüzeste aller Anstalten im Königreich. Sie bewirthet jeden Müssiggänger, der sich Pilger nennt, drei Tage lang, und gibt von Zeit zu Zeit das Schauspiel, dafs die, ihr zugehörige Brüderschaft, welche aus neunhundert Personen von allen Ständen besteht, den Pilgern die Füfse wascht. Von diesen werden jährlich 4 — 5000

empfangen, die ihre Wallfahrten gewiſs einstellen würden, wenn es nirgends Anstalten gäbe, welche den frommen Müssiggang begünstigen. Die Bewirthung ist sehr gut, und man nimmt daher auch Genesende aus andern Hospitälern auf — welches uns wieder einigermaſsen mit der Gastfreiheit gegen die pilgernden Taugenichtse aussöhnen kann.

Ospedale di S. Giacomo. Es hat 40,000 Dukati Einkünfte, und ist hauptsächlich für Soldaten bestimmt. Unter allen Hospitälern dieser Stadt hat es mir das reinlichste geschienen, und dies ist einer der grösten Vorzüge solcher Anstalten. Auch hat man damit ein anatomisches Theater, eine Bibliothek und ein Museum für junge Aerzte verbunden.

Ospedale della Nunziata hat 63,000 Dukati Einkünfte, und ist für Kranke und für Findelkinder offen. Von leztern kommen jedes Jahr gegen 2000 in dieses Hospital, von welchen die meisten sterben, weil die Griechen behaupteten, daſs der glüklich sei,

welcher frühe stirbt. Dies ist aber auch der einzige Trost, welchen man dem Menschenfreund geben kann. Denn ihm wird es weh im Herzen, wenn er den engen, ungesunden Ort ansieht, und weiſs, daſs Eine Amme gewöhnlich vier bis fünf Kinder zu säugen hat. Der nicht mehr säugenden Kinder sind gewöhnlich ungefähr hundert; woraus klar ist, wie viele so glüklich sind zu sterben. Eine Amme erhält, neben Kost und Wohnung, im ersten Monat 60 Gran, im zweiten und dritten 40, und dann 20; dafür hat man aber erst vor Kurzem 200,000 Dukati auf die Kirche verwendet, und kostet der Dienst derselben jedes Jahr 5000 Dukati. Bei solcher Oekonomie ist daher folgende Sterbeliste von drei Jahren bald erklärt:

1785 wurden aufgenommen 2027 Kinder;
von diesen starben 1333 —
1786 wurden aufgenommen 1997 —
von diesen starben 1290 —
1787 wurden aufgenommen 2063 —
von diesen starben 1256 —

Dies sind die vorzüglichsten Hospitäler der Hauptstadt. Neben diesen bestehen noch drei andre vom ersten Rang, welche blos für Priester und Leute vom Stande bestimmt, und daher auch reinlicher gehalten sind. Sie heissen S. Maria della Pace, S. Angelo a Nido und Pazienza Cesarea.

Um diese Anstalten in Zusammenhang mit dem Zustand des ganzen Staats zu bringen, bemerke ich

1) Dafs es in den Provinzen des Königreichs sehr an Hospitälern mangelt,

2) Dafs die Administrazion derselben den gröfsern Theil ihrer Einkünfte verschlingen mufs; welches Jedem, der die Angabe ihrer Einkünfte mit der Zahl ihrer Individuen vergleicht, in die Augen springen mufs. Mit etwa 400,000 Dukati, welche dieser Staat aus fest dazu bestimmten Fonds jedes Jahr auf die Hospitäler verwendet, könnte wohl viel Gutes geschehen. Aber man darf freilich keine Kirchen damit bauen, die 200,000 Dukati kosten!

LVIII. Vorsichtsregeln gegen die Lungenschwindsucht.

Ich gieng einst am Meerufer von Neapel spazieren. Ein grofses Feuer, welches in der Nähe davon braunte, zog meine Aufmerksamkeit an. Es war vieles Hausgeräthe, Betten, Kommoden, Sessel u. dergl. um dasselbe hergestellt. Man denke sich mein Erstaunen, als ich ein Stük um das andre zerschlagen und ins Feuer werfen sah!

Ich erkundigte mich nach dem Grunde dieses sonderbaren Verfahrens. Sie sagten mir, dafs es Geräthe aus einem Zimmer wäre, worin ein Lungen-Schwindsüchtiger gestorben sei.

Sollte denn diese Krankheit in Neapel einen so gefährlichen Karakter haben? frug ich. Ich hatte selbst so manche Kranke dieser Art gekannt, welche aus dem fernen Norden gekommen waren, um hier Linderung des Uebels und Genesung von demselben zu finden, und

mehrere waren so glüklich gewesen, ihre Gesundheit wieder zu erhalten.

Ich konnte nicht anders glauben, als dafs mich die Leute zum Besten hätten. Ganz verstimmt gieng ich nach Hause, und erzählte die Sache einigen meiner neapolitanischen Freunde. Da fand ich zu meiner grösten Verwunderung bestätigt, was ich nicht hatte glauben wollen: dafs man die Lungenschwindsucht (la tabe polmoniale) in Neapel für eine der anstekendsten Krankheiten hält. Unterredungen mit fremden, schon längere Zeit hier lebenden Aerzten bestärkten mich noch mehr, dafs ich am Ende glauben mufste, diese Furcht seie nichts weniger, als ein Vorurtheil.

Man sagte mir, dafs ein Haus, wo ein solcher Kranker gelebt habe und gestorben sei, immer in übeln Ruf komme, und nur schwer wieder vermiethet werden könnte, und verwies mich endlich auf ein Büchlein über diesen Punkt, welches auf Befehl der Regie-

rung gedrukt wurde, und nebst einer Beschreibung der Krankheit, die zur Verbreitung und Ausübung der Vorsichtsmaaſsregeln ergangenen Rescripte enthält. Es hat den Titel: Istruzione al Publico sul Contagio della Tisichezza, scritte per sovrano Commando dalla Facoltà medica del supremo Magistrato di Sanità di Napoli. Napoli 1782. 8. *)

Die Krankheit wird darin zuerst beschrieben, und, in Rüksicht auf Anstekung, den Poken und der Pest gleichgesezt. Jeder Arzt ist, so wie er die Symptome derselben bemerkt, verbunden, die Familie des Kranken von der Lage desselben zu unterrichten. Er muſs sie angehen, ihn in das Hospital zu schaffen, wenn nicht Raum genug in der Wohnung ist, ihn ganz abgesondert zu legen,

*) Belehrung des Publikums über die anstekende Schwindsucht, geschrieben auf königlichen Befehl von der medicinischen Fakultät u. s. w.

und es befindet sich deshalb in jedem Quartier eine, auf öffentliche Kosten unterhaltene Sänfte, welche ausschliessend zu diesem Gebrauche bestimmt ist. Zugleich soll er dem Gesundheitsrath der Stadt davon die Anzeige machen, und dieser dann die Wohnung, den Stand und das Alter des Kranken aufzeichnen. Alles dieses mufs in den ersten vierzig Tagen der Krankheit geschehen, welches ihre zwote, noch nicht anstekende Periode ist.

Für die folgende werden sodann die Vorsichtsregeln gegeben: Der Kranke soll mit Essig gefüllte Spuktöpfe gebrauchen, welche immer bedekt sind, und so oft, wie möglich, geleert werden. Häufig mufs die Luft im Krankenzimmer gereinigt und erfrischt werden. Hauptsächlich empfiehlt man Essig und Rauch, und den Wärtern Oefnung der Fenster, um Luft zu schöpfen. Man soll nicht in demselben Bette mit dem Kranken schlafen, und müfste dieses jemals im nehmlichen Zimmer geschehen, so wird man den Lagerort

so entfernt, als möglich, von ihm nehmen. Alles Geräthe, was der Kranke gebraucht oder berührt hat, soll sorgfältig gereinigt und gelüftet, und, im Fall es nicht hinlänglich geschehen kann, verbrannt werden. Die Zimmer soll man neu übertünchen und den Fufsboden mit Meerwasser waschen. Ueberhaupt soll man aufs genaueste den Befehlen des Arztes nachleben, und nicht der, ziemlich allgemeinen, übeln Sitte folgen, die Geräthschaften vier und zwanzig Stunden in die Erde zu graben, dann wieder herauszunehmen und zu gebrauchen. Selbst Gläser, Steine und dergleichen, welche im Krankenzimmer gewesen sind, müssen mit Meerwasser oder Essig gewaschen werden.

Dies sind die Vorschläge der Aerzte. Mehrere beigedrukte Befehle der Regierung billigen dieselben zwar, dehnen sich aber noch mehr aus, weil sie sich unmöglich versichert halten können, dafs alle diese Regeln so genau befolgt werden, als es das Wohl des

Staats erheische. Sie befiehlt: dafs, sogleich auf die Anzeige des Arztes bei dem Gesundheitsrath, einige Glieder der Polizei sich in das Haus des Kranken verfügen, und ein genaues Verzeichnifs von Allem aufnehmen, was in seiner Nähe ist; dafs, so wie er gestorben, dieselben Beamten alles Bewegliche, selbst Thüren, Laden u. dergl. wegschaffen; dafs alle seidene Stoffe, so wie alles Weiszeug, mehreremale gewaschen, alles Silber und Gold mit Weingeist gereiniget, die Gemählde mit Oel abgerieben, die Bücher gelüftet, ausgeklopft, ihr Ueberzug mit Essig überfahren, sogar alle Hausthiere umgebracht werden. Am Ende wird noch allen denen, die um den Kranken gewesen sind, angerathen, sich durch eine kleine Reise oder einen Aufenthalt auf dem Lande zu erholen.

Diese Opfer wird jeder wohlhabende Bürger, fährt das Rescript fort, dem allgemeinen Besten gerne bringen. Ist er aber zu arm, so soll er von der Regierung für seinen

Verlust entschädigt werden. Wer sich aber eine Nachläſsigkeit zu Schulden kommen läſst, dem werden die strengsten Strafen angedroht. Wer z. B. die obrigkeitlichen Personen bei der ersten Visitazion des Krankenzimmers, wenn das Verzeichniſs der darin enthaltenen Habseligkeiten gemacht wird, verhindern würde, kömmt, im Fall er von Adel ist, drei Jahre auf die Festung, und zahlt noch dreihundert Dukati obendrein; ist er bürgerlich, eben so lange auf die Galeere. Gleiche Strafe wartet derer, welche angestekte Geräthschaften kaufen. Und weil die gefährliche Krankheit am leichtesten die Bewohner neugebauter Häuser angreift, so sind auch für diesen Fall die strengsten Verordnungen beigefügt. Wer ein neues Haus vor anderthalb Jahren Frist vermiethet, schlieſst der königliche Befehl, der wird das beleidigte Gesez durch Erstattung des Betrags der dreijährigen Miethe versöhnen.

Man sieht, wie gefährlich diese Krankheit sein muſs. Die Verordnungen wurden durch die so häufigen Opfer derselben veranlaſst, und beschränken sich nicht nur auf die Hauptstadt, sondern dehnen sich über das ganze Königreich aus.

LIX. Leihhäuser.

Anstalten, die zu einer gewissen Zeit löblich waren, welche heutzutage nur das Elend verlängern, statt es aus dem Grund zu zernichten.

Die ersten Anstalten der Art findet man in Italien, weil dieses nach der grofsen Wiedergeburt Europa's, welche dem Mittelalter folgte, das erste handelnde Land war. Der ansehnliche Gewinn, welcher mit baarem Geld gemacht werden konnte, trieb dasselbe zu ungeheuren Preisen, und die Juden, bei denen sich der Reichthum immer in baarer Münze findet, nahmen Zinse, welche einigermafsen den Hafs und die Verfolgungen jener Zeit gegen sie erklären lassen.

Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden die Leihhäuser errichtet. Neapel besizt, neben seinen vielen Wucherern, die dieses menschenfreundliche Geschäft in der Stille treiben, zwo solcher Anstalten.

Die erste ist der Monte di Pietà. Hier wird bis auf zehn Dukati ohne Zinse geborgt. Eine gröſsere Summe bezahlt sechs Procent.

Die zwote der Monte de' Poveri, welche nicht über fünf Dukati ohne Zinse ausleiht. Diese sind die nehmlichen, wie in der vorigen Anstalt, sobald die genannte Summe überstiegen wird.

Die erste Modifikazion beider Anstalten ist sehr löblich auf die Armuth berechnet. Es wird also hauptsächlich auf den Reichen gewonnen, von denen viele ihr Kostbarstes, Jahr aus Jahr ein im Leihhause liegen haben. Nach Verfluſs von drei Jahren werden die Pfänder verkauft, und die Ueberlosung dem Eigenthümer zugestellt.

Diese beiden Anstalten thun aber auch sonst noch viel Gutes, zum Theil auf eine nüzliche, zum Theil auf eine schädliche Weise; denn es scheint einmal, als ob in diesem Lande nichts auf die rechte Weise geschehen könnte.

LX. Aehnliche Anstalten.

Den beiden vorigen verwandt sind zwo andere Anstalten, welche ein reinerer Geist der Humanität zum Besten der Hülfbedürftigen wirksam macht.

Der Monte de' Poveri vergognosi springt hauptsächlich denjenigen Armen bei, welche Scham genug besizen, keine fremde Unterstüzung anzuflehen, weil ihre Noth entweder nur augenblikliche Verlegenheit ist, oder durch das Bewufstsein, von Andern beobachtet zu werden, desto drükender wird. Ausser dem kauft diese Anstalt Sklaven los, stattet arme Mädchen aus, läfst verlassene Kinder erziehen, und wirkt auf andre ähnliche Weisen nur zum wahren Guten.

La Redenzione de' Cattivi beschäftigt sich einzig und allein mit dem Loskauf unglüklicher Reisenden, welche den Seeräubern der Barbarei in die Hände gefallen sind. Jedes Jahr werden 18,000 Dukati auf diese

Weise verwendet, und das Geschäft wird einzig und allein von den Juden zu Livorno betrieben. Die Kosten für Eine Person sind zwischen 750 — 1400 Dukati und noch mehr. Die Geistlichkeit hat sich auch hier ein Vorrecht angemafst; indem ihre Glieder, und namentlich die Bettelmönche, zuerst losgekauft werden müssen; dann kommt es an die Weiber, nach diesen an die Knaben bis zu zwanzig Jahren, und zulezt an die Männer.

LXI. Merkwürdige Regierungs-Kollegien.

Ich kann mich in diesem Werke natürlich nicht darauf einlassen, das ganze Gebäude der Staatsverwaltung durchzugehn. Was aber auszeichnend in derselben ist, sowohl im Guten, als im Bösen, darf nicht fehlen. Ich werde hier daher fünf Kollegien aufführen, welche die Gebrechen dieses Staats weit stärker, als die Sorge der Regierung sie zu heilen, beweisen werden.

Suprema giunta degli abusi *), eine sehr merkwürdige Regierungskammer, deren Titel mir beinahe wie Hospital der Unheilbaren vorkommt. Ihre Bestimmung ist die Reform aller Mängel und Mißbräuche in der Staatsverfassung, besonders die Geistlichkeit betreffend. Es wurde 1767 errichtet,

*) Oberstes Regierungs-Kollegium für die Verhinderung der Mißbräuche.

und begann sein grofses Geschäft mit der Aufhebung des Jesuitenordens, wodurch es sich freilich sehr vielversprechend ankündigte. Es hat sein Wort später nicht gehalten; denn ich selbst habe ja diese Gesellschaft, welche man, als allen Staaten und Regierungen gefährlich, aufhob, als das einzige Rettungsmittel derselben wieder erwekt gesehen. Die Geschichte hatte also umsonst ihre Bücher geöfnet. Man las: dafs das Parlament von Paris dereinst die Werke des Jesuiten Mariana verbrennen liefs, weil er in denselben behauptet hatte, «dafs der Königs«mord eine löbliche, ruhmvolle, he«roische Handlung, und dafs es zu «bedauren sei, weil es so wenige «gäbe, die sich einer so edeln That «unterfangen *).» Man las: dafs der Jesuite Lorrin in seinem Kommentar zum 105. Psalm Seneka's Verse angeführt hatte:

*) Thuan. 15. 111. 112.

. . . . Victima haud ulla amplior
Potest, magisque opima mactari Jovi,
Quam rex iniquus.

Was könnte man nicht alles noch lesen, wenn man nur wollte! „Gott gebe, dafs Ew. Majestät es nie bereuen dürfen," sagte einer der neapolitanischen Staatsräthe seinem Monarchen, als dieser die Wiederherstellung des Jesuitenordens beschlossen hatte. Die Suprema giunta degli abusi aber blieb stumm!

Deputazione contro al tribunale del S. Officio. Der lezte Versuch, die Inquisizion in Neapel einzuführen, wurde im Jahr 1746 gemacht. Die Nazion war derselben immer entscheidend entgegen, und es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen, wie sie zu dieser Furcht vor einem Tribunal gekommen ist, welches andre Völker, ohne zu murren, ertragen haben. Karl III verbannte es indefs durch ein Reichsgrundgesez auf ewig; und diese Deputazion hat haupt-

sächlich die Bestimmung über die Geistlichkeit zu wachen, dafs sie nicht das Geringste unternahm, was das Ansehn von Inquisizion hatte.

Giunta de' Veleni. Es ist schreklich zu glauben, dafs sich eine Regierung genöthigt sah, ein eigenes Tribunal für Verbrechen der Giftmischerei niederzusezen. Ist dies Verbrechen denn so häufig? fragt man. Ich weifs es nicht; aber in allen Ländern, wo das Recht der Erstgeburt und die Unauflöslichkeit der Ehen eingeführt sind, kommt es öfters vor, als in andern, welche den Grundsaz angenommen haben, dafs ein Mann Vater aller seiner Kinder ist, und dafs es Ehen gibt, deren unglükliche Folgen nur durch die Trennung verhindert werden können.

Giunta del Lotto. So lang sich nicht alle Regierungen über die Aufhebung dieses gefährlichen Spiels vereinigen, handelt die einzelne, die es versucht, wenigstens nicht klug. Da nun Klugheit die Führerin der

Politik ist, so hat auch die neapolitanische Regierung dieses Uebel geduldet, und sich durch die 500,000 Dukati, die ihr dadurch jährlich zufielen, über seine Folgen getröstet. Weil es aber doch einmal ein Uebel ist, so mufste es auch sein Tribunal haben, und dieses ist keines der müssigsten.

Giunta di Stato. Sie richtet die Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats und der beleidigten Majestät. Ihre Richter waren nicht immer ehrliche, oder wenigstens furchtlose Männer. Es schaudert uns daher, wenn wir an manche Zeiten zurükdenken.

Mache Jeder seine Betrachtungen selbst über diese fünf Kollegien! Veranlassung ist genug dazu, und es gibt nichts Belehrenders, als einen Staat, welcher das Gute zu wollen scheint, aber in der Wahl der Mittel unglüklich gewesen ist.

LXII. Oeffentlicher Unterricht.

Man kann sich vorstellen, daſs durch die spanische Regierung, welche das Königreich Neapel ungefähr wie eine Kolonie in Indien ansah und behandelte, nichts für den öffentlichen Unterricht geschah. In einigen Klöstern wurde zwar eine gewisse Masse des Wissens durch Ueberlieferung ſortgepflanzt, und mit Politik zurükbehalten, oder mitgetheilt; einige Strahlen der schönern Tage unter dem Arragoniern und selbst den Anjou's waren übrig geblieben, aber die ganze Nazion tappte in diker Finsterniſs.

Mit Karln III begann eine bessere Zeit. Die groſsen Bewegungen in ganz Europa wurden auf diesem Vorgebirg desselben immer am stärksten nachgefühlt, so wie ein Stoſs am Rande einer Scheibe empfindlicher ist, als in der Mitte. Die Aufhebung des Jesuitenordens ward doppelt folgenreich, indem alle seine Güter für die Erziehung der Nazion bestimmt

wurden. 210,000 Dukati jährlicher Einkünfte flofsen in die Edukazionskasse, welche in den schönen Klöstern und Seminarien des Ordens der ganzen Nazion die besten Schulen eröfnen konnte.

Diese wurden in der Hauptstadt und in den Provinzen aufgethan. Aber, als ob nicht die ganze Nazion Belehrung bedürfte, kamen sie mehr dem Adel zu gut; und, wie wenn man blos Professoren zu bilden hätte, verloren sich diese Anstalten in den Kreis höherer Studien, denen sie doch nicht genügen konnten. Was war die Folge? dafs man nichts lernte, und mancher Vater, dem die Bildung seines Sohnes am Herzen lag, den Jesuitenorden wieder zurükwünschte.

Die Normalschulen, welche im ganzen Königreich errichtet wurden, waren sehr zwekmäfsig eingerichtet, und hatten noch den Vortheil, dafs sie den müssigen Priesterstand beschäftigten. Allein sie verfielen auch bald, und ihre Früchte sind nie aufgegangen.

Die vielen Kollegien und Seminarien werden von Mönchen geleitet, welche nicht immer guten Willen und Kenntnisse verbinden. Wenn ihnen etwas gelingt, so ist es, daſs sie einen erträglichen Geistlichen gebildet haben; denn darauf geht am Ende alles los. Die Kinder werden wie Sklaven behandelt; und damit sie ja ihre Last zu tragen haben, pakt man ihnen einen Vorrath scholastischen Wusts auf, unter dem der Geist entweder erliegt, oder den er abschüttelt, um sich in zügelloser Freiheit zu ergehen.

Und dieses Land hat einen Giannone, Genovesi, Galiani, Cirillo, Filangieri, Cuoco, Russo gebildet?

Ja; denn die Natur ist thätiger, als die Menschen; und die Vorzüglichsten unter diesen haben sich immer selbst gebildet. Schulen und ähnliche Anstalten sind nur für mittelmäſsige Köpfe, oder für Handwerksleute in ihrem Fach. Aber die herrliche, weitleuch-

tende Fakel des Genius kann sich nur an sich selbst entzünden.

Ich will nicht vergessen zu sagen: dafs die Militärschule in Neapel vortreflich eingerichtet war. O hätte man Neapolitaner an die Spize der neapolitanischen Truppen gestellt, und keine Fremden — sie wären wenigstens mit Ehre besiegt worden!

LXIII. Die Universität.

Sie ist sehr alt; denn sie wurde schon 1224 gestiftet. Sie ist nicht reich, weil Universitäten nicht durch den frommen Unverstand, sondern durch weise Regierungen begabt werden. Sie leistet wenig; denn ihre Lehrer sind schlecht bezahlt. Ihre Einrichtung ist unzwekmäfsig; weil man die Sorbonne und ähnliche Anstalten bei ihren Reformen zum Muster genommen hat.

An Lehrstühlen aller Art ist kein Mangel. Es ist sogar einer für die Dekretalen da. Man wollte ihn aufheben, und drang nicht durch, ob man gleich den Jesuitenorden zu stürzen mächtig genug war. Man sorgte also für ein Gegengift, und glaubte es in der Errichtung eines Lehrstuhls der Konsilien zu finden.

Ein aufgeklärter Privatmann stiftete einen sehr zwekmäfsigen für Handel und Staatswirthschaft, welcher einige Früchte gebracht hat. Die Vorlesungen geschehen blos auf

diesem einzigen in der Landessprache, weil man billig genug war, Kaufleute und Oekonomen die philologischen Studien zu ersparen.

Ehmals wurde jede Lehrstelle nur auf vier Jahre besezt. Nach dieser Zeit ward ein neuer Konkurs gehalten, bei welcher Verfahrungsweise man natürlich nur immer verlieren konnte. Die lezte Reform dieser Anstalt ist vom Jahr 1780.

Mit den 12,700 Dukati Einkünften, die die Universität hat, werden eine Menge Lehrer besoldet. Der Professor der Pandekten hat 800 Dukati jährliche Bezahlung; die übrigen alle müssen sich mit 120 — 300 begnügen. Nur der Lehrer der Dekretalen hat 400 Dukati.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens ward das grofse Kollegium desselben, Gesu' vecchio, der Universität eingeräumt. Es ist ein schönes Gebäude, das Vorrath genug für Kunst und Gelehrsamkeit enthält. Die Biblio-

thek ist zahlreich, aber schlecht geordnet. Die herrlichen Antiken, wie der farnesische Herkules, die kolossale Flora u. a. m. stehen im Erdgeschofse, etwas bunt durcheinander. Neben an arbeiten Künstler nach schlechten modernen Stüken, und hie und da kommt ein Fremder, um jenen hohen Kunstwerken seine Verehrung zu bezeugen.

Soll ich der Akademie erwähnen, welche 1780 mit 10,000 Dukati Einkünften gestiftet wurde? Ich habe selten etwas von ihr gehört, und dies ist ein Beweis weiter, wie unnüz dergleichen Anstalten in Staaten vom zweiten und dritten Range sind. Nur da, wo die wissenschaftliche Bildung auf vielen Punkten vereinzelt werden mufs, ist einer nöthig, in welchem sie sich alle wieder vereinigen, und keinem Lande dürfte eine solche Anstalt besser bekommen, als unserm deutschen Vaterlande. Aber keiner seiner Staaten ist reich genug, um die Ausgabe für die andern zu machen. Sollen sie sich alle zu diesem Zwek

vereinigen? — Sie werden es nie thun, weil keiner sie dem andern gönnen will. Wir wollen also die Hofnung dazu nur aufgeben, und von der Zukunft träumen!

LXIV. Palast Francavilla.

In Rüksicht auf seine Architektur verdient dieser Palast nicht eher Erwähnung, als so viele andre, von denen ich nichts sagen werde Wie herrlich auch seine Lage ist, wie himmlisch sich seine Aussichten beinahe von jedem Balkon und von den Terrassen eröfnen, was ihn vor allen andern auszeichnet, ist eine Gallerie mit vielen herrlichen Bildern.

Es gibt nicht leicht einen berühmten Nahmen in der Kunstgeschichte, den man hier nicht fände. Von Raphael ist eine Madonna mit dem Kinde da, welche nur unter Raphaelschen Bildern ihres Gleichen finden möchte. Es ist vom höchsten Interesse, das nehmliche Sujet von Lionardo da Vinci dargestellt zu sehen. Wie verschieden beide, und doch wie würdig! Raphaels Gruppe mit aller Tiefe des Gemüths, Lionardo's mit aller Tiefe des Geistes aufgefaſst und dargestellt. Vor jener wird es dem Herzen kindlich wohl; vor

dieser versinkt der Verstand in ernstes Nachdenken über die Geheimnisse der Kunst, welche ihm in dem Raphaelschen Bilde minder auffallen, weil es nur das grofse Geheimnifs der Natur ausspricht.

Dergleichen Gemählde sind gefährliche Nachbarn; denn es bedarf der seltensten Vorzüge, um neben ihnen in die Höhe zu kommen. Berühmte Nahmen reichen da nicht immer aus, weil auch das entschiedenste Verdienst neben dem Vollendetsten in Schatten sinkt. Wahrscheinlich sind jezt diese Bilder nicht mehr hier. Alles konnte man nicht flüchten, und so mögen, wenn die Raphaels, da Vinci's, Claudes und Tizians geflohen sind, wenigstens Werke von Schidone, die in andern Gallerien so sehr fehlen, und von dem gemüthvollen sicilianischen Mahler, Pietro Novelli, il Mocrealese genannt, zurükgeblieben sein.

LXV. Capo di Monte.

Karl III, von welchem überhaupt die meisten grofsen Werke der Kunst, welche das achtzehnte Jahrhundert in Neapel entstehen sah, herrühren, baute diesen Palast auf einem der höchsten Hügel hinter der Stadt, von wo aus man diese und den ganzen grofsen Meerbusen mit allen seinen Schönheiten überblikt.

Was dieser Fürst baute, trägt einen Karakter von Gröfse, der mit den Werken der Römer wetteifert. Aber nicht überall führte ihm das Glük einen Künstler, wie Vanvitelli, für seine grofse Wasserleitung zu. Der Palermitaner, Medrano, der diesen Palast aufführte, war ein Mann von Talenten, dem es aber nur hie und da am Unentbehrlichsten, dem Menschenverstande, zu fehlen scheint. Wie hätt' er sonst eine so ungeheure Masse auf dem, durch Steinbrüche beinahe völlig ausgehöhlten Berg sezen, und eine, dieses

Gebäudes würdige Treppe an demselben vergessen können?

Beides ist indeſs geschehen. Damit der Abgrund nicht das ganze kostbare Gebäude verschlang, muſste man in diesem noch kostbare Mauren aufführen, welche wohl der Grund sein mögen, daſs es nie vollendet wurde. So steht es jezt auf seiner allesbeherrschenden Höhe öde und verlassen da, und wird nur zuweilen von Fremden und Künstlern, seiner Gemählde und andrer Merkwürdigkeiten der Kunst wegen, besucht.

Hier war nehmlich zu einer Zeit alles vereinigt, was das Farnesische Haus in seiner glänzendsten Periode Schönes und Seltenes gesammelt hatte. Noch sah ich eine Menge mittelmäſsiger Bilder, weil die besten vor der ersten Invasion der Franzosen geflüchtet, und die, welche wieder zum Vorschein kamen, in dem Palast Francavilla aufgestellt worden waren. Die groſse Münzsammlung war nur noch in Fragmenten da; von der berühmten

Schaale aus orientalischem Agath-Onyx mit dem herrlichen Medusakopf konnte ich nichts mehr erfahren. Die schönen etrurischen Vasen waren zerstreut — aber die Ruder und Bogen der Tahitier noch vorhanden.

Es hat mich daher immer wehmüthig gemacht, in dem, zum Palast gehörigen Bosket eine Gruppe anzusehen, in welcher die Zeit mit der rechten Hand das Glük aufrecht hält, und mit den Füfsen den Neid in den Staub tritt. Damals war noch wenig von dem geschehen, was wir nachher erlebt haben; aber dieser Palast war doch nur mit den Trümmern des kraftvollen Farnesischen Hauses ausgeschmükt, und wenn auch die Zeit das Glük nicht länger zu halten vermochte, so hätte man ihr doch die Herrschaft über den Neid gönnen mögen *).

*) Die französische Regierung hat der Lage dieses Palastes die verdiente Ehre widerfahren, und der König, Joseph, ihn in den Stand sezen lassen, dafs er ihn be-

wohnen kann. Er soll ganz vollendet werden, und sich an eine grofse Garten-Anlage anschliessen, welche durch die Wasserleitung der Acque caroline belebt werden wird, die man zu dem Ende von Caserta nach Neapel leitet.

LXVI. Religion.

Darf man nach der Menge von Wachs, welches in den Kirchen verbraucht wird, von der Anzahl der Geistlichen und ihrem Reichthum auf die Religion schliessen, so sind die Neapolitaner ein sehr frommes Volk.

Darum ist es uns aber hier nicht zu thun. Wir müssen wissen, wie die Religion von den verschiedenen Klassen der Nazion angesehen wird, und wie sie aufs Leben wirkt.

Ich möchte den Neapolitanern nicht Unrecht thun, und lasse daher einen ihrer Mitbürger selbst reden.

„Der Unglauben," sagt der Herzog von Montejasi, „und die Sucht Religionsübungen lächerlich zu machen, gilt bei uns für einen Beweis von Geist. Diese Meinung verbreitet sich unter den sogenannten Aufgeklärten in dem Maafse, wie die Sittenlosigkeit zunimmt. Das Volk aber lebt in völligem Aberglauben, den es entweder in den Kirchen, oder in den

Schulen lernt, und ist überzeugt, daſs man durch einzelne Werke der Barmherzigkeit und des Glaubens sich den Himmel verdienen könne. Daher betrügt ein Krämer mit der einen Hand den Käufer im Gewicht, und gibt mit der andern den Mönchen von S. Antonio, oder denen, welche für die Seelen im Fegfeuer sammeln, Almosen. Ein Lazzarone läſst sich vor dem Heiligen, über den er eben geflucht hat, auf die Knie nieder, und sucht seine Rechnung durch augenblikliche Reue wieder gleich zu machen. Kurz, der Pöbel sieht den Allmächtigen als einen Geizhals an, den man durch Geschenke versöhnen muſs, und wendet sich deshalb nicht an ihn selbst, sondern an die Heiligen, die er als eben so habsüchtige Advokaten betrachtet."

Das Hauptdogma der Religion in Neapel ist das Fegfeuer; dessen Qualen sieht man überall an den Mauren abgemahlt. Dadurch wird die Religion diesem Volk zu einem Popanz, den es, wie die Kinder den ihrigen, nur dann

fürchtet, wenn er sich zeigt, oder wenn es in der Einsamkeit an ihn denkt.

Wird daher für die armen Seelen im Fegfeuer gefodert, so ist Niemand freigebiger, als der Neapolitaner. Es ist ihm dabei nicht sowohl um die Armen zu thun, die in jenem Feuer schwizen, sondern um ihn selbst. Er denkt dabei, dafs ihm dereinst auch einmal so geholfen werden werde, und sucht sich gleichsam schon zum voraus gute Freunde zu machen.

O was haben die Menschen nicht aus der Religion gemacht!

LXVII. Ein Heiliger im Geschmak der Neapolitaner.

Jedes Volk bildet sich seine Götter und Heiligen selbst. Erhält es sie auch von Aussen, so müssen sie sich wenigstens bei ihm nazionalisieren; und dies geschieht nur, indem sie völlig in seine Denkweise, seine Sprache und seine Sitten eingehen.

Mögen mir es die vielen braven und einsichtsvollen Neapolitaner, die ich kenne, zu gut halten, wenn ich glaube, dafs ihre Nazion einen von den Heiligen braucht, welche die Araber Siech nennen, ein Wort, das einen Menschen bezeichnet, der zur Hälfte ein Heiliger und ein Narr ist.

Und einen solchen habe ich auch in ihrer Geschichte aufgefunden. Ich will die alte Chronik selbst erzählen lassen *).

*) Chronik des Giuliano Passero, welche noch ungedrukt in Neapel liegt. Diese Stelle ist von Galiani als Sprachprobe ausgehoben.

„Den 9ten August 1516 kam in das Kloster von Santa Maria del Carmine ein Mönch dieses Ordens aus der Lombardie. Er war ein Spanier von Geburt, und las alle Tage die Messe. Diese Messe dauerte aber drei Stunden lang, in welcher Zeit ein Andrer sechse gelesen hätte. Nach der Messe zog er sich aus, und gieng in das Kloster hinein, wo sich denn bald eine Menge Kranker, besonders an venerischen Uebeln, um ihn einfanden. Der Mönch that nichts anders, um sie zu heilen, als dafs er, sowohl Weiber, als Männer, mit der Zunge an jedem Körpertheile lekte. Am Ende wurde der Zulauf von Neapolitanern und Fremden so grofs, dafs es zum Erstaunen war; und wer es nicht gesehen, was dieser Mönch mit seiner Zunge lekte, der konnte es auch nicht glauben. Seine ganze Heilart bestand darin, die Wunden und die venerischen Beulen, die Augenübel und die Schamglieder mit der Zunge zu leken. Nie spukte er dabei aus, sondern

verschlukte Alles, welches entsezlich war zu sehen, und Niemand erinnert sich je von etwas Aehnlichem in der Christenheit und im Heidenthum gehört zu haben.»

Die Geschichte der menschlichen Narrheit ist reich an Verirrungen aller Art; aber diese ist so einzig, dafs ich mich nicht enthalten konnte, sie an einem Ort aufzuführen, wo sie einst bewundert wurde, und noch heutzutage bewundert werden würde, wenn sich in unserm Zeitalter dergleichen Thorheiten nicht alle in Spizbübereien verwandelt hätten.

LXVIII. Theatinerinnen.

Welche waren gröfser, die Religionsthorheiten, oder die Religionsgrausamkeiten?

Es ist traurig, dafs beide ihre höchsten Punkte erreicht, und die Menschen nichts unterlassen haben, um die Religion Christi bis zur Karikatur und zur Folterkammer zu verzerren.

In Neapel befand sich ein Frauenkloster des Theatinerordens, in welches nur Mädchen aus den ersten Familien aufgenommen wurden. So wie das Gelübde ausgesprochen war, war auch die ganze Welt für sie gestorben; denn von da an durften sie Niemand mehr sehen und sprechen, der nicht in ihren Mauren war. Kein Grufs, kein Geschenk, kein Brief, keine Freude über das Wohlsein der Ihrigen erreichte sie mehr. Nur wenn einer der Schwestern ein naher Verwandter gestorben war, wurde es ihnen mit den Worten angezeigt: Es ist euch ein Vater, eine

Mutter, eine Schwester gestorben; betet für die arme Seele! Aber weiter wurde der Sterbfall nicht bestimmt, und alle in die grausame Ungewifsheit eines theuren Verlustes gestürzt. Nur die Wenigen, denen Niemand mehr sterben konnte, freuten sich dann.

Als Jephta's Tochter sich der ewigen Jungfrauschaft gewidmet hatte, giengen die Töchter Israels jedes Jahr viermal hin, um mit ihr zu reden. O wie mag sie sich immer auf diesen Besuch gefreut haben!

So menschlich waren die Christen nicht; aber jene Ordensregel ist eine Barbarei. Man hat sie in neuern Zeiten dahin gemildert, dafs es jeder der armen Jungfrauen bestimmt angezeigt wird, wenn sie Jemand zu beweinen hat.

LXIX. Brüderschaften.

Es ist immer schön, wenn sich Menschen ſreiwillig zu einem guten Zweke vereinigen. Die Religion, welche sie alle zu Brüdern machen will, nannte solche Verbindungen Brüderschaften; und die Hierarchie, die sie als den Mittelstand zwischen ihren Mönchen und den gewöhnlichen Menschen ansah, gab ihnen mancherlei Vorrechte, welche übrigens im Karakter aller ihrer Geschenke, ganz ohne zeitlichen Vortheil sind.

Diese Institute sind am Ende der Gewalt der Zeit, welche Alles entweder verschlimmert oder verbessert, unterlegen. Die Religionsübungen derselben sind zu Gelegenheiten des Müssiggangs, und ihre unterscheidenden Gewänder zu Mummereien geworden. Statt in Uebung christlicher Tugenden zu wetteifern, suchte man sich in äusserm Glanze zu übertreffen, und der ursprüngliche Geist lieſs

bei seiner Flucht nur hie und da noch eine leichte Flamme zurük *).

Zwo Gesellschaften der Art verdienen unter den vielen andern, welche in Neapel sind, ausgezeichnet zu werden. Die eine, la Confraternità de' Bianchi, ist sehr zahlreich, und besteht grofsentheils aus Leuten der ersten Stände. Ihre Gewänder sind weifs, und ihre Zweke gut; denn sie sind die Freunde, der Trost, die lezte Hülfe des Unglüklichen, welchen die Gerechtigkeit zum Tode verur-

*) Ein Neapolitaner, der Herzog von Monte Jasi, drükt sich in seinem, übrigens höchst unbedeutenden Prospetto economico-politico-legale del regno di Napoli, Nap. 1807, tmo. I. not. a. hierüber noch weit stärker aus: „Queste confraternità por mancanza di direzione sono per lo più degenerate infante conventicole di furberie, quindi è, che i nostri maggiori ne domandarono l'abolizione, come si ha da' privilegi e capitoli della Città; ed il Consiglio di Castiglia domandò a Filippo IV l'abolizione delle steffe, come narra Ustariz."

theilt hat. Die lezten drei Tage seines Lebens sind sie beinahe seine einzige Gesellschaft. Sie bereiten ihn zu der Reise in das dunkle Land, stillen alle seine Wünsche, ausser den zu leben, begleiten ihn auf den Richtplaz, halten ihn im entscheidenden Augenblik noch mit hofnungsreichen Gebeten und Vorstellungen einer bessern Welt, in die er durch Reue versöhnt eingeht. Aus des Nachrichters Händen empfangen sie den Leichnam, und senken ihn unter frommen Gesängen ins Grab. Ist dies nicht ein menschenfreundlicher Dienst? Aber mit dem Grabstein, den sie über ihm zuschliessen, ist ihr Amt noch nicht aus. Sie sind die Väter derer, welche der Unglükliche hülflos hinterlassen hat, erziehen seine Söhne, verheirathen seine Töchter, und unterstüzen seine Wittwe mit Rath und That. Ehrfurcht vor diesem schönen Institute! Seine Pflicht ist nicht leicht, sein Amt ist oft schwer; denn man hat in Neapel Zeiten gesehen, wo die Brüderschaft der

Weissen ganze Monate Tag und Nacht fort; mit den Opfern der gerechten und der ungerechten Nemesis beschäftigt war.

Die andre Gesellschaft ist die Confraternità di S. Jvone. Auch sie sind die Freunde der Unglüklichen. Mit geringen Einkünften thun sie sehr viel Gutes, und die Unterdrükung hat in ihnen einen mächtigen Feind. Sie nehmen sich der Armen in Rechtssachen an, untersuchen zuvor ihre Gründe, ehe sie einen Prozefs beginnen, führen ihn mit dem Eifer, zu welchem die gute Sache begeistert, und gewinnen beinahe jedesmal, weil sie nicht leicht für das Unrecht streiten, und kein Richter ihren edeln Interessen zu widerstreben wagt.

In einem Lande, wie dieses, ist eine solche Gesellschaft eines der nothwendigsten Bedürfnisse. Auch hat Niemand noch an dieselbe zu rühren gewagt, und es wäre zu wünschen, dafs sie überall in der Welt Kolonien hätte. Wie vortreflich die Gesezgebung sei, der

Arme hat immer Freunde und Geld nöthig. Wird die Gerechtigkeit auch umsonst ertheilt, so bedarf er wenigstens Rath um sie zu finden, weil unsere gesellschaftlichen Verhältnisse so verschlungen sind, daſs man das, was man mit eigenen Augen sieht, doch manchmal erst mühsam suchen muſs.

LXX. Un Cristiano.

„Christen, kauft von meinen schönen Feigen!" ruft ein Lazzaro.

„Mein Schooshündchen hat weit mehr Verstand, als manche Christen;" sagte mir einst eine Dame.

„O Christ, aus dem Wege!" schreit der Kutscher vom Bok herab.

In Neapel ist jeder Quidam ein Cristiano. Es ist zweideutig, ob man diesen Ausdruk für Toleranz oder Intoleranz im weitesten Umfang nehmen soll. Entweder, darf man sagen, ist jeder Mensch ein Christ, oder sind nur die Christen Menschen.

Am Ende wird man aber die Sache wohl nicht so genau nehmen dürfen. Im Geiste sind sich die Sprachen überall gleich, und richten sich besonders in Allem, was die Menschen angeht, nach ihren Schwachheiten. Jede besizt so viele zweideutigen Worte für schön und häfslich, böse und gut, dafs man

wohl erkennt, wie es keine mit dem Menschen verderben will.

Die gleiche Bewandnifs hat es mit ähnlichen Ausdrüken. Was der Neapolitaner un Cristiano nennt, heifst der Toskaner un Galant uomo (einen ehrlichen Mann); aber man hüte sich ja, darum an eine mythische Zeit zu denken, wo ein Christ immer auch ein ehrlicher Mann war.

Der Franzose ruft dem Fremden Monsieur! zu; der Deutsche: guter Freund! — Beides bedeutet dasselbe, nehmlich Herr N. N. —

Der Deutsche nur mufs das Cristiano, Galantuomo, Quidam in den meisten Fällen mit Mensch übersezen.

LXXI. Banken.

Die verschiedenen Banken dieser Stadt sind von Privatpersonen eröfnet, und nur von der Regierung bestätigt worden. Ihre Aufseher (Governatori) werden von ihr aus den Bürgern erwählt, und dienen umsonst. Sie empfangen von Jedermann Geld, und sind jeden Augenblik bereit, es entweder an ihn selbst, oder auf seinen Befehl an Andre, in welchen Summen er will, zurükzugeben.

Die Bankscheine heissen Polizze, und laufen, wie baares Geld. Verträge, welche in solchen Scheinen abgeschlossen sind, haben schnellere Exekuzion und gröfsern Glauben. Nur werden Bankoperazionen mit ihnen sehr beschwerlich, weil der Nahme des Geld-Deponenten immer gerichtlich aufgezeichnet werden mufs, und die Cession der Scheine und ihre Bezahlung Weitläuftigkeiten unterworfen sind, welche zwar jede Betrügerei beinahe unmöglich machen, aber auch den

raschen Gang der Handlungs-Spekulazion hemmen.

Was diese Banken so lange in Ehren und Kredit gehalten hat, ist die Treue der Verwaltung, und die Ehrfurcht, mit welcher Volk und Regierung sie immer behandelt haben. In den dringendsten Fällen griffen selbst die Spanier nicht an dieses Nazionaleigenthum, und in keiner Empörung wagte es das Volk an dasselbe zu rühren. Aber es gehörte zu dem Unglük der Bourbons, dafs sie dem Rath der Vergangenheit nicht folgten. Ich habe es selbst gesehen, dafs die Bankscheine 8 — 10 Procent verlohren; ein einziger Minister hingegen, welcher mit dem Zutrauen des Volks die Leitung der Finanzen übernahm, (Medici) brachte sie in wenigen Wochen wieder al pari.

LXXII. Sonderbarer Gebrauch bei der Geburt der Mädchen.

Ueber manche Dinge ist es schwer, ich will nicht sagen gut, sondern nur, nicht zu verständlich und nicht zu unverständlich zu reden. Am schwersten wird dies in der deutschen Sprache, welche offenbar die sittsamste unter allen ist; denn nicht Jedem mag es gelingen, eine Horazische Zweideutigkeit so gut zu umgehen, als Wieland in einer jener Satyren, wo der Fuchs, das was ihr wifst, in der Falle zurükliefs.

Ich bin diesmal wirklich in Verlegenheit, über eine neapolitanische Volkssitte mich deutlich zu machen. Sie ist bei der Geburt der Mädchen, unter dem gemeinen Mann gewöhnlich, und hat die Absicht, diesen einen Vorzug zu verleihen, den sie nach allgemeiner Meinung schon von Natur besizen.

Salz brauchen sie dazu, ganz gewöhnliches Salz. Aber wo sie das dem neugebohrnen

Mädchen beibringen, das ist's, was ich wohl weiſs, aber nicht sagen mag. Denn so gerade mit der Sprache herauszugehen, wie der neapolitanische Dichter, Cortese, in seinem Micco Passaro nnammorato:

Pò salaje dinto la sportella
No poçoriello de sale pesato,
Decenno: tè, ca chiù saporetella
Sarrà, quanno aje po lo marito allato.

ist zwar für die, welche die Mundart des Landes verstehen, deutlich genug; aber wie für die Andern?

Madame Wadman, im Tristram Schandy, befand sich einst in einer ähnlichen Verlegenheit, wie ich, als sie sich, bevor sie dem Onkle Toby ihre Hand gab, über einen gewissen Punkt ins Klare sezen wollte, der ihr wegen des ehrlichen Werbers Hüftschmerzen Bedenken machte. Sie half sich freilich durch ihres Kammermädchens Schlauheit, welche es dem Korporal Trim nahe genug zu legen verstand. Und Sterne zog sich aus der Verle-

genheit, die Sache zu erzählen, nach seiner löblichen Gewohnheit, dadurch, dafs er ein Duzend Kapitel über das schrieb, was er in drei Worten hätte sagen können. Ich will nicht klappern, wie Freund Schandy, und über dem Klappern meine Materie verlieren, sag' ich mit Garrik. Ein ganzes Kapitel über einige Körner Salz ist doch wahrlich genug. Wo das Salz untergebracht wird, und was es bewirken soll, darüber könnte man freilich ein Buch schreiben. Allein wer mich nicht verstanden hat, dem sag' ich: Es thut mir recht leid; aber ich kann nicht helfen.

LXXIII. Das Ehrenhemd.

Heureux cent fois qui trouve un pucellage;
C'est un grand bien . . . .
Mes chers amis, ayons tous cet honneur:
Ainsi soit il.

Auf dieses Glük, welches Voltaire allen seinen Freunden wünscht, und wir mit ihm den unsrigen, halten die Neapolitaner sehr viel; wohl eben, weil es so selten ist. Daher heifst das Brauthemd, das Ehrenhemd. (Cammisa de l'annore.)

Dieses wird den Morgen nach der Hochzeitnacht den Verwandten des neuen Paars gezeigt, und mufs, wenn es jenen Nahmen verdienen soll, die Spuren des heissen Kampfs haben, womit die Braut ihren Gürtel vertheidigt hat. Diese Sitte ist orientalisch, und findet sich auch in der Barbarei. Aber sie ist nicht nur unanständig, sondern sehr unbequem, weil man oft in den Fall kommt, eine Taube abschlachten zu müssen, um mit

dem Blute der Unschuld die verlohrene Unschuld zu versöhnen.

Der Raub einer Jungfrauschaft galt bis 1779 vor den Gesezen für ein Kapitalverbrechen. Diese Sitte muſs also nicht sehr alt sein, dürfte man schliessen; denn warum sonst die Bewahrung dessen so sehr schäzen, was so sorgfältig vertheidigt ist?

LXXIV. Das neapolitanische *Jo hymenæe.*

Eine sehr sonderbare Sitte herrscht in Neapel, welche dieser Stadt wohl ganz eigen ist. Eine Neuvermählte aus den niedrigen Ständen besteigt hoch gepuzt mit ihrem Gatten eine Kalesche, und fährt damit sehr schnell durch die Strafsen. Wo sie vorbeikommen, fangen alle Bekannten, und wer sie für Brautleute kennt, laut an zu pfeifen. Es wird für eine üblere Vorbedeutung gehalten, je weniger gepfiffen wird.

Diese Sitte bedürfte eines Kommentars. Ich weifs ihn aber nicht zu geben, da ihre ursprüngliche Bedeutung bei den Neapolitanern verlohren gieng. Eine alte Sitte ist sie gewifs; denn so etwas kann bekanntlich in unserm nüchternen Zeitalter nicht mehr entstehen.

Geschieht es vielleicht dem Mädchen zum Hohne, wenn es sich den Myrthenkranz

rauben liefs? — Da mufs die Sitte freilich aus einer Zeit stammen, wo dies noch für ein Unglük gehalten wurde.

Oder wird die Komödie etwa ausgepfiffen, ehe sie anfängt? — Nun, da dürfte einem bange sein vor dem Zeitalter, in welchem das Stük von hinten beginnt. Soll es freilich einmal eine Komödie sein, so ist es natürlich, dafs sie da anfangen mufs, wo unsere Romanen endigen. Das Stük wird so zurükgespielt, weil im fünften Akt sich gewöhnlich alles vereinigt, was in den ersten verwirrt war, und so könnte ja auch die Ehe recht gut für ein umgekehrtes Lustspiel gegolten haben.

Und warum ist es denn eine gute Vorbedeutung, wenn recht stark gepfiffen wird? — Ich wüfste keine andre Erklärung, als die, dafs das neue Ehepaar dadurch aufmerksam gemacht wird, nicht zu viel von einem Bande zu hoffen, an welches man so getrost sein Lebensglük zu knüpfen pflegt.

LXXV. Hörner.

Ausserordentlich reich ist das Spiel des italienischen Wizes mit dem Worte: Corno (das Horn). Der Begriff desselben ist ihm so vertraut, dafs es ihm zu allen möglichen Wendungen seiner Sprache passen mufs. Der Toskaner, der es sehr häufig gebraucht, wird aber doch damit nie die Fülle der neapolitanischen Sprache erreichen.

Es liefse sich ein grofses Kapitel über die Hörner schreiben, von denen des Mondes an bis zu denen des kleinsten Insekts, das im Staube kriecht. Man würde sie eintheilen müssen in eigentliche und uneigentliche Hörner. Unter die erstern gehörten die der Ochsen, der Ziegen und so weiter; unter die leztern diejenigen, welche ein spanischer Schriftsteller sehr wizig mit den Zähnen vergleicht, und beider Aehnlichkeit darin findet, dafs er sagt: in ihrem Entstehen schmerzen beide; sind sie einmal recht gewachsen, so nähren sie.

Dieses nur vorläufig für den, welcher einmal etwas Vollständiges über die Hörner schreiben wollte. Wir haben es hier nur mit den Hörnern der Neapolitaner zu thun, und deren sind so viele, als der Sandkörner, die das Meer an ihr Ufer wogt.

Auch sind sie bei ihnen eine so wohlfeile Waare, dafs sie für nichts gelten; denn wenn einer sagen will: die Sache ist nichts werth, so ruft er, indem er den Arm in die Höhe schwingt: sie ist kein Horn werth! (Non vale un corno!)

Wenn sein Polecenella vom Tisch herab Spässe macht, so mufs er ein grofses Horn haben, in das er zuweilen hineinbläst, um seinen Wiz wieder anzufachen.

Vor jeder Schenke, besonders auf dem Lande, hängt ein Horn, um die Gäste anzuloken. Es ist reichlich verziert, und krümmt sich, je weiter man gegen Norden geht, immer demüthiger zusammen, bis es auf der Nordgränze Italiens sich zu einem Kreise

gewunden, und in Deutschland in die Form einer Brezel verschlungen hat.

Im Karneval sieht die lustigste Maske, statt durch die Lorgnette, durch ein Paar allerliebster Hörnchen; denn dadurch soll sich die Welt auf eine ganz bequeme Weise anschauen lassen. Am meisten Gelächter erregt sie mit der Kappe, welche die Hörner, nach Belieben, einzieht, und wieder ausläfst.

Man frug einen Neapolitaner: wovon er denn lebe? J o c a m p o c o l l' o n o r m i o, (ich lebe von meiner Ehre) gab er zur Antwort, d. h. von der Schönheit meiner Frau; denn ein italienischer Schriftsteller bemerkt sehr richtig: wer eine schöne Frau hat, kann nie Hungers sterben; und Meister Panglofs fand ja auch, nachdem er alles versucht hatte, dafs die Lebensart eines Hahnreihs die allerbequemste sei.

Für einen Mann, der dieses Handwerk treibt, hat der Neapolitaner mehrere Nahmen. Er nennt ihn zum Beispiel P o t e c a a d o j e

porte, Bude mit zwo Thüren, deren eine dazu dient, den Galan ohne Lärmen hinauszulassen, wenn der Ehemann durch die andre hereintritt. So hat er noch manche Ausdrüke für denselben Ehrenmann, die aber in der Uebersezung und Erklärung all ihr Salz verlieren.

LXXVI. Die Scheere.

(Ein neapolitanisches Mährchen.)

Damit hätten Sie uns doch wohl verschonen können, mein Herr.

O ja, wenn ich gewollt hätte.

Welch' eine Antwort, und noch dazu einem Frauenzimmer gegeben!

Aber, ich bitte Sie, Madame, lassen Sie mich in Ruhe. Ueberschlagen Sie's, wenn Sie es nicht lesen wollen.

Immer artiger!

Ich versichere Sie, dafs ich heute gar nicht gelaunt bin, den Damen Artigkeiten zu sagen.

Ich dachte doch, dafs Sie ein Mährchen erzählen wollten, und damit pflegen uns die Männer sonst sonst so gerne abzuspeisen.

O mein Mährchen, Madame, das ist ein ganz eigenes Mährchen; eines von denen, welche die Frauenzimmer nicht gerne hören.

So sollten Sie wenigstens gute Worte geben, dafs man ihnen zuhörte.

Als ob mir so viel darum wäre . . .

Nein, das ist aber doch abscheulich!

Abscheulich, daſs es mir gleichgültig ist, ob man mir zuhört, oder nicht?

Ja, und mehr noch, als abscheulich.

In der That, Sie machen mich ordentlich guter Laune.

Und ich erzürne mich recht sehr.

Thut mir leid; aber ich kann nicht helfen.

Immer schöner.

Was haben Sie mir denn aber vorzuwerfen? Daſs ich's Ihnen freistelle, etwas anzuhören, was Ihnen vielleicht Langeweile macht? Ja, wenn ich Sie dazu zwingen wollte, das wäre was anders.

Glauben Sie denn, daſs ich mich zwingen lieſse? Ich würde vielleicht so mitleidig sein . . . .

Dieses Mitleid können Sie sich füglich ersparen.

O das ist wieder recht abscheulich . . . .

Welch' ein bequemes Wörtchen doch das

gute Abscheulich ist. Erst fanden Sie's abscheulich, daſs ich Ihnen freistellte, mir zu zuhören; und jezt finden Sie es abscheulich, wenn ich Ihnen zumuthen will, mir zu zuhören. Am Ende finden Sie es wohl abscheulich, mir zu zuhören, und mir nicht zu zuhören. Sie hätten am klügsten gethan, Madame, mich geradezu anfangen zu lassen.

Als ob es um ein Mährchen so etwas Wichtiges wäre, daſs man den Erzähler davon nicht einmal unterbrechen dürfte?

Freilich, Schach Baham hat die Sultanin Sheherezade auch oft genug unterbrochen.

Ich verbitte mir die Vergleichung, wenigstens so weit sie mich angeht.

O Schach Baham war ein Mann von vielem Geist. Erinnern Sie sich des tiefen Gedankens, den er einst so bescheiden war, als bloſse Vermuthung zu äussern?

Wer wird auch einen Gedanken von Schach Baham behalten mögen!

Ich werde ihn nie vergessen. Wie tief ist

es, wenn er sagt: ich glaube, dafs die Frauenzimmer zuweilen ganz eigene Gedanken haben!

Ja wohl, recht tief. Wie Sie nur so eine Plattheit anführen können.

Es ist zum wenigsten eine sehr geistvolle Plattheit.

Eine geistvolle Plattheit; wie fein bemerkt!

Sie glauben nicht, wie viele Lust ich habe, zu lachen.

Nun so lachen Sie nur; aber ich ärgere mich recht.

Darf ich recht herzlich über Sie lachen?

Aber warum denn?

Wollen Sie nicht böse werden, wenn ich es Ihnen sage?

Als ob ich nur Lust hätte, mich über Sie zu ärgern . . . .

Aber Sie sagten ja so eben, dafs Sie sich recht ärgerten?

Nun, meinetwegen, so habe ich mich geärgert, und nicht geärgert, wie Sie wollen.

Das heifs' ich doch recht eine Scheere machen!

Eine Scheere machen; wahrscheinlich wieder eine geistvolle Plattheit. Doch hoffentlich nicht von eigener Erfindung; denn wirklich, ich habe mehr Freundschaft für Sie, als für Schach Baham.

Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber der Ausdruk ist nicht von meiner Erfindung. Das muntere Volk, von dem ich Ihnen schon so lange erzähle, hat die Ehre derselben.

Von Ihren Neapolitanern erwarte ich eben nicht sehr viel Vernünftiges.

Da sind Sie nicht so billig, als sie's verdienen. Denn der Ausdruk: eine Scheere machen, bezeichnet ganz vortreflich.

Sie haben sich, wie's scheint, vorgenommen, mich recht zu ärgern.

Wenn Sie das glauben, so erzähl' ich mein Mährchen nicht; denn es mufs Sie sonst ärgern, ob es gleich nur diesen Ausdruk erklärt.

Nun so fangen Sie an; ich will mich nicht ärgern. Aber machen Sie's kurz; denn ich liebe die langen Mährchen nicht.

Sie haben gewifs nie ein kürzeres gehört.

Nun denn . . .

Ein armer Neapolitaner hatte ein gelehrtes Weib . . .

O das abgedroschene Kapitel! Also auf die gelehrten Weiber geht es los?

Sie haben schon wieder eine Scheere gemacht.

Ich wollte, dafs ich geschwind eine machen könnte, um Ihnen eine der Loken abzuschneiden, auf die Sie sich nicht wenig zu gut zu thun scheinen.

Sie dürfen sie mir abschneiden, wenn Sie sich über mein Mährchen nicht geärgert haben.

Die Hand darauf. So fangen Sie an.

Also ein gelehrtes Weib war das Unglük dieses armen Neapolitaners. Und dies war ein recht grofses Unglük, weil er es fast nur allein hatte; denn um die Gelehrsamkeit

bekümmern sich die schönen Neapolitanerinnen sehr wenig. Wenn sein Unglük grofs war, so war das ihrige nicht geringer; denn sie war häfslich; und weil sie häfslich war, wollte ihr Niemand zuhören; und weil ihr Niemand zuhören wollte . . . . .

Wie schön erzählt!

Ganz logisch, Madame; und ein Mährchen mufs hübsch logisch erzählt werden. Ueberdies hielt die Heldin des Mährchens sehr viel auf Logik. Sie fieng z. B. immer mit erstlich an; nur vergafs sie des zweitens meistens . . .

Sie sind heute ganz unerträglich.

Ich habe Sie nie ungerechter gesehen.

Wer aber auch da die Geduld nicht verliert . . .

Der schneidet mir die Loke ab.

Als ob ich mich geärgert hätte? Das wäre auch schon der Mühe werth.

Wo bin ich stehen geblieben?

Der trefliche Erzähler! — Haben Sie nicht Lust wieder von vornen anzufangen?

Wie Sie wollen. Also ein armer Neapolitaner hatte ein gelehrtes Weib, die . . .

Aber um's Himmelswillen, wie sind Sie heute?

Wie Sie es verlangen.

Wer verlangt denn, dafs Sie so unerträglich sein sollen?

Sie selbst.

O ich . . . nein, es ist zu stark. Ich ärgere mich, und Sie lachen mich aus.

Es ist die Freude, dafs ich meine Loke behalten werde. Wollen Sie mein Mährchen zu Ende hören?

Ja, um Ihnen zu zeigen, dafs ich mich nicht ärgere.

Weil der gelehrten Frau also Niemand zuhören wollte, so sprach sie entweder allein, oder plauderte so lange an ihren Mann hin, bis er die Geduld verlohr.

Ich bitte, machen Sie, dafs Ihr Mährchen bald zu Ende geht, sonst verlier' ich sie auch.

Es ist gleich aus. Dafs er das nicht lange

ertragen konnte, können Sie sich denken. Der Mann hatte seine Geschäfte, und wenn er müde nach Hause kam, mufste er erst noch allen diesen Schnak anhören. Was thut er also, um sich zu helfen?

Da bin ich doch begierig . . .

Sein Mittel ist etwas hart. Machen Sie sich aufs Schlimmste gefafst.

Meinetwegen kann er mit ihr umgehen, wie er will; es ist ja doch nur ein Mährchen.

Zum Glük. Aber auch in Mährchen darf man's nicht zu arg machen.

Nun, so fahren Sie doch fort.

Sie erlauben einem aber auch gar keine ästhetische Bemerkung.

Sie werden geschwäzig, wie Ihr gelehrtes Weib.

Bewahre Gott, da will ich zum Ende eilen. — Er nahm daher seine Frau, band ihr einen Strik um den Leib, und liefs sie in einen tiefen Brunnen hinab . . .

Welche platte Erfindung!

Während des Hinunterlassens frug er sie: willst du schweigen? Aber sie plauderte immer fort. Schon waren ihre Füſse im Wasser; sie plauderte immer noch. Tiefer, und tiefer — denken Sie, das Wasser stand ihr schon unterm Kinn; sie konnte nicht schweigen. Da lieſs er sie ganz hinunter, und als sie schon unter dem Wasser war, strekte sie auch die zween Finger herauf, und bewegte sie, wie eine Scheere, die man öfnet und schlieſst, als ob sie durch die Finger noch sprechen wollte. (Fà fuorfece, oder rein italienisch Far forbice.)

Das ist ein unverschämtes Mährchen, und Sie sind ein unverschämter Mensch, mir das zu erzählen.

Sie schneiden mir die Loke also nicht ab? — O wie Sie so gut sind! Sie brauchten sich nur nicht zu ärgern, und um meine arme Loke war's geschehen. Sie hätten sie aus Stolz in den Ozean getaucht. Aber lassen Sie mich vollends endigen.

Wie, noch nicht zu Ende?

Als ob ich die arme Frau könnte ertrinken lassen?

Sehr mitleidig!

Er zog sie wieder heraus, suchte sich in sein Unglük zu schiken, und wiederholte sich immer die Worte: durum, sed levius fit — patientia, quidquid corrigere est nefas.

Würdig das Mährchen geschlossen, Herr Pedant!

Ich sagte es nur aus Höflichkeit lateinisch, dafs Sie dem unglüklichen Mann nicht gar zu feind werden sollten. Wenn Sie's aber verlangen . . .

Meinetwegen können alberne Männer sagen, was sie wollen . . .

Es heifst: Alle Kuren sind möglich, nur keine Weiberkuren!

LXXVII. Begräbnifsceremonien.

Der Hang der Neapolitaner, alles mit Gepränge und Lärmen zu thun, zeigt sich auch bei ihren Begräbnifsceremonien. Der Sarg ist sehr prächtig; eine grofse, mit Gold reich gestikte Sammetdeke liegt über ihn her, deren Enden von den vornehmsten Gliedern der Leichenbegleitung getragen werden. Ein Zug von Menschen mit angezündeten Lichtern folgt singend hinten nach.

Vor Kurzem erst hörte die alte Sitte der Klageweiber in der Hauptstadt auf, welche noch in vielen Orten der Provinzen fortdauert. Der Ausdruk Riepeto, welcher im neapolitanischen Dialekt heftiges Weinen, mit Schluchzen und Schreien, ausdrükt, bezeichnete diese Sitte, und heifst nichts anders, als Wiederholung, nehmlich Wiederholung der guten Eigenschaften und Thaten des Verstorbenen. Der wizige Abbate Galieri erzählt von einer Frau, welche er ihrem Gat-

ten diesen Liebesdienst in folgenden Worten, die sie unaufhörlich wiederholte, leisten hörte: Ah quanno me regalaje chillo bello meccaturo! Ah quanno me dava tante mazzate! (O wie viele Geschenke hat mir dieser schöne Hahnrei gemacht! O wie viel Schläge gab er mir!) — Sie war gutmüthig genug, wie jene russischen Weiber, unter den Liebesbeweisen auch die Prügel aufzuführen, die sie von ihrem Mann erhalten hatte.

Noch heutzutage fangen die nächsten Verwandten des Todten, so wie er die Augen geschlossen hat, ein erbärmliches Geheul an. Gatten, Mütter und Geschwister raufen sich die Haare aus, zerkrazen sich das Gesicht, und schlagen sich an die Brust. Dies ist der höchste Ausdruk des Ripieto, das darum auch das Ripieto vattuto (mit Schlägen) heifst. Im Augenblik, wo er hinausgetragen wird, ist der Lärm am stärksten. Ehmals liefsen sich die Männer einen Monat lang

nachher den Bart wachsen, kämmten sich nicht, wechselten kein Weiszeug, kurz, trauerten eigentlich in Sak und Asche.

Carosa me! (O ich Geschorene!) seufzt die Wittwe, wenn sie sagen will: ich Unglükliche, Verlassene! Dieser Ausdruk bezieht sich auch auf eine merkwürdige alte Sitte, welche in der Hauptstadt nicht mehr, aber in den Provinzen noch vorhanden ist. Eine Frau, der ihr Mann gestorben war, liefs sich die Haare rein vom Kopfe abscheeren, und diese wurden dem Leichnam um die Hände gebunden, und mit ins Grab gegeben. Sie konnte nicht früher wieder heirathen, als bis ihr die Haare gewachsen waren; und dies mag mancher wohl zu langsam gegangen sein, darum auch die Sitte nach und nach verschwunden ist.

LXXVIII. Teufelchen.

Diabolini, Teufelchen, nennt man eine Art von Konfekt, welches in Neapel bereitet wird, und zu grofsem Rufe gekommen ist. Es ist das Gegentheil von dem berüchtigten Acqua toffana, indem es Leben erweken soll, statt dafs dieses es tödtet.

Einige Klöster haben den Ruf, diese belebende Arznei vorzüglich gut zu verfertigen, und man mufs gestehen, dafs Mönche ihre Zeit nicht besser anwenden können, als auf solche Weise. Auch wird der Nuzen dieses Surrogats besser von dem Alter erkannt, als von der Jugend, worin, unsers Bedünkens, ein grofser Beweis seiner Vortreflichkeit liegt. Gewisse alte Männer, qui veulent se tirer du Calendrier, sind die besten Kunden dieser Klöster.

Die Bestandtheile dieser Teufelchen sind nicht Agnus castus, Cremor tartari u. s. w. sondern Gewürze und dergleichen,

die wir nicht alle erfahren konnten. Wenn der Glaube an den Teufel heutzutage lau geworden ist, so ist er doch noch recht warm an diese Teufelchen; und wer auf eine recht bequeme Weise dem Moloch opfern will, kann es in ihrer Gesellschaft thun.

LXXIX. Gesellschaftsspiele.

Die Neapolitaner wollen sich in ihren Gesellschaften so gut unterhalten, wie wir. Da es nun unter ihnen eben so viele gibt, als bei uns, die nicht immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen, und doch auch die Karten nicht allein für gute Gedanken gelten lassen wollen, so haben sie Gesellschaftsspiele erfunden, deren manche mit den unsrigen Aehnlichkeit haben.

Eines unter denselben heifst das Falkenspiel. (Il giuoco del Falcone.) Es scheint mir karakteristisch; drum will ich es zu schildern suchen.

Man vereinigt sich zuerst über die Wahl des Wolfs. Dies geschieht immer durch's Loos, weil seine Rolle nicht die angenehmste ist. Ist er bestimmt, so sezt er sich in die Eke des Zimmers nieder, und macht die Pantomime, als ob er einen Graben grübe.

Die übrigen Glieder der Gesellschaft bilden

nun mit verschlungenen Händen einen Kreis, dessen Mittelpunkt alle den Rüken bieten. So tanzen sie eine Zeitlang herum, an dem Wolf vorbei, mit welchem dann, aber immer singend, folgendes Gespräch entsteht:

Die Gesellschaft *).

Lupo, lupo, che faie lloco?

Der Wolf.

Faccio nu Fussetiello.

Die Gesellschaft.

E che n' ce miette dinto?

Der Wolf.

Carne e Maccarune.

Die Gesellschaft.

E biene tenne a çauce 'n cule.

Ist dieses geistvolle Gespräch geendigt, so dreht sich der Kreis immer so schnell, wie möglich, an dem Wolf vorüber. Jeder sucht

*) „Wolf, Wolf, was machst du da? — Ich grabe ein Grübchen. — Und was thust du hinein? — Fleisch und Maccaroni. — Nun, da hast du einen Tritt in den H . . . dafür."

ihm einen Tritt zu versezen; aber dieser gibt sich alle Mühe, irgend einen beim Bein zu fassen, der dann für ihn Wolf wird. Natürlich verliert dabei Mancher das Uebergewicht; allein dies verschönert den Scherz, und wenn er das eine Unglük gehabt hat, so folgen ihm gewiſs nur desto mehr Stösse nach.

Der erste Wolf, der nun einen Nachfolger erhalten hat, ruht aus, und so kommt nach und nach der ganze Kreis an die Reihe, bis dieser sich auflösen muſs, weil kein Wolf mehr unter die Schafe eintreten darf.

Jezt beginnt aber der zweite Akt, der im Grunde ein abgesondertes Spiel ist, aber dem Ganzen seinen Nahmen gibt.

Zwo, wo möglich die grösten Personen der Gesellschaft, bilden mit hochaufgehabenen Armen und festverschlungenen Händen einen Bogen mitten im Zimmer. Der Wolf stellt sich voran, und die übrigen Personen alle hinter ihn, indem jeder den andern beim

Kleide fest hält. Ist die Kette solchergestalt fertig, so tritt er mit ihr vor den Bogen, als ob er durchwollte. Dabei beginnt dann auch wieder folgender musikalische Dialog:

Der Wolf *).

Aprite, aprite Porte,
Ca Farcone vol entrà.

Der Bogen.

Le porte stanno aperte,
Si Farçone vol entrà.

Der Wolf.

Mo veneno i Mariuole,
E s' arrobano ste figliole.

*) „Oefnet die Thore, öfnet die Thore, denn der Falke will herein. — Die Thore sind offen, wenn der Falke herein will. — Nun kommen die Diebe und stehlen die Mädchen. — Die Mädchen werden gewiſs gestohlen, und du gehörnt und geprügelt werden. — Geprügelt wirst du, Pinsel, und du, Hahnrei, sei auf deiner Hut. — Sei du das, du Hahnrei und Dieb."

Der Bogen.

Ste figliole sarranno arrobate,
E tu Curnutu e' mazziato.

Der Wolf.

Mazziato tu Tedisco,
E tu Curnutu miette n' frisco.

Der Bogen.

Miette n' frisco a lo trommone
Tu Curnuta e mariuolo.

Auf diese Unterhaltung ziehet die ganze Kette unter dem Bogen mit möglichster Schnelligkeit durch, und die beiden Personen, welche ihn bilden, suchen mit schnell-herabgesenkten Armen das lezte Glied derselben zu haschen.

Dieses stellt sich dann bei Seite, und der Spaſs dauert so lange fort, bis die ganze Kette aufgelöst ist. Am Ende ist nur noch der Wolf übrig, welcher, wenn er zehnmal, ohne gefangen zu werden, durch den Bogen schlüpft, die Wette gewonnen hat.

LXXX. Die Tarantella.

(Mit einem Notenblättchen.)

Der neapolitanische Tanz dieses Nahmens hat eine eigene Musik, wie das hintenstehende Notenblättchen beweist. Er wird entweder gesungen, und mit dem Tamburin begleitet, oder auch auf der Harfe und andern Instrumenten gespielt.

Es ist die Melodie, nach welcher beinahe alle Volkslieder gesungen werden, und zwar meistens zum Tanze, der in kühnen Sprüngen, sanftem Ausdruk süssen Schmachtens, bacchischer Wuth, und mimischer Darstellung der verschiedenen Situazionen der Liebe, je nach dem Talente des Tänzers, wechselt.

Oft ist der Gesang eine zärtliche Erklärung, oft ein fröhlicher Zank, eine spöttische Weigerung, nach der Laune oder den augenbliklichen Verhältnissen des Sängers oder der Sängerin. So zum Beispiel in folgenden Versen:

Figliulo cu chi l'hai, cu chi l'hai
Che quanno vide a me te vruccolie?
La manco cosa che te credarrai
Ca io moro pe te: vai m pazzia
Vaje dicenno, ca lassata m'hai!
E chi te votta che te ruciulie?
Nzorate: che te puozze annegrecare,
Fatte le fatte tuoje; lassame ire *)

Mag das Sylbenmaafs des Gedichts für die Musik passen, oder nicht, das gilt dem Neapolitaner gleichviel. Er zicht die Worte des Gesangs oder die Töne der Musik, nach Bedürfnifs, aus einander, bis sich beide anpassen. Wenn ich daher andere Gedichte von

*) „Sag' mir, schöner Junge, was willst du denn von mir? Was gibst du mir so zärtliche Liebesblike, wenn du mir begegnest? Glaubst du vielleicht, dafs ich dich liebe? dafs ich sterbe für dich? Da bist du ein Thor. Du sagst, du hättest mich verlassen? Aber was berechtigt dich zu solchem Wahne? Heirathe immer, geh' zum Henker, bekümmere dich um dich, und lafs mich in Ruhe!"

verschiedenem Sylbenmaafse herseze, so werden sie dennoch zur Tarantella gesungen.

Man höre einmal folgenden muntern Tanzgesang:

Comme abballano bello ste doje sore,
Una è Tudesca e n'auta è Taliana,
Una tene lo zuccaro,
E l'auta porta li bellizze n'mano.
Una leva l'ommo da la forca,
E n'auta la jostizia fa tremmare *).

Hier ist auch der Reim sogar, noch mehr als oben, vernachläfsigt. Aber da hilft man sich im Singen dadurch, dafs man die Endworte geradezu so bildet, wie es der Reim erfodert, wenn auch gleich dadurch völliger Unsinn herauskommt.

*) „Wie schön tanzen die beiden Schwestern! die eine ist eine Deutsche, die andre eine Italienerin. Eine hat Zuker im Munde, die andre trägt alle Schönheiten in der Hand; jene erlöst den Menschen vom Galgen, diese macht selbst die Gerechtigkeit erzittern."

Manchmal sind diese Gedichte mit Zweideutigkeiten gewürzt, welche nur für eine neapolitanische Zunge nicht zu scharf sind. So in dem verliebten Wunsche des Tänzers:

Vorria, che curduana arreventasse,
E n'mano a li scarpare mene jesse!
Jesse no masto e tutta me tagliasse,
Scarpetella de donna me facesse!
Jesse la bella mia e m'accotasse
E a li so belli piede me mettesse!
Non mene curo ca me scarpefasse,
Puro che sempe, sempe la vedesse!
E la vedesse, e ba!
Si me daje na fetta de fe . . .
Fecato fritto e baccala!
Jo te do na capo de ca . . .
Casecavallo e Calabria! *)

*) „Ich wollte, daſs ich zu Korduan würde, und in die Hand eines Schusters käme! Daſs mich der Meister in Stüke schnitte, und ein Paar Frauenschuhe aus mir machte! Daſs mich denn so meine Schöne kaufte, und an ihre niedlichen Füſschen stekte! Mir läge nichts daran, daſs sie

Mit diesen lezten vier Versen, welche einen derben Scherz, bald mehr, bald minder verständlich ausdrüken, endigen beinahe alle neapolitanischen Volkslieder.

Sehr munter und ausdruksvoll, aber ganz lokal, sind folgende Verse, welche auch zum Tanz gesungen werden:

Chi vedere vo lo sciore
Lo sbrannore
De la loggia, e de la zecca:
Chi vedere vo la vera
Primmavera,
Lassa tutte, e bega Cecca,
Cecca mia,
Ca non dico la boscia.

mich träte; wenn ich sie nur immer sehen könnte! Nur immer sehen könnte! Gibst du mir ein Stük gebakener Leber und Stokfisch: ich gebe dir ein Stük Pferd und Kalabrischen Käses!» Die Zweideutigkeit besteht hier in dem fe... und ca..., welche, so abgesezt, ganz etwas anders einhandeln möchten, als Leber und Stokfisch.

O Lucia, ah Lucia,
Lucia, Lucia mia,
Stiennete, accostate, nzeccate ccà.
Vide sto core, ca vide, ca sguazza,
Auza sso pede, ca zompo canazza,
Cuchururuchù !
Zompa mo sù.
Vecco, ca sauto, ca giro, ca zompo,
Nnante, che scompo
Zompa, Lucia, ch'addanzo io dacca!
Tubba, catubba, e naniana! *)

*) „Wer die Blume, wer den Glanz will sehen der Loge und Münze, wer den wahren Lenz will sehen, lasse jede Andere, und schaue nur Fränzchen an, mein Fränzchen, und er wird sehen, dafs ich nicht lüge!"

„O Lucia, Lucia, Lucia, meine Lucia! Strek dich, komm und nahe dich? Du siehst, wie mein Herz lacht und hüpft! Hebe den Fufs, denn ich springe! Kukuk! Auf denn und hüpfe; ich hüpfe ja auch, und kreise und springe. Doch ehe ich ende, so tanze auch du; ich tanze ja hier! Tubba, Catubba, Naniana."

Am lieblichsten ist wohl der Wunsch eines Liebhabers:

Vorria, che foss' io ciaola, e che volasse
A sta fenesta, a dirte na parola,
Ma non che me mettisse a na gajola!

E tu da dinto subbeto chiamasse,
Viene, marotta mia, deh viene Cola,
Ma non che me mettisse a na gajola!

Ed io venesse, e hommo retornasse,
Comm' era primmo, e te trovasse sola,
Ma non che me mettisse a na gajola!

E po tornasse a lo buon sirmo gatta,
Che me ne scesse pe la cataratta,
Ma che na cosa me venesse fatta! *)

*) „Ich wollte, daſs ich ein Vögelein wäre, und flöge an dein Fenster, dir ein Wörtchen zu sagen; aber du dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und daſs du dann gleich drinnen riefest: komm mein Murmelthierchen, komm mein Cola! aber du dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und ich käme dann, und könnte mich gleich wieder in einen Mann verwandeln, und fände dich allein; aber du

Man sieht hier, was Volkspoesie bei einem so lebhaften, sinnlichen Volke ist. Offenbar darf sie sich mit keiner nordischen messen, sondern ist blos der Ausdruk der Sinnlichkeit, des Begehrens, des augenbliklichen Bildes, eine Reihe von Worten in rythmischer Ordnung, oft ohne Sinn, aber von vieler Bedeutung, wenn sie gesungen und mit dem lebhaftesten Ausdruk begleitet wird. Es ist noch die wahre Kinderpoesie!

dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und dann wollt' ich endlich, dafs ich in eine Kaze verwandelt würde, um durch das Kazenloch zu schlüpfen; aber ich müfste auch etwas gethan haben!»

LXXXI. J Presepi.

Krippen, eine eigene Art von Kunstwerk, welches man in Rom und Neapel in seiner grösten Vollkommenheit, und auch sonst noch hie und da findet. Es ist eine plastische Vorstellung der, bei der Geburt des Erlösers vorgefallenen Scenen, und wird um Weihnachten in vielen Häusern aufgestellt.

In Neapel zeichnen sie sich durch die schönen Figuren und durch die Einmischung des Polecenella in dieselben aus. Die römischen sind durch die hohe Täuschung und Wahrheit des Karakters, womit sie grofse Landschaftsansichten geben, merkwürdig. Offenbar stammen sie noch von den Kreuzzügen her, aus welchen ein frommer Pilger die Erinnerung an die heiligen Pläze brachte, die er mit kunsterfahrner Hand und kindlichtreuem Sinn im Vaterland nachbildete.

Es ist ein eigener Geist, in welchem die leztern gearbeitet sind. Sie erkennen sich im

Augenblik für eine Ueberlieferung aus alten Zeiten. Kein Künstler vermöchte das nachzubilden, was der ererbte Kunstgriff hervorbringt, gleich dem Miserere von Allegri in der sixtinischen Kapelle, welches man überall aufführen kann, aber nirgends so gibt, wie dort in der musikalischen Ueberlieferung.

Wie schon bemerkt worden ist, sind die Figuren in Neapel die schönsten, und mit grofser Kunst und beträchtlichem Aufwand gemacht. Sie bilden ein grofses Drama im Geiste alter Zeiten, welche Religion und Scherz auf eine, für uns höchst komische Weise vermischten, wie in den Passionsmysterien *). Es sind Schenken z. B. in Beth-

*) Jedermann kennt sie aus Flögels Geschichte der komischen Litteratur. Wir wollen nur eine Stelle aus einem alten französischen Stük anführen, die Auferstehung betitelt. Gott Vater schläft, und wird von einem Engel gewekt:

Ang. *Père éternel, vous avez tort,*
Et devriez avoir vergogne

lehem vorgestellt, welche den neapolitanischen ähnlich sind, und in welchen der Polecenella mit aller seiner Munterkeit den Hirten die Gefühle der Andacht wegscherzt.

Votre fils bien-aimé est mort,
Et vous dormez comme un yvrogne.
Père étern. Il est mort?
Ang. D'homme de bien.
P. étern. Diable emporte qui en savoit rien.

LXXXII. Mascheroni.

In jedem Palaste zu Neapel findet man immer oben auf den Treppen, wo sie sich in ein Stokwerk verlieren, eine grofse steinerne Maske in der Mauer, deren weit geöfnetes Maul ganz mit Theer beschmiert zu sein scheint.

Sie hat ganz das Ansehen der grofsen antiken tragischen Masken, und wenn es eine ist, so ärgert man sich doch, dafs man sie so beschmieren läfst.

Man nennt sie Mascheroni. Sie machen einen wesentlichen Theil der Bequemlichkeit aus, und dienen dazu, dafs die Bedienten die Fakeln darin auslöschen, wenn sie ihren Herren heraufgeleuchtet haben.

Das ist ihr ganzer Zwek. Aber gerne will ich glauben, dafs eine antike Maske zufälliger Weise, wie so viele schöne Fragmente von Basreliefs, in einer Mauer angebracht

war, und von einem erfindungsreichen Bedientenkopf zuerst diese neue Bestimmung erhalten hat.

LXXXIII. Kühe.

Kühe gibt es überall; und die neapolitanischen unterscheiden sich von Natur aus eben so wenig von den gewöhnlichen, als der vornehmste Mann im Reich von dem ärmsten Bettler desselben. Aber wie jener, haben auch gewisse Kühe in dieser Stadt ein Unterscheidungszeichen an sich, wodurch sie einen Vorrang vor allen ihren Schwestern erhalten.

Dieses Unterscheidungszeichen ist ein Blech mit einem Emblem, das sie nicht auf der Brust — sondern auf der Stirne tragen. Dieser Unterschied ist übrigens nichts Wesentliches, weil es unter dem Blech nicht heller aussieht, als in allen andern Kühköpfen.

Sie gehören dem Franziskanerkloster von S. Pasquale an, und laufen den ganzen Tag frei in der Stadt umher. Auch bei Nacht werden sie nicht eingethan, sondern nehmen ihr Quartier, wo es ihnen gefällig ist. Das

geschieht dann gewöhnlich unter der offenen Hausthüre der Häuser, neben den Lazzari's. Das Haus, wo sich eines dieser neuen Sonnenrinder eine Nacht niederläfst, sieht das für ein gutes Zeichen an. Jedermann beeifert sich den gutmüthigen Thieren Futter zu geben, weil das Kloster, dem sie gehören, dem Publikum diese Sorge überläfst. Sie lagern sich oft mitten in eine volkreiche Strafse hin, und jeder Neapolitaner ist so human, sie nicht zu stören. Sind sie recht fett geworden, so schlachtet sie das Kloster, und macht mit ihrem Fleische Geschenke, welche natürlich reichlich erwiedert werden, an den Hof und die ersten Leute der Stadt.

Alle diese Kühe haben eigene Nahmen. Ganz Neapel erinnert sich noch einer, Nahmens Pasquarella, welche, nach dem Ausdruk der Neapolitaner, mehr Verstand hatte, als viele Christen, d. h. mehr, als Menschenverstand.

LXXXIV. Der Karneval.

Die Neapolitaner sind doch grofse Sprachverderber! Das Wort Carnevale war ihnen nicht recht; sie mufsten das breite Carnovalaro daraus machen!

Uebrigens unterscheidet sich ihr Karneval von dem der übrigen Italiener durch nichts, als durch eine, wo möglich grösere Menge von Polecenellen, die den Neapolitanern nun einmal die liebste Maske sind.

In der Strafse Toledo wird auch Corso gefahren. In den Theatern wird getanzt. Unter der Maske läfst man seinen Muthwillen und seine Bosheit aus, und läuft geheimen Verhältnissen nach, die die Welt nicht sehen darf.

Völlig nazional sind aber zwo Karnevals-Belustigungen. Die eine ist die sogenannte Coccagna, ein Berg von Fleisch, dessen Spize, wie ein Vulkan, Maccaroni, Würste u. dergl. auswirft, die an seiner mit Käse

bestreuten Seite hinabrollen. Natürlich findet der Pöbel diesen Vulkan weit merkwürdiger, als seinen Vesuv.

Die andre ist der pyrobichische Tanz der Alten, welcher sich bei diesem Volk erhalten hat, und zur Karnevalszeit häufig sichtbar wird. Sie tanzen ihn in Gesellschaft auf der Strafse vor den Wohnungen ihrer Geliebten, oder vornehmer Personen, von denen sie einen andern Dank dafür erwarten, als von ihren Mädchen. Zuweilen geschieht es noch mit blofsen Degen in den Händen, wobei wirklich die Behendigkeit zu bewundern ist, mit der sie dem Schaden auszuweichen wissen; meist aber nur mit Stöken.

Sie nennen diesèn Tanz die Imperticata, oder gewöhnlicher noch die Intrezzata, und singen dabei eine sapphische Ode, welche schon sehr alt, und äussest ausdruksvoll ist. Man mufs sie aber in ihrer Provinzialmundart hören:

Ora su Maste veccoce allestute *),
E ccà volimmo correre, e fà danze:
Vuje mo sonanno cetole, e liute
Fateve nnanze.

O tu de ss'uocchie visciola e popella,
Cecca mia cara, affacciate da lloco,
E sta ntrecciata sbreneta, tu bella,
Vide no poco.

Ma vecco comme zompo, e camme sauto
De chisto calascione ad ogne trillo,
Che faccio zumpe miezo miglio ad auto
Chiù de no grillo.

*) „Auf, ihr Meister, schauet, wir stehen fertig; denn wir wollen jezt springen und tanzen. Ihr, die ihr die Laute und Zither spielet, tretet nun vorwärts."

„O du, meiner Augen Kirsche und Apfel, mein theures Fränzelchen, zeig' dich auf der Loge, und schau ein wenig, meine Schöne, den glänzenden Reigen an!"

„Schau, wie ich hüpfe und springe bei jedem Triller, wie ich Säze mache eine halbe Meile hoch, und höher, als eine Grille."

Oh che gran saute Mineco mo face;
Ciardullo attuorno rociola, e se svota;
Lo moccaturo Tontaro me dace
Pe fa la rota.
Che schiassià de zuoccole fa Pinfa;
Come se move teseca Justina;
Ma chiù se cerne, e cotola sta Ninfa,
Dico Masina.
Stienne sta mano; scotola sta gamma;
Fa repolune, e votate a la mpressa.
Ninna a te dico scienteme Madamma
Vocca de sguessa.

„O welche grofse Sprünge macht Dominikus! Richard kreiset und wendet sich, und Tontaro gibt mir das Schnupftuch, um das Rad zu machen."

„O wie klappert Pinfa mit ihren Holzschuhen! Wie bewegt sich Faustina so aufrecht! Diese Nymphe aber rührt sich am lebhaftesten und sticht alle aus; ich meine die Thomasina."

„Streke die Hand aus, schüttle das Bein! Mach Säze, und drehe dich plözlich! Dir sag' ich's, Nina, höre mich, Madame mit dem krummen Mäulchen."

Orsù lassammo pettole, e tovaglie;
Giuvene, e Ninfe, e nzemmora pigliate
Co lì chirchiette, scisciole, e sonaglie
Nude le spade.

Oh bravo affé! De truono ca mo jammo:
Passa tu priesto Mineco da sotta;
Sbatte sti piede Tontaro, e nuje ntrammo
Tutt' a na botta.

Oh bella chiorma! Secota mo attuorno;
Priesto Ciardullo votate da ccane;
Eilà me vuoje rompere no cuorno;
Auza ste mane.

«Laſst nun die Zipſel fahren, Jünglinge und Mädchen, und nimmt mit den Ringen, Klappern und Glökchen die bloſsen Degen!»

«Sehr brav, auf Ehre! Nun aber weiter: Du, Dominikus, schlüpfst schnell unten durch; du, Tontaro, stampfst mit den Füſsen an den Boden, und wir alle gehen zugleich hinein!»

«O schöne Gesellschaft! Fahre fort zu kreisen! Dreh' dich auf diese Seite, Richard! Hübsch gemach; hebe die Hand langsam auf, wenn du mir kein Horn abbrechen willst!»

Ora su basta, scompase sto juocò;
Sia tutto chesso a gloria de Cecca,
Cecca de ss'arma sciaccola de fuoco
Anze na zecca.

Der Dichter dieser Ode, welche ein meisterhaft ausdruksvolles Gemählde von Volksgeschmak enthält, ist der Neapolitaner Francesco Balzano, der sich unter den des Filippo Sgruttendio gewöhnlich verstekt hat, und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte.

Dieser Tanz war für mich die merkwürdigste Karnevalsbelustigung der Neapolitaner, und ich hoffe, dafs er es auch für meine Leser sein wird.

„Nun ist's genug! Endet das Spiel! Es sei alles zu Fränzelchens Ruhme, Fränzelchens, meines Herzens brennender Fakel und Filzlaus."

LXXXV. Kontraste.

Neben dem schimmerndsten Reichthum, naktes zitterndes Elend; neben der üppigsten Fruchtbarkeit, fürchterlicher Mangel; neben dem redlichsten Fleifs, gemästete Faulheit; neben den vollendetsten Werken alter und neuer Kunst, elende Sudelei und Stümperei; grofse Narren im Irrenhaus, gröfsere noch ausser demselben; unter der Larve der Heiligkeit, schnöde Verworfenheit; neben hohem Geist, niedrige Dumpfheit; neben himmlischer Tugend, Verbrechen und Laster aller Art; — kurz, neben dem Tempel Gottes, die Kapelle des Teufels; — wo Tausende beisammen sind innerhalb einer Ringmauer, da findest du das.

Aber nirgends stöfsest du auf so lächerliche Kontraste, als in Neapel. Wenn ein Polecenella die Lampe zu Ehren der heiligen Madonna hält; eine Pyramide des heiligen Januars mit Syrenen verziert; diese, als ein

Seegeschöpf, mit Flügeln versehen ist, wie auf einem Springbrunnen in der Nähe vom Castel del Carmine; neben den Statuen der Märtyrer und Kirchenlehrer im Dom, die der Nymphe Parthenope ruht, so ist das wohl sehr lächerlich. Aber auf dem Plaze des Castel nuovo steht ein Haus, dessen niedrigstes Geschofs zum Polecenelltheater, sein höheres zum Gasthof, und das dritte zum Nonnenkloster dient. Das nenn' ich einen Kontrast.

Und wahrlich damit läfst sich jenes berühmte Gebäude, das im obern Stok eine Akademie, und im untern eine Reihe von Mauleseln enthielt, auf welche Apulejus die schöne Aufschrift machte: Musis et Mulis, nicht vergleichen; denn dafs sich beide vertragen, das könnte man ja durch Beispiele sattsam erweisen.

Nicht so sehr auffallend war mir die neapolitanische Börse in einem der Höfe des

Domenikaner-Klosters von S. Tommaso di Aquino. Hat doch Christus auch schon die Wechsler aus dem Tempel ausgetrieben!

LXXXVI. Maccaroni.

Wer kennt diese beliebte Speise nicht, die völlig bei den Neapolitanern nazional ist, und ihnen über Alles geht?

Daſs sie ohne sie nicht zu Mittag essen können, weiſs Jedermann. Daſs sie eine eigene Fertigkeit besizen, sie sich, wie lang sie auch sind, zum Munde zu führen, ist Vielen bekannt; ich will aber den Neapolitaner unter hundert Andern, die mit einander Maccaroni essen, erkennen.

Das Wort sogar wird ihnen für Alles bezeichnend; und wie sie die hohlen Maccaroni allen andern vorziehen, so nennen sie einen Dummkopf un maccarone senza pertuso (einen Maccarone ohne Loch). Die übrigen Italiener, die nicht so genau unterscheiden, heissen aber geradeweg die Neapolitaner selbst Maccaroni, und diese nehmen es gar nicht übel, weil sie sogar etwas wohl bemerken durch magnarese li

maccarune (Maccaroni essen) bezeichnen. Ein Akt des Verstandes und einer des Gaumens, wenn er nur mit Maccaroni zu schaffen hat, ist also bei ihnen ganz das Nehmliche.

Sie leiten dieses Wort übrigens von dem griechischen μακαριος (glüklich) her, und sprechen von der Νησος μακαριων (der Insel der Seligen), als von einem Aufenthalt, wo der Maccaroni die Hülle und die Fülle ist. Ja, sie haben sogar das Wort im Hesychius *) gefunden, und können sich nicht genug darüber wundern, dafs Plato in seinen Tischgesprächen nicht irgend einen seiner Weisen eine Hymne an die Maccaroni singen läfst.

Offenbar sind die heutigen Sicilianer gerechter, als ihre griechischen Vetter und Ahnen. Sie nennen die Maccaroni Glariusi (die Ruhmvollen).

*) Μακωρια, βρωμα ακ τωπȣ και αλφιτων.

LXXXVII. Pyramiden.

Darf man so die abgeschmakteste Ausgeburt der gesunkensten Baukunst nennen? Die Neapolitaner heissen es Guglia, welches auch einen oben zugespizten Sak bedeutet.

Sie haben mit den Pyramiden wenigstens das gemein, dafs sie sehr hoch sind, und für ihre Masse wenig Nuzen leisten. Ihre Form ist die eines ungeheuren Kandelabers, an welchen der Ungeschmak eine Menge von Ornamenten verschwendet hat.

Oben steht das Bild irgend eines Heiligen, und die Basreliefs an den vielfach geschnörkelten Seiten enthalten seine Thaten. Von innen geht eine Treppe empor, um nach der Spize zu gelangen.

Wenn dieses Kunstwerk, welches ich nirgends in Italien, als in Neapel gesehen habe, einen Kandelaber vorstellen soll, so kann man es noch am leichtesten entschuldigen. Zu etwas der Art wird es manchmal gebraucht,

indem bei Feierlichkeiten zahllose Lampen daran befestigt werden, welche einen schönen Effekt machen.

Fansaga und Cosimo haben sich zu diesen Pyramiden hergegeben. Es sind daran drei in verschiedenen Gegenden der Stadt, welche wenigstens als eigene Gattung von Architektur einen Blik verdienen.

LXXXVIII. Die Lazzaroni.

Wir können ja morgen wieder jagen, oder schlafen; damit tröstet sich der Hottentotte, wenn er sich eben an seinem lezten Vorrath gesättigt hat. Mit eben so viel Beruhigung sieht der neapolitanische Lazzaro auf den folgenden Tag. Im schlimmsten Falle kann er ja betteln, oder schlafen.

Unter allen Bewohnern von Neapel ist diese Klasse die glüklichste; denn am leichtesten ist ihnen des Lebens Bürde aufgebunden. Sie haben nichts zu hoffen und nichts zu fürchten von der Zukunft; darum freuen sie sich des Augenbliks. Keine der andern Leidenschaften, die uns quälen, trübt ihre Ruhe. Sie säen nicht, und kein Mifswachs raubt ihnen ihre Erndte. Sie streben nicht nach Ehre und Glanz; denn eine neue Müze befriedigt ihre Eitelkeit. Mit einigen Volksliedern sind die Foderungen ihres Geistes erfüllt; ihre Liebespein dauert fünf Minuten; die

höchste Anstrengung ihres Gemüths ist der Hafs gegen die Reichen, und auch dazu ermannen sie sich nur selten. Worauf sich Diogenes so viel zu gut that, haben sie mit geringerer Mühe gefunden; sie sind eben so weise, als er; nur bilden sie sich weniger darauf ein.

Es ist einleuchtend, dafs jede grofse Stadt im Süden ihre Lazzari hat, d. h. eine grofse Menge armer Teufel, die nichts besizen, als guten Muth; gerade so viel arbeiten, als sie für die nöthigsten Bedürfnisse brauchen, und ja nicht mehr; die übrige Zeit mit Lachen und Spielen, oder mit Schlafen dahinbringen. In Neapel allein sind sie durch einen eigenen Nahmen bezeichnet. Sehen wir erst, woher er stammt.

Wir wollen ihn nicht mit einigen neapolitanischen Gelehrten im Griechischen und Chaldäischen aufsuchen. Er liegt uns viel näher in der Geschichte.

Neben der heilenden Fieberrinde mancher

Künste und Wissenschaften, brachten die Kreuzzüge auch vielerlei Uebel nach den Abendländern. Viele frommen Waller, wenn ihnen das Glük nicht zu Theil geworden war, in dem Lande zu sterben, wo Lazarus wiederaufstand, nahmen wenigstens seine Krankheit nach Hause. Der Aussaz verbreitete sich so sehr, daſs man eigene Hospitäler dafür anlegen muſste, welche man dem frommen Lazarus, als dem berühmtesten Kranken dieser Art, widmete.

Eine eigene Kleidung unterschied die unglüklichen Bewohner derselben, weil das Uebel anstekend ist. Sie bestand in einem weissen Hemde, weiten Hosen, und einer Müze von derselben Farbe. Der Nahme des Schuzheiligen gieng auf seine Schüzlinge über; die Uniform war wohlfeil, und berechtigte zum Mitleid. Die meisten Kranken waren unter der niedrigsten Klasse. So blieb der Nahme, samt dem Kleid, auf diesem haften, und blieb es noch lange, nachdem

die Krankheit geheilt, und das Kleid zerrissen war.

Schwer ist es, ihre Zahl richtig anzugeben. Sie machen keine abgesonderte Kaste aus, wie die Parsen, wofür sie manche Reisebeschreiber angesehen haben. Sie sind der Stand, in welchen Jeder eintritt, dem es in den übrigen Ständen mifslungen ist; eine Art Retraite, aus der man selten wieder zurücktritt. Und darum bestehen die meisten aus Findelkindern. Manche haben ihre Zahl zu vierzigtausend angegeben; wer wird aber glauben mögen, dafs der zehnte Theil der Bewohner dieser Stadt aus Lazzari bestehe? Selbst Galanti, der in seinen statistischen Nachrichten über das Königreich Neapel so genau ist, enthält sich eines Urtheils über ihre Anzahl; aber die oben angegebene findet er auch weit übertrieben.

Sie machen kein verbundenes Corps aus, und wählen sich kein Oberhaupt, wie Manche versichern. Die Konstituzion der Stadt über-

haupt hat zu diesem Gedanken verführt. Der Eletto del popolo wurde wohl für das Haupt der Lazzari gehalten, verdient aber diese Ehre gar nicht. Wenn sie in Zeiten der Unruhen einen Anführer hatten, so waren diese Lazzari nichts anders, als der große Haufen des niedrigsten Volks der Stadt; und das Oberhaupt nichts anders, als ein unruhiger Kopf, der am lautesten schrie und schimpfte.

In frühern Zeiten waren sie gefährlich; in neuern Zeiten der Anarchie sind sie es auch wieder geworden. Aber ist sich der Pöbel der großen Städte unter solchen Umständen nicht überall gleich? Man hat es der neapolitanischen Regierung vorgeworfen, daß sie diese Klasse nicht lange schon zernichtet habe. Ihre Gründe dazu hatte sie wohl. Sie wußte, daß sie sie nicht zu fürchten hatte, und war gewiß, bei jeder Unternehmung des Adels gegen sie, diesen Haufen auf ihrer Seite zu haben. Nirgends ist Confucius Wort so wahr,

wie hier: die Kunst, zu herrschen, ist nichts anders, als die Kunst, den Völkern zu essen zu geben. Mangelt es daran nicht, so sind sie immer zufrieden. Sollen sie sich erheben, so läfst man es ihnen daran fehlen, und schiebt die Schuld auf den, welchen man unterdrüken will. Da fangen sie dann freilich an zu schreien; denn wer darf, um mit Timon zu reden, gröber sprechen, als der, welcher kein Haus hat, wo er seinen Kopf hineinsteken kann? Dergleichen Leute dürfen sich wohl über Paläste aufhalten.

In dem Lande, wo ein uomo di coscienza — ein gewissenhafter Mann — ein wohlhabender Mann heifst, wie in Neapel, ist es eben nicht schwer zu entscheiden, was von der Ehrlichkeit der nichtshabenden Klasse zu halten ist. Die Sprache hat das Geheimnifs schon verrathen, das die Lazzaroni freilich nicht sehr vorsichtig zu hüten pflegen.

Uebrigens sind sie nur kleine Spizbuben, kleine Diebe, die man laufen läfst, wie die

grofsen des Landes. Bei ihren wenigen Bedürfnissen ist die Versuchung für sie nicht sehr grofs, sich an den Galgen zu stehlen, und wenn sie sich satt gegessen haben, sind sie zu bequem, einen Apfel vom Baume zu holen. Einen ansehnlichen Diebstahl zu begehen, kostet sie schon zu viel Anstrengung. Sie überlassen dies den vornehmern Dieben, deren Ehrgeiz es ist, an dem Dreifufs der Justiz erhöht zu werden.

Fragt man mich, wo denn die Lazzaroni eigentlich ihr Wesen treiben, so antworte ich am kürzesten: zur Zeit der Hize im Schatten; zur Zeit der Kälte in der Sonne. Denn da sie so oft Gelegenheit haben, die Vögel unter dem Himmel zu beobachten, so lassen sie diesen für ihr Hauptbedürfnifs sorgen, wie jene.

In einer so grofsen Stadt, wie Neapel ist, sind sie natürlich immer in der Nähe von grofsen Pläzen und vom Seehafen. Ihr Hauptbedürfnifs, Wärme und Schatten, finden sie

da am besten beisammen. Wird es zu heiſs auf dem Plaze, so flüchten sie in die engen Seitenstraſsen, und harren, bis die Sonne die Schatten verlängert.

Da liegen sie dann mit einer Behaglichkeit, welche nur der geniessen kann, der all das Seinige bei sich hat. Sind sie eben von dem Maccaronikessel an der Straſseneke zurükgekommen, so könnte ein Alexander sie versuchen, sie würden ihn blos bitten, ihnen aus der Sonne zu gehen. Ihr Kartenspiel, so schmuzig es auch ist, tragen sie ja in der Tasche. Zum Schlafe brauchen sie keinen Mohnstengel. Sie haben keine Thüre zu schliessen, ausser ihre Augen. Sie sind glüklich, so glüklich man hienieden sein kann.

Wäre die Zeit noch, wo die Filosofie ihre Weisheit im Leben selbst ausprägte, so würde sich diese Kaste gewiſs bald vermehren. So tritt Niemand unter sie, wer etwas anders haben kann. Es gehört ein Talent dazu, glüklich zu sein, wie sie. Die beste Erzie-

hung führt nicht dahin; man mufs dazu gebohren sein.

Uebrigens ist es zuverläfsig, dafs sich ihre Anzahl in neuern Zeiten immer mehr vermindert hat. Das Aufstreben des Kunstfleisses, die Ausdehnung des Handels und der Schiffahrt hat wohlthätig auch auf sie gewirkt. Möge es die Zukunft noch kräftiger thun! Aus diesen cynischen Filosofen lassen sich gute Seeleute machen; dies ist es, wozu sie am leichtesten zu nüzen sind. Zuerst nehme man ihre Kinder; die Väter presse man auf gute englische Manier. Aber wer diese Nomaden zum Akerbau anwenden wollte, wie Manche gerathen, würde Räuberhorden aus ihnen bilden, die man Mann für Mann aufsuchen und niederschiessen müfste.

LXXXIX. Adel.

Der Adel und die Geistlichkeit sind im Königreich Neapel beinahe die ausschliessenden Besizer aller liegenden Gründe. Die ganze Nazion ist so zu sagen im Dienste dieser beiden Stände, welche mit aller möglichen Bequemlichkeit den Schweifs des Landmanns verzehren, ohne dafür von diesem gehafst zu werden.

Unerachtet in der Regel nur Ein Sohn des Adelichen sich verheirathet, so hat sich der Adelstand doch ausserordentlich vermehrt. Es gibt kein Land, wo man so viele Herzoge, Fürsten, Grafen, Marquise und Baronen findet, als im Königreich Neapel; aber auch gewifs keines, wo diese Titel so wenig geachtet sind. Und dennoch kennt der Neapolitaner keine gröfsere Befriedigung seiner Eitelkeit, als die Vermehrung seines Nahmens durch einen hochtönenden Titel!

Die Regierung, der man es nachrühmen

mufs, dafs sie ihr Volk wenigstens so weit vortreflich kannte, als es nöthig war, um alle seine Schwächen zu nuzen, machte von der Titelsucht desselben den besten Gebrauch, und verfertigte mit unermüdlicher Hand neue Marquis und Ritter. Ihre Zahl wurde bald so grofs, dafs sie die der altadelichen Geschlechter erreichte, und vielleicht überstieg.

Der älteste Adel der Stadt Neapel ist derjenige, dessen Stamm in die Abtheilungen der Sedilen eingetragen ist, welche ehmals das Parlament bildeten. Nachdem diese Art von Nazional-Repräsentazion aufgehört hat, geniefst der neuere Adel heutzutage beinahe dieselben Ansprüche. Er lebt, wenn er es kann, auf gleiche Weise; ist gewöhnlich ärmer, aber weniger verschuldet, und gibt sich gröfsere Mühe, sich auszubilden.

Aus dieser lezten Klasse wählt die Regierung gewöhnlich ihre höhere Beamten. Der alte Adel wird mit Sternen, Kammerherrnschlüsseln und blos repräsentierenden Stellen

abgefertigt. Dazu hält man Leute, die eine hohe Idee von sich selbst haben, mit Recht für die tauglichsten.

Unter dem hohen Adel ist (mit schuldiger Ausnahme achtungswerther Einzelner!) der geringste Vorrath von gesunden Begriffen und Kenntnissen verbreitet. Der älteste Sohn wird Güterbesizer, und braucht, nach der Meinung des Standes, weiter nichts zu wissen, als dafs er heirathen, um seinen Stamm fortzupflanzen, und seine Einkünfte verzehren mufs. Von seinen Gütern darf er gerade keine Kenntnifs haben, weil er auf denselben seine Verwalter hält. Für sein eigenes Hauswesen sorgt der Haushofmeister, und die weitern Verhältnisse zu Gläubigern und Schuldnern sind der Leitung des Hausadvokaten vertraut, welchem die Unwissenheit des Herrn eine unumschränkte Vollmacht gestatten mufs.

Der zweite Sohn tritt, in der Regel, in den geistlichen Stand. Wenn sein Bruder keine Kenntnisse nöthig hatte, so kann sie

dieser noch eher entbehren, je höher und einflufsreicher die Stellen sind, zu welchen ihm seine Geburt Ansprüche gibt. Zu Kanonikaten und Bisthümern bedarf es bekanntlich erstaunlich wenig Verstand. Es würde sogar gefährlich sein, wenn man dessen zu viel besäfse.

Der dritte Sohn tritt in den Militärstand, oder in den Maltheserorden. Auch dafür kann er sich jede Vorbildung ersparen, weil sie ihm vor dem ersten nur eine Abneigung erweken würde, und für den zweiten eben nicht nöthig ist. Seine Kunst besteht in beiden darin, mit seinem Sold oder seiner Kommende auszureichen, weil er nur einen dürftigen Zuschufs von dem Familienhaupt erwarten darf.

Ihre Erziehung erhalten sie alle [illegible] imen entweder in schlecht organisierten geistlichen Erziehungs - Anstalten, oder im väterlichen Hause durch einen unwissenden Geistlichen, dem sein bequemes Geschäft noch durch den

ausdrüklichen Befehl erleichtert wird, die armen Kinder ja nicht anzustrengen. Damit haben die gewissenhaften Eltern das Ihrige gethan. Der Vater sieht die Mutter selten anders, als bei Tische, und beide die Kinder nicht einmal immer da, weil man sie lieber allein mit dem Hofmeister essen läſst, um nicht von ihnen beunruhigt zu werden.

Dadurch werden die Kinder ihren Eltern fremd. Bei den Mädchen ist dies noch weit mehr der Fall, weil sie beinahe durchgängig in den Klöstern erzogen werden. Man besucht sie da freilich zuweilen am Sprachgitter — aber das ist Alles. Die Mädchen werden von ihren Erzieherinnen auf diese Besuche vorbereitet, und man ermangelt selten, ihnen ein paar Sprüchelchen beizubringen, damit die guten Eltern eine vortheilhafte Meinung von den Fortschritten der Kinder mit sich wegnehmen. Ist das Mädchen erwachsen, und zeigt sich eine Parthie für dasselbe, so kehrt es zur Familie zurük, um mit seinen

Hand einen Mann zu beglüken, den ihm die Eltern, ohne seine Neigung zu fragen, bestimmt haben.

Ausser Lesen und Schreiben und etwas Religionsunterricht, lernen die Kinder selten etwas anders, wenn man auch gleich Verschiedenes mit ihnen versucht. Desto früher haben sie aber Unterricht im Spiel und in andern galanten Künsten erhalten. Das erste ist es hauptsächlich, wodurch sie in der Welt zeigen müssen, dafs sie von Stand sind, und eine gute Erziehung genossen haben.

Ihre Lebensweise ist sehr einfach. Man steht des Morgens spät auf, frühstükt nicht viel, aber lange, geht zur Messe, macht ein paar Besuche, ifst zu Mittag, geniefst ein Verdauungsschläfchen, fährt dann gegen den Posilipo zu spazieren, geht in's Theater, von da an den Spieltisch, und von diesem zu Bette. So lebt man beinahe Jahr aus, Jahr ein. Des Winters nur wird der Geist durch den Karneval etwas mehr angespannt; im

Früh- und Spätjahr zieht man aufs Land, um noch einfacher zu leben, d. h. sich, weil es einmal Mode ist, ein paar Monate zu langweilen.

Was das Resultat eines solchen Lebens sei? frägt man. Dasselbe, wie bei dem vernünftigsten, gebildetsten und thätigsten Mann — der Tod. Glüklicher Weise sind diese Herzoge und Grafen so unschädliche Wesen, dafs sie auch eben so schnell vergessen, als in's Grab gesenkt sind.

Ihre meist sehr kurze Jugend hindurch wird diese Lebensweise durch Liebschaften erheitert. Der edle Herzog hat eine besonders grofse Schwachheit für die Mädchen vom Theater, und macht seine Lebensgeschichte hauptsächlich durch den häufigen Wechsel mit ihnen, und die mancherlei, daraus entspringenden Abentheuer interessant. Auch im Alter verläfst ihn diese Schwachheit selten. Er geniefst dann noch weniger, als ehmals, mufs aber, wo möglich, noch theurer bezahlen,

Seine Tafel nimmt gerne Gäste auf, welche ihm auch nie fehlen. Je reicher er ist, desto ärmer sind die mancherlei Ritter und Militärs von seiner Verwandtschaft, und desto leichter schliefst sich jene Menge armer Schluker an ihn an, von denen es in grofsen Städten wimmelt, und welche nichts, als guten Appetit, Unverschämtheit und Schulden haben. Diese bringen ihm die Neuigkeiten des Tages zu, strengen sich an um wizig zu sein, sind manchmal, ohne es selbst zu wissen, sehr drollig, und haben die Kunst ausgelernt, jeden Lekerbissen mit einer Schmeichelei zu verdienen.

Mit Veränderung der Zeit und der Nahmen läfst sich daher die schöne Parentazion des Horaz am Grabe des Tänzers Tigellius auf solche reichen Herzoge anwenden:

Die Ambubajerchöre, Charlatane,
Zigeuner, Tänzerinnen, Pflastertreter,
Und was in diese saubre Zunft gehört,
Sind durch Tigellius, des Tänzers, Tod

In grofses Leid versezt. — Er war ein gar
So guter Herr *).

Meistens wohnt der hohe Adel in grofsen Palästen, welchen keine Bequemlichkeit mangelt, die man vor hundert Jahren gekannt hat. Nach dem, dazumal herrschenden Geschmak sind sie reich dekoriert, und oft nur zu sehr mit Vergoldungen und Mahlereien überladen. In den Meublen fehlt meist das hohe Raffinement von Frankreich und England, weil man es bis jezt zu wenig kannte, und wirklich auch nicht so sehr schäzt. Der Zimmer sind sehr viele, alle grofs und hoch, gut gegen die Hize, und ganz und gar nicht gegen die Kälte geschüzt. Einige davon sind bewohnt; die übrigen stehen leer, und nur zum Prangen bei seltenen Gelegenheiten da.

Ein ähnlicher Fall ist es mit den Bedienten. Man hält deren so viele, dafs man sich nicht würde rühren können, wenn alle beschäftigt sein sollten. Weil sie nichts zu

*) Horaz. Aus. d. 2. Satyre.

thun haben, und es immer Menschen genug gibt, welche lieber mit Schande müssiggehen, als mit Ehre arbeiten, so bezahlt man sie erbärmlich schlecht, dafs die armen Wichte Hungers sterben müfsten, wenn sie nicht ihre Herren bestehlen, und die Fremden, welche zu denselben kommen, um ein Trinkgeld anbeteln dürften. Alle diese Leute steken gewöhnlich in sehr schmuzigen Livreen. Nur an festlichen Tagen ziehen sie die Gallaröke an, und müssen selbst als Laufer vor den Wagen ihrer Herren hertraben, weil es unmöglich ist, dafs dieser alle die Herrlichkeit tragen kann, mit welcher jene dann Staunen zu erregen vermeinen.

In der Schönheit seiner Wagen sucht der neapolitanische Adel eine weitere Befriedigung seiner Eitelkeit. Die Mode wechselt darin sehr oft, und die geschikten Wagenmacher der Stadt wissen die neuesten Zeichnungen schnell genug aus England und Frankreich zu erhalten. Ihre Arbeit fällt sehr gut

in's Auge, erleichtert den Wechsel der Mode durch ihren Mangel an Solidität, und kommt dem Hochmuth zu Hülfe, der sich nur im Kostbaren gefällt.

Minder grofs ist der Luxus mit Pferden. Und gerade hierin sollte man ihn erwarten, und würde er noch am ehrenvollsten befriedigt werden, wenn die Sorglosigkeit und Trägheit nicht nach und nach die vortreflichen Gestütte hätte abgehen lassen, welche der Adel sonst auf seinen Gütern besafs, und worin die edelsten Pferderaçen des Südens und Nordens in herrlicher Mischung fortgepflanzt wurden.

Ehmals lebten die meisten dieser Geschlechter auf ihren Gütern, fern vom Glanze des Hofes, den Verführungen der Hauptstadt, im Schoofse ihrer Unterthanen, von welchen sie geliebt wurden. Damals waren sie ein geachteter, mächtiger und furchtbarer Stand, in dessen Händen die Kraft des Landes lag. Jede Regierung war, so zu sagen, von ihnen

abhängig, weil keine sicher war, sobald sie sich in Einigkeit gegen sie erhoben. Die alte italienische Politik der Monarchen war daher immer gegen den Adel gerichtet, und stüzte sich auf das Volk der Hauptstädte, dem sie, so viel möglich, alles hingehen liessen. Durch Errichtung von Ritterorden, Anstellung in glänzenden Hofdiensten u. dergl. gelang es nach und nach, das gefährliche Geschlecht in die Residenz zu ziehen, wo die Kabale sie leichter unter einander entzweite, die Liebe ihrer Vasallen zu ihnen verlohren gieng, und sie bei dem rastlos steigenden Luxus und der schlechtern Verwaltung ihrer Güter in Schulden geriethen, welche immer drükender und beengender für sie wurden, da es, nach den Gesezen des Feudalwesens, kein Mittel für sie gab, sich derselben zu entladen, als die geregeltste Sparsamkeit.

Marquis Tannucci brachte die Unterdrükung des Adels in ein ordentliches System, das er gröstentheils den toskanischen Grofs-

herzogen aus dem Hause Medici's abgelernt hatte. Ohne den Hauptschlag zu wagen, durch veränderte Modifikazionen des Feudalwesens dasselbe nach und nach ganz zu zerstören, entfernte er die Mächtigsten auf glänzende Gesandtschaftsposten. Er kannte den Hochmuth dieses Standes zu wohl, welcher bei den geringen Zuschüssen der Regierung sein eigenes Vermögen aufopferte, um einige Jahre eine glänzende, aber einflufslose Rolle an fremden Höfen zu spielen.

Dadurch und durch andre Mittel mehr hatte die Regierung Karls III, welcher seine Gesinnungen in diesem Punkt gleich beim Antritt der Regierung dadurch verrieth, dafs er einen Professor von Pisa zu seinem Premierminister wählte, verderblich auf sie gewirkt. Die Regierung Ferdinands IV, welche sich nie durch Consequenz und System ausgezeichnet hat, arbeitete im Anfang ohne bestimmten Plan für denselben Zwek. Mit dem Eintritt der Königin Maria Karolina veränderte

sich beinahe Alles in der Lebensweise der höhern Stände, vieles auch in der der niedrigern. Besonders begann für den Luxus eine neue, und nicht ganz unwohlthätige Epoche. Damals gab es nicht einmal eine erträgliche Strafse aus dem Ausland nach der Hauptstadt. Diese selbst war schmuzig und unreinlich im höchsten Grade, da man die Säuberung der Strafsen einzig und allein dem Regen überliefs. In der grofsen Stadt befanden sich nur zwei Wirthshäuser, wo ein Fremder es nothdürftig aushalten konnte. Die Eingebohrnen begnügten sich mit den Garküchen, welche über alle Beschreibung unreinlich waren. Auf den Tischen derselben lag ein Tischtuch, welches angenagelt war, und nur die Woche einmal gewechselt wurde. In den besten Häusern afs man ohne Serviette und sehr schlecht. In der Kleidung herrschte die nehmliche Sparsamkeit und Unsauberkeit, und die vornehmsten Männer trugen ihre Röke dreissig Jahre. Dieses Gemählde, wel-

ches sich durch alle Theile der Lebensweise hindurch ähnlich sah, gewann bald eine andre Gestalt, als eine junge, schöne Königin mit einem grofsen Gefolge erschien, und neue Pracht und unbekannte Genüsse verbreitete. Dem Adel gefiel das; er richtete sich auf den neuen Fufs ein, gieng mit den Verschwendungen des Tages vorwärts, und verschuldete sich am Ende so sehr, dafs es keine Uebertreibung ist, wenn man sagt: die Hälfte der beweglichen Kostbarkeiten des neapolitanischen Adels liegt Jahr aus, Jahr ein, in den Leihhäusern.

XC. Geistlichkeit.

Wenn der Pater Anchieta, ein Jesuite und Missionair in Brasilien, zu warm hatte, so befahl er den Hühnern sich in die Luft zu erheben, und ihm mit ihren Flügeln einen Sonnenschirm zu bilden, welches sie dann auch, zum Erstaunen der Zuschauer, sogleich thaten *).

Heutzutage ist es am Glauben genug, und es sind der Wunder schon so viele geschehen, dafs man ihrer nicht mehr bedarf. Die frommen Mönche von Neapel tragen daher, wenn es ihnen zu heifs ist, einen Fächer in der Hand, welcher ihnen Schatten und Kühlung zugleich gibt.

Dafs sie sich in dem schönen Lande, welches, wie seine Dichter singen, einst vom Himmel gefallen ist, recht wohl befinden, kann man aus ihrer Anzahl schliessen; denn die Menschen ziehen sich immer dahin, wo

*) Hist. soc. Jes. t. 23. p. 766.

es ihnen gut geht. Die vortreflichsten Ländereien gehören ihnen; der Landmann arbeitet für sie, während sie in frommem Nichtsthun schwelgen; und das Volk sieht sie für halbe Heilige an, weil die meisten Heiligen, wie bekannt ist, nichts gearbeitet, aber viel gebetet haben.

Es ist schwer, die Anzahl der sämtlichen Geistlichkeit dieses Königreichs zu bestimmen. Die Regierung hat zwar von Zeit zu Zeit in den Bevölkerungslisten des Hofkalenders auch die geistlichen Seelen, einzeln gezählt, bekannt gemacht; allein ich habe Ursache, jenen Angaben zu mifstrauen, und finde sie besonders in zu starkem Widerspruch mit Galanti, den ich wohl den Besten aller Statistiker zu nennen wage. Er gibt die Anzahl sämtlicher, im geistlichen Stande lebender Personen zu 100,000 an. Und dies ist der vierzigste Theil der Nazion!

Das ganze jährliche Einkommen dieses Standes, den Ertrag seiner Ländereien, Kapitalien,

seiner Besoldungen u. dergl. berechnet derselbe Schriftsteller zu etwa 9,000,000 Dukati. So dafs also auf jeden Neapolitaner beinahe zween Dukati jedes Jahr blos als Abgabe für seinen Gottesdienst anzunehmen sind.

Da darf man doch wohl fragen: was leistet dieser zahlreiche Stand der Nazion dafür, dafs sie ihn in eine so behagliche Lage gesezt hat, und noch darin erhält?

Er erzieht die Kinder, erbaut die Eltern, betet für die Todten, und läfst sich's übrigens bei allem diesem recht wohl sein.

Wie er freilich die Kinder erzieht, wie er die Eltern erbaut, und ob ein solches Gebet den Todten frommen könne, das kommt auf die Ansicht des Einzelnen an. Die Neapolitaner scheinen wenigstens damit zufrieden, und wenn ihnen die Geistlichkeit nur nicht von der Inquisizion spricht, so lassen sie sich Alles von ihr gefallen. Nur über diesen Punkt verstehen sie keinen Scherz.

Zuverläfsig ist aber, dafs sich unter der neapolitanischen Geistlichkeit viele, und vielleicht mehrere, durch Wissen und Rechtschaffenheit achtungswerthe Männer befinden, als in andern Ländern. Der Stand der Weltgeistlichen verdient besonders alle Auszeichnung. Es sind anspruchslose, redliche, fromme Männer darunter, die das Gute mit Eifer befördern, und es ist sonderbar, dafs diese gerade am schlechtesten besoldet sind.

XCI. Advokaten.

Sie machen mit den ersten Kaufleuten die zweite Klasse der Bewohner von Neapel aus. Man nennt sie Paglietti, oder Strohhüte; welchen Nahmen sie von einem der ehmaligen Vicekönige erhalten haben, der die Bemerkung machte, dafs die meisten unter ihnen dergleichen Hüte trugen.

Sie sind ein sehr ansehnlicher Stand, welcher den grösten Antheil an dem Schiksal der Nazion hat. Es ist aber grundfalsch, wenn man ihre Zahl auf 30,000 angiebt. Ihrer sind kaum so viele im ganzen Königreich; aber die Hauptstadt enthält gegen 4000 solcher Strohhüte. Und ist dies nicht genug? Man erzählt von einem König von Neapel, er habe dem Pabst Sixtus V, welcher zur Zeit einer Theurung eine gewisse Anzahl Schweine von ihm verlangt habe, geantwortet: «wenn er Advokaten wolle, so könne er ihm schiken, so viel er verlange; an

Schweinen habe sein Königreich aber keinen Ueberflufs."

Der Scherz war etwas stark, wie man sieht. Aber dieser Stand hat sich nie viel um die Achtung seiner Nazion bekümmert. Wie er nur eine schlimme Frucht der verwirrten Gesezgebung ist, so hat er seinem Ursprung auf eine würdige Art entsprochen, und selten ein Interesse gezeigt, ihr zu helfen. Ja, er hat es immer zu hindern gesucht, wenn die Regierung an Reformen der Art dachte, weil er sich selbst dadurch zerstört hätte.

„Die Fehler unsrer Gesezgebung," sagt ein Neapolitaner aus dem ersten Stand, „sind die erste Ursache unsers Ruins. Wir sind genöthigt, Advokaten und Prokuratoren in der Hauptstadt, in der Provinz, wo wir Güter besizen, und an dem Ort, wo wir gerade leben, zu halten; und dennoch ist es in vielen unsrer Prozesse besser zu verlieren, als zu gewinnen."

In diesem Lande ist die Gerechtigkeit eigentlich, wie Pope sagt, in das Nez der Geseze verwikelt, und auch mit gutem Willen kann man sie nicht immer daraus loswinden. Welch' ein weites Feld ist aber der Chikane eröfnet, wenn auch die Bestechlichkeit der Richter sie nicht noch am meisten begünstigte!

Was die Kunst der Advokaten sehr einträglich macht, macht sie auch sehr schwer. Kanonisches Recht, Feudalrecht, Konstituzionen der normännischen, schwäbischen und arragonischen Könige, Pragmatiken der Fürsten und ihrer Vicekönige, Partikularstatuten einzelner Städte, Gebräuche der verschiedenen Gerichtshöfe, deren Beschlüsse, Entscheidungen der vier Ruota's, eine Fluth von Befehlen, eine Menge von Kommentatoren, Erklärern und Glossatoren — das Alles ist der ungeheure Vorrath, aus welchem die neapolitanischen Advokaten ihre Beweise schöpfen.

Es gibt wenige Fälle, wo nicht beide Par-

thien das Ansehen irgend eines Gesezes für sich haben. Hier ist es dann der gute Wille des Richters, ob das Recht oder das Unrecht siegen soll. Daher ist es dann geschehen, dafs beinahe jeder Gerichtshof entweder seine eigene Ansicht über die wichtigsten Punkte der Geszgebung hat, und nach dieser entscheidet; oder sie nach Gefallen verändert.

Zwei auffallende Beispiele hievon erzählt Galanti aus eigener Erfahrung:

Ich führte, sagt er, einen Rechtshandel vor dem Sacro consiglio di S. Chiara, welcher ein, durch den Besiz von 500 Jahren bewährtes Eigenthum betraf. Die Richter nahmen das Recht der Verjährung nicht an, und ich verlohr den Prozefs. Kurze Zeit nachher vertheidigte ich vor demselben Gerichtshof eine Dame, welche auf die Aussteuer ihrer Mutter Anspruch machte. Man sezte mir eine Verjährung von dreissig Jahren entgegen. Vergebens berief ich mich auf jenen Vorgang, dafs selbst eine Verjährung

von 300 Jahren kein Rechtsgrund sei; ich verlohr dennoch. Da ergieng es mir also, sezt er hinzu, wie dem Herrn von Languais, welcher zu gleicher Zeit in dem Parlament zu Paris von seiner Frau des Unvermögens, und in dem Parlament zu Rennes von einem Mädchen der Schwängerung angeklagt wurde, und gegen beide verlohr.

Wo solche Fälle nicht nur möglich, sondern sogar sehr häufig sind, welcher ehrliche Mann wird da Advokat sein wollen? Wird nicht die lange Gewohnheit, die Gerechtigkeit als ein Glüks- und Intriguenspiel ansehen zu müssen, am Ende auch den brävsten Mann gleichgültig machen? Wird die Sache seines Herzens nicht Sache seines Geistes allein werden, und er den Stolz gewonnen zu haben, der Freude, dem Unterdrükten zu helfen, bald vorzuziehen anfangen?

Und in dieser Schule werden die Richter gebildet!

Das Gewerbe des Advokaten ist zu einträg-

lich, als dafs die meisten lange der Verführung widerstehen könnten. Die Kunst besteht nicht darin, schnell zu gewinnen, sondern langsam zu verlieren, und vergebens ist oft das Cincische Gesez gegen die Habgier dieses Standes angeführt worden.

Durch die Aussicht, auch die schlechteste Sache zu gewinnen, oder wenigstens so lange hinauszuziehen, dafs der Verzug schon Gewinn wird, ist die Nazion zur prozefssüchtigsten in Europa, sind ihre Advokaten zu den schlausten und reichsten geworden. Es gibt unter jener Leute genug, welche das schönste Vermögen nur durch Prozesse zu Grunde gerichtet haben; unter diesen aber Manche, die sich durch die Thorheit ihrer Mitbürger jährlich 15,000 Dukati verdienen, und nach und nach in den Stand gesezt werden, die schönen Ländereien selbst zu kaufen, über deren Besizstreit zween hartnäkige Menschen verarmt sind.

Daher verschlingt aber auch dieser Stand

die besten Köpfe der Nazion; und ein Vater hat nicht eifriger für seinen Sohn gesorgt, als wenn er ihn zu einem tüchtigen Advokaten bildet. Freilich mufs sich dieser gefallen lassen, in schwarzem Kleide, Mantel und Perüke vor den Tribunalen zu erscheinen; allein diese Mummerei dauert nur ein paar Stunden. Begegnet man ihm in der Gesellschaft, so erkennt man den Strohhut höchstens nur noch an seiner lauten Stimme, an dem laurenden Blike, an dem Umschweifen seiner Beredsamkeit, und an der Achtung, welche ihm die Uebrigen beweisen *).

*) Wie ich die neapolitanischen Advokaten geschildert habe, müssen sie immer gewesen sein. Giannone stor. civ. d. regn. d. Nap. XXVII. XI erzählt: Beatrix, König Ferdinands Tochter, die den König von Ungarn heirathete, habe in ihrem Gefolge einige neapolitanische Advokaten gehabt, die dieses Reich durch ihre Intriguen beinahe gänzlich verwirrten.

XCII. Aerzte.

Einzelne neapolitanische Aerzte sind zu grofsem Rufe gekommen. Die vielen Hospitäler der Stadt sezen auch jeden in den Stand, sich Erfahrungen genug zu sammeln.

Sie sind sehr gut bezahlt, wenn sie einen grofsen Ruf haben, und sehr schlecht, wenn dies nicht der Fall ist. Die erstern sind durch Ehrenstellen ausgezeichnet; aber ihre unglüklichern Kollegen sinken bis in den Schlamm herab, in welchem sich blos Charlatane wälzen.

Zwar gehen der Ausübung dieses Handwerks gewöhnlich Formalitäten voraus, welche wenigstens eine wissenschaftliche Bildung erfodern. Allein diese kann man umgehen, oder sezt sich ganz über sie hinweg, und versucht es, ob das Glük, auch invita Minerva, günstig sei.

Ich weifs die Anzahl der neapolitanischen Aerzte nicht anzugeben. Derer, welche jedes

Jahr von den Universitäten in der Hauptstadt und in Salerno geprüft, und denn mit dem Doktorhut gestempelt werden, sind etwa 130. Diese vertheilen sich aber durch das Königreich, und können es treiben, wie sie wollen — sobald sie nur ihre Taxe bezahlt haben.

Die Meisten übrigens tödten nicht nach Regeln, wie jener Molieresche Arzt, welcher seine Kranken lieber sterben, als gegen die Regel gesund werden liefs. Sie thun es aus Unwissenheit, und befinden sich eben so gut dabei.

Nie werde ich aber den lächerlichen Ernst vergessen, den ich an mehrern Aerzten dieses Landes am Krankenbette bemerkt habe. Zwar wurde auch, wie Fontenelle es diesem Handwerk anrathet, sans rime et raison gesprochen. Aber dies geschah mit einer Selbstgefälligkeit, welche den Erasmus von seinem Halsgeschwür hätte heilen können. Wahrlich, man kann selbst die Homerische Moly nicht mit mehr Wichtigkeit anrathen, als

ich einst ein Glas Acqua chiara pozzato *) verordnen sah.

*) Klares Brunnenwasser.

XCIII. Freudenmädchen.

Wir Deutsche sind doch recht einfältig, dafs wir diesen Ausdruk von den Franzosen abgeborgt haben. Freudenmädchen! — Warum bleiben wir nicht bei unserm guten deutschen Wort Hure, welches alles Verächtliche dieses Handwerks bezeichnet? — Wahrlich zu der Zeit, als man dieses Wort so frei aussprach, als ich es so eben gewagt habe, besann sich ein Mann mehr, als heutzutage, ehe er seine Freuden dort holte; aber wenn man Cato's bekanntes Lob an die beiden Jünglinge anführt, denen er auf solch' einem verdächtigen Gang begegnete, so bedenkt man nicht, dafs dieser Mensch seiner Chimäre, Staat, die ganze blühende Jugend von Rom aufzuopfern im Stande war.

Diese Klasse von Weibern zeichnet sich in Neapel durch nichts aus, als vielleicht durch die tiefste Verwerflichkeit, in welche die

Bewohnerinnen von Ponte scuro *) zurüksinken. Ihre Existenz ist immer verächtlich; aber sie gewinnt während der kurzen Dauer ihrer Jugend und Schönheit zuweilen einen falschen Schimmer, der nur die Unerfahrensten täuschen kann.

Wie grofs ihre Anzahl ist, vermag ich nicht zu bestimmen. Wer möchte das aber auch zu einer Zeit wagen, wo von allen Seiten Eingriffe in dieses Gewerbe geschehen, und es wenige Reize gibt, welche nicht um Geld zu kaufen sind? Wo man sich so leicht aus einer kleinen ökonomischen Verlegenheit retten kann, wird man sich ein Gewissen daraus machen, auf einige Augenblike ein Handwerk zu ergreifen, das zuweilen auch seine Annehmlichkeiten haben soll?

*) Siehe den ersten Theil.

XCIV. J Pifferari.

Gegen die Weihnachtzeit verlassen viele von den Schäfern des Abbruzzo's und der römischen Gebirge ihre Heimath, und ziehen herab in die Ebenen und in die Städte. Je zween gesellen sich zusammen, gewöhnlich ein Alter und ein Junger, von denen der erste eine Schalmei, der andre einen Dudelsak trägt. Dies ist ihre ganze Geräthschaft, und damit ziehen sie Haus vor Haus, um, nach einer äusserst einfachen Melodie, einen Hymnus auf das heilige Kind (al santo bambino) anzustimmen. Nach jedem Verse spielen sie die Melodie desselben auf ihren Instrumenten ab. In manche Häuser werden sie heraufgerufen. Der nächste beste Tisch wird durch ein paar angezündete Lichter zum Altar, vor welchem die armen Hirten den Dienst verrichten.

Diese Sitte, welche übrigens auch in Rom herrscht, hat uns immer sehr freundlich angesprochen. Aber es scheint nun einmal, als

ob es in Neapel nichts Ernstes ohne einen Zusaz von Komischem geben dürfte. Diese nehmlichen Pifferari lassen sich oft mit zwei kleinen Marionetten sehen, deren Bewegungen durch den Fuſs eines der Pfeifer geleitet werden. Die Melodie, zu der die Puppen tanzen, ist dieselbe, wozu der Hymnus auf das heilige Kind abgesungen wird. Aber die Stellungen, welche die Marionetten machen müssen, sind die unanständigsten von der Welt, und verfehlen niemals ihre Wirkung auf den neapolitanischen Pöbel.

Die Kleidung dieser Pfeifer ist äusserst armselig. Ausser dem Hemde, schlechten, meist rothen Hosen, wollenen Strümpfen, die statt der Schuhe mit Leder umwunden sind, ist es ein ungegerbtes Schafsfell, dessen Wollenseite aus- oder einwärts getragen wird, je nachdem die Witterung es erfodert. Zuweilen kommt ein kurzer dunkelblauer Mantel dazu, und, statt der rothen Müze, ein abgetragener runder Hut.

XCV. Die Wasserverkäufer.

(*Gli Acquajuoli.*)

Wenn in südlichen Ländern der Bedürfnisse weniger sind, als in nördlichen, so sind sie desto dringender. Ein Volk, wie die Neapolitaner, das sich sein Dasein gerne so bequem als möglich macht, lebt im Augenblik, kennt keine Noth, als sein Verlangen, und scheut sich nicht, jeder Regung der Natur im Momente zu gehorchen, da es von ihr gemahnt wird.

Einem der dringendsten Bedürfnisse dieses heissen Himmels, dem Durste, kommen die Acquajuolis zu Hülfe. Auf allen Pläzen und in allen Strafsen haben sie ihre Tische aufgestellt. Diese sind mit lebhaften Farben bemahlt, und an Feiertagen mit bunten Fahnen bestekt. Oben hängt eine grofse Kanne mit Wasser, welche in einer andern mit Eis gefüllten befestigt ist, und aus einem Hahn den erfrischenden Trank giefst. Neben derselben

schimmern gläserne Vasen mit lebendigen Goldfischchen; auf dem Tische liegt ein reicher Vorrath von Zitronen, um im Augenblik Limonade zu machen, und stehen noch andre Essenzen, um dem Wasser, nach der Liebhaberei des Käufers, einen wohlschmekenden Zusaz zu geben.

Niemand, wes Standes er auch sei, scheut sich, an diesen Tisch zu treten, um seinen Durst zu löschen. In mancherlei Sprüchen ladet der Acquajuolo zum Genusse ein, und die Kleinigkeit, welche man ihm bezahlt, wird mit Höflichkeit empfangen.

Diese Acquajuoli, welche dann, während den heissesten Stunden, ein buntgefärbtes Leinwanddach über sich ausgebreitet haben, sind die Grofshändler in diesem Gewerbe. Kleinere, die ihre Wasserkanne auf dem Rüken tragen, und mit ihrem grofsen Kelch in der Hand durch die Strafsen wandeln, sind oft willkommener noch, weil sie überall sind. Sie lassen es eben so wenig an lauttönenden

Einladungen und mancherlei Metaphern fehlen, um auch da Lust zum Trinken zu weken, wo kein Durst ist.

Diese Leute kommen den Diogenen der Stadt, welche nicht einmal ein Faſs besizen und einen hölzernen Becher, wohl zu Statten. Es ist eine Freude zu zusehen, mit welcher Behaglichkeit der Lazzaro den frischen Trunk hinunterschlukt, und wie viel munterer er auf denselben wird.

XCVI. Vedutenmahler.

In mehrern Gegenden der Stadt Neapel sind einzelne Strafsen, welche fast ganz allein von einer Art von Mahlern bewohnt werden, zu deren gutem Fortkommen es gehört, dafs der Vesuv von Zeit zu Zeit einen Auswurf macht. Die Meisten haben ihre Buden an Orten, wo sie die Aussicht auf den Berg geniessen, und sind, im Fall er eine Bewegung macht, Tag und Nacht auf der Lauer, ihm jede derselben abzusehen. Sie haben in dieser Art von Mahlerei eine solche Fertigkeit, dafs ihr Auge sich mit der Hand auf eine ungewöhnliche Weise versteht, und beide sich gegenseitig zuarbeiten, ohne dafs sie die geringste Kunde von einander zu nehmen scheinen. Nur selten senkt sich ihr Blik von dem fernen Berge auf das Blatt nieder, wo ihn eben ihre Hand im verjüngten Maafsstabe nachbildet.

In jeder Gröfse geben sie den Berg und die verschiedenen Epochen seiner Zerstörungen,

von dem Umfang, daſs man das Gemählde in eine Dose fassen kann, bis zu den sehr groſsen Transparenten, welche wirklich beinahe die Wahrheit der Natur erreichen. Und Alles dieses um so geringe Preise, daſs, ich will nicht sagen die Kunst, nicht einmal die Fertigkeit bezahlt ist.

Wer den Berg einmal bestiegen hat, kann auch die Darstellung desselben in der Periode haben, da er ihn besuchte. Wie leicht befriedigt man sich mit dem Porträt einer geliebten Person, wenn sie nur getroffen ist? Auch für seltene Scenen der Natur gewinnen wir eine Art von Liebe, wenn es uns schwer geworden ist, uns ihnen zu nähern, oder ein glüklicher Zufall uns nur begünstigt hat. Die Erinnerung daran bleibt natürlich immer in unserer Seele; vergiſst man je eine Gestalt, die man geliebt hat? Aber warum sucht man sich beide auch ausser sich so gerne noch im Bilde zu erhalten?

XCVII. Oelverkäufer.

Mit den ambulierenden Wasserverkäufern haben die Oelverkäufer einige Aehnlichkeit — nur dafs ihr Gewerbe einträglicher, aber auch schmuziger ist. Wo die Butter nur von den höhern Ständen und wohlhabendern Leuten genossen wird, mufs das Oel manchen Dienst verrichten, den man ihm im Norden erläfst. Man gebraucht es beinahe zu allen Speisen; besonders aber zu den vielen gebakenen Früchten und dergleichen, die man in Neapel verzehrt.

Da es gar nicht im Karakter eines so leichtsinnigen Volks liegt, wie die Neapolitaner sind, sich Vorräthe zu machen, so fehlt es, bei aller Mäfsigkeit, doch bald an diesem, bald an jenem. Am häufigsten daher an dem, was man am häufigsten braucht, an Oel.

Nun, ist es freilich zu umständlich, in die Bude zu gehen. Man kauft daher näher, wohlfeiler, aber auch schlechter, von dem

ambulierenden Oelverkäufer, welcher durch lautes Ausrufen nie, an sich zu erinnern, ermangelt.

Auf dem Rüken hängt ihm sein Oelmagazin. Aber man rathe, woraus das besteht? — Aecht spanisch, aus einer Schweinshaut, welche an einem der Füſse einen messingenen Hahn hat, woraus sich das Oel ergieſst.

Ein solcher Mann trieft natürlich von Oel, wie Athenä. Er duftet nach Oel, er singt von Oel, und grunzt zum Zeitvertreib oft für da stodte Schwein, welches er auf dem Rüken hat.

XCVIII. Festungen.

In einer Zeit, wo sich manche, sonst schlummernde, oder wenigstens undeutlich erkannte Begriffe klarer in den Köpfen regen, als ehmals, mufs man immer, wenn ein Volk geschildert worden ist, fragen: durch welche Mittel bewirkt man, dafs es das bleibt, was es ist?

Da kann man dann antworten: durch Schulen, Kirchen, Theater und Volksbelustigungen; aber heutzutage hauptsächlich durch Kanonen, und deren Standquartier, die Festungen.

Guicciardini sagt: „Das ist der Geist der Völker, dafs sie immer mehr hoffen, als sie sollten, immer weniger dulden wollen, als nöthig ist, und immer das Gegenwärtige tadeln und verändern möchten; aber vor allen andern Völkern Italiens ist dies der Geist der Neapolitaner, welche sich

in der ganzen Geschichte durch Unbeständigkeit und Neuerungssucht karakterisiert haben."

Diesen Saz bestätigen die vier Castelle der Stadt, deren Kanonen jedes ihrer Häuser erreichen können. Sie sind immer in der Nähe der grofsen Pläze, weil auf diesen sich die Volksaufstände bilden, und von da in die Strafsen und Wohnungen verbreiten. Wir glaubten jene Bemerkung Guicciardini's dem, was wir über den Karakter der Neapolitaner gesagt haben, als Schlufs folgen lassen zu müssen, um, der Ordnung der Natur getreu, erst zu sagen, was der Mensch will und kann, und dann, warum er nicht will und nicht kann.

XCIX. Castel del Carmine.

Auf der östlichen Seite der Stadt liegt diese Festung, welche den Hafen, den Plaz von Mercato nuovo, mit seinem ganzen Quartier bestreicht. Unter den vier Castellen der Stadt ist dieses vielleicht das wichtigste. Alle Empörungen entstanden in der Nähe desselben; allen konnte von ihm aus leicht begegnet werden, und das Volk suchte sich immer zuerst dieses Plazes zu bemächtigen, wie im Jahr 1647, in welchem es den Hafen, und jedes Schiff, das sich ihm näherte, beschoſs.

An dieses Castel schlieſst sich die Kirche von S. Maria del Carmine, mit seinem Kloster, beide von Margaretha von Oestreich im Jahr 1269 für die Manen des unglüklichen Conradins von Schwaben erbaut, dessen Asche hinter dem Hauptaltar ruht. Gleich neben an befindet sich das Thor del Carmine, welches nach dem Hafen führt, und in dessen Nähe sich das buntschekigte Leben dieser volkreichen Hauptstadt am muntersten regt.

C. Castel S. Ermo.

Diese Burg nimmt die höchste Spize des Posilipogebirgs ein, wo es sich mitten in der Stadt in sehr regelmäfsiger Form erhebt. In den ältesten Zeiten war es ein Wartthurm der Normannen, der über die Wälder hinwegblikte, womit der Berg bedekt war. Karl II, von Anjou, erweiterte ihn zu einer Festung, und damals wurde wohl auch eine Kapelle dem heiligen Erasmus zu Ehren gebaut, wovon das Castel noch heutzutage den verdorbenen Nahmen von S. Ermo, und gewöhnlicher S. Elmo, führt. Karl V erst liefs es zu einer regelmäfsigen Festung machen.

Für die Regierung ist dieser Plaz von der grösten Wichtigkeit. Seine Kanonen beherrschen die ganze Stadt, und selbst die übrigen Forts derselben. Und dennoch ergab er sich, unbegreiflicher Weise, im Jahr 1734 an den spanischen General du Charny, welcher ihn

von der Nordseite, von den Höhen des Vomero beschofs.

Die Festungswerke sind ganz in den Felsen gehauen, worin sich auch eine ungeheure Cysterne befindet, die den Plaz mit Wasser versieht; daneben sind Gefängnisse für Staatsverbrecher, und gleich unter den Kanonen der prächtige Klosterkerker der Karthäusermönche von S. Martino.

Die Lage der Festung ist so einzig, wie die des Klosters, und die Aussicht von da noch weiter und prächtiger. Die Menschen, welche hier oben hausen, wissen das nicht immer zu schäzen, und beneiden die andern in der Tiefe, welche in der engen Hauptstadt wohnen.

CI. Castel dell' Uovo.

Diese, übrigens nicht sehr bedeutende Festung liegt auf einer kleinen Insel, welche durch eine Brüke mit der Strafse von S. Lucia verbunden ist. Sie kann dem Feinde, wenn er einmal Meister vom Hügel von Pizzifalcone ist, nicht widerstehen, wie seine Lage und das Beispiel von 1734 beweisen.

Ehe diese kleine Insel zur Festung wurde, war ein Kloster auf derselben. Zu den Zeiten der Römer aber hatte Lukull hier einen Palast mit schönen Anlagen und weitläuftigen Muränenfischereien. Offenbar war die Lage zu einem Lustort ganz vortreflich, wo man die herrlichste Aussicht auf den ganzen Golf und seine Umgebungen genofs.

CII. Castel nuovo.

Es gibt wenige Festungen, deren ursprüngliche Bestimmung nicht der Siz irgend eines Herrschers gewesen ist. Als ob man im Anfang dem neuen Recht, das sich Einer über Viele nahm, nicht so ganz getraut, oder es wenigstens nicht für überflüssig gefunden hätte, es in Stein und Erz zu graben.

Karl I, von Anjou, welcher dieses Gebäude um's Jahr 1283 von Giovanni aus Pisa errichten liefs, hatte wenigstens zuverläfsig jenen Gedanken, wenn ihm gleich noch nicht so viele Erfahrungen zu Gebote standen, dafs die Krone von Neapel ein höchst unbeständiges Gut sei. Damals lag es noch ausser der Stadt, mit vier grofsen Thürmen bewahrt, deren zween noch selbst die Wechsel unsrer Zeit verschont haben.

Es steht auf der Südseite der Stadt am Meeresufer hin, in das es zum Theil gegründet ist. Eine Zugbrüke führt über den Gra-

ben nach einem ziemlich weitläuftigen Hofraum, in welchem verschiedene Wohngebäude stehen. Von da geht die Strafse etwas in die Höhe, bis sie sich krümmt, und den Wanderer in das Innere der alten Burg leitet.

Unter dem Thore steht er still; denn es ist ein Triumphbogen, welchen die Neapolitaner dem König Alphons I von Arragonien bei seinem Einzug in die Stadt errichtet haben. Die Zeit hat dieses alte Denkmal der wiederauflebenden Kunst in Italien nicht zu freundlich geschont. Doch ist es immer noch in einem Zustand, worin sich die Morgenröthe derselben erkennen läfst. Es stellt die Thaten des Königs vor, und ist ein Werk des Mailänders Pietro di Martino, dessen Asche in der Nähe ruht.

Eine ausgestopfte Krokodillshaut zieht nun zuerst deine Blike auf sich. Sie hängt über dem Thore, seltsam genug über den Thaten des Königs. Ein Soldat hatte das Thier in Egypten erlegt, und seine Haut der heiligen

Jungfrau geweiht. So oft ich es sah, freute ich mich, nicht des Krokodills, aber der Frömmigkeit des Kriegers. Ihr Schwärmer und Heuchler der Wüste von Thebais, diesen Soldaten hättet ihr nachahmen sollen, statt euch im glühenden Sande zu wälzen; dann hätte das arme Egypten jezt eine Landplage weniger!

Wandle vollends hinein in den innern Hof, der dich jezt empfängt. Du fühlst auch hier die leise Beklemmung der Brust, welche dich in jeder Festung ergreift. Hier warten sie ja unaufhörlich auf Krieg, den die andern Menschen verfluchen. Sind diese Tempel des Kriegsgottes verschlossen, so fliehet in die Wälder und auf die Berge, es ist euch besser, bei den Thieren zu wohnen, als bei den Menschen.

Du könntest nun hinabgehen in die Kanonengiesserei, und den grofsen Vorrath von Mordgewehren anstaunen, der hier aufgehäuft liegt. Du kannst in die Kriegsschule treten,

welche hier errichtet ist; die Bibliothek, die Sammlungen für Mineralogie, für Befestigungskunst u. dergl. betrachten. Doch, wer weilt gerne zu lange in Festungen?

Aber in den Saal mufs ich dich begleiten, der einst Zeuge war einer der grösten Thaten. Hier legte, im Jahr 1294, Pabst Cölestin V die Schlüssel des Himmels und der Hölle nieder, um sie nicht wieder aufzunehmen. Leicht hat Mancher die schweren Schlüssel ergriffen, in welchen die Ruhe ganzer Nazionen lag. Leichter hat sie der Tod Vielen aus den Händen gewunden — aber glaub' es, der Herrschaft über Millionen von Menschenherzen begiebt man sich nur gezwungen, oder mit seltener Gröfse der Seele.

Aergere dich nicht, guter Pabst, wenn mir deine grofse That eine andre in's Gedächtnifs ruft, welche kein Priester, aber ein muthiger Krieger ausgeübt hat. Er hatte nur zwo Hände, wie wir Andern, und als Soldat sie gewifs sehr nöthig. Ohne Schmerz sah er die

eine neben sich niederfallen, mit welcher er sich bereits auf die Mauerzinne geschwungen hatte. So lange ich noch eine Hand habe, weiche ich nicht, rief Johann Pelao Berio auf seiner Leiter, faſste die Zinne mit der andern, und schwang sich in die Festung.

Er war der erste von den Belagerern, welcher die Festung betrat, und seinen Kameraden den Weg bahnte. Aber Gonsalvo von Cordova war sein Feldherr, einer würdig des andern, und die That geschah im Jahr 1505, als der groſse Kapitän die Franzosen in dieser Festung belagerte.

Hier ist wenig Erfreuliches mehr zu erzählen. Denn daſs so manchmal Tod und Verderben von diesen Thürmen herab auf die Stadt zu ihren Füſsen geschleudert wurde, das wird dir die Geschichte dieses unglüklichen Staats mit blutiger Schrift zu lesen geben.

INHALT.

Seite.

Seite.

GEMÄHLDE

VON

NEAPEL

UND

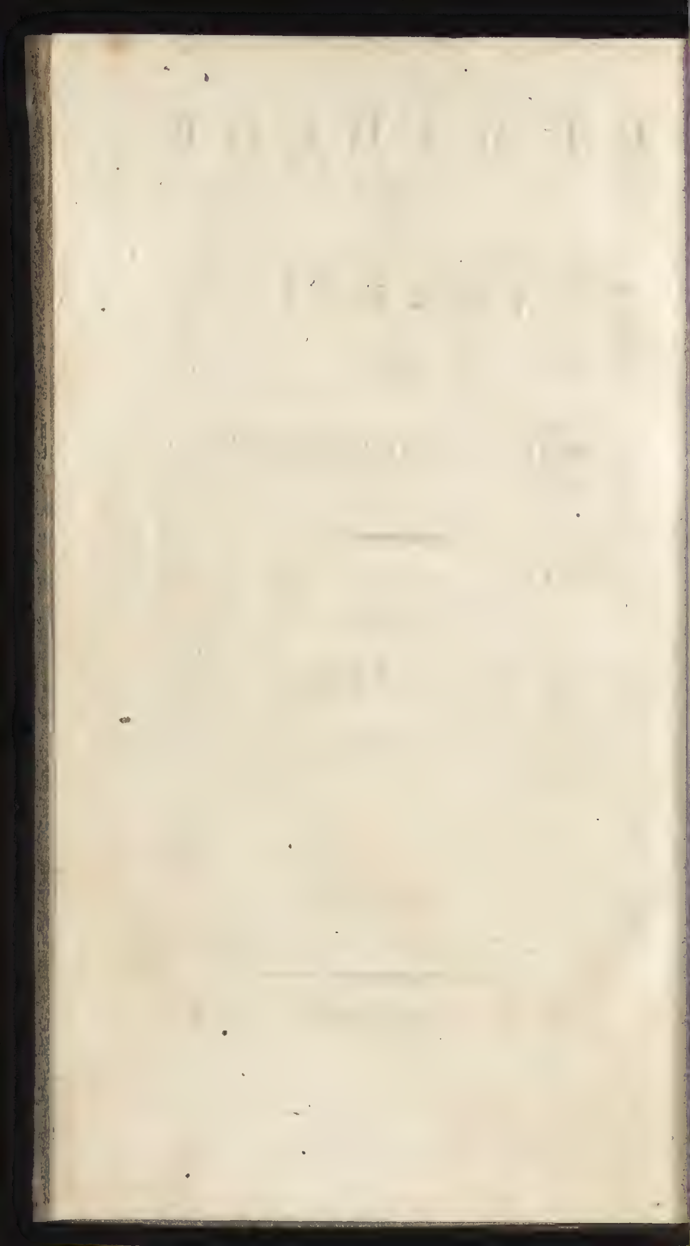
SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

P. J. REHFUES.

Dritter Theil.

Zürich, bei H. Gefsner. 1808.



CIII. Der Pater Rocco.

In der Reihe der Gemählde von Neapel kommen auch Porträte vor. Das, so wir heute kopieren möchten, ist im niederländischen Geschmak gemahlt. Es stellt seinen Mann, wie er leibt und lebt, vor. Keine der Rüksichten auf Geseze des Schiklichen hat den Mahler geleitet; ohne Zweifel hatte er den Grundsaz manches Künstlers, daſs, wenn es der liebe Gott so gemacht hätte, so dürfe es der Mahler wohl auch so machen. Und so unrecht mag er nicht dabei haben.

Das Gemählde stellt einen feisten Dominikaner dar, bei dem das Gewicht der Lebens-

Uhr schon bald abgelaufen ist. Wenigstens ist's ihm in die Füſse gesunken, und verweilt da in der Gestalt des Podagra, womit es ihn noch einzig und allein an die Erde heftet. Auf seinem runden Gesichte liegt schon das Abendroth des Lebens, und verspricht dem Manne einen freundlichen Morgen, wenn er wieder aufwacht. Denn, daſs er sich nicht viel aus dem Schlafe mache, zu welchem ihm seine Brüder im Kloster bereits gebettet haben, beweist das muntere Auge und der fröhliche Spott, so ihm aus den Mundwinkeln lacht. Unter dem Gemählde, das in manches schmuzigen Lazzaro's Herzen in schönem goldenen Rahmen prangt, stehet zu lesen: Padre Rocco; ipse fecit.

Das Porträt hat erstaunlich viele Aehnlichkeit mit dem des P. Abraham von S. Clara, wie er in Judas, dem Erzschelmen, sich selbst abgemahlt hat. Dieselbe Gelehrsamkeit, die nehmliche Frömmigkeit, und derselbe Reich-

thum von Wiz und Popularität in Beiden; beide kraftvolle Karaktere, wie unser lendenschwaches Zeitalter sie nur selten hervorbringt. Etwas abentheuerlich aber eben darum, wenn sie erscheinen.

Popularität war es hauptsächlich, wodurch sich der P. Rocco sein grofses Ansehen erworben hatte. In der Hand dieses Priesters lag, darf man sagen, das Schiksal von Neapel; denn er leitete die kosmopolitischen Tausende dieser Stadt mit seiner unwiderstehlichen Rede. Auch fühlte das die Regierung sehr wohl; und wenn es Niemand erlaubt wurde, Wahrheit zu sagen, so wagte man es doch nicht, ihm dieses Vorrecht zu entreissen. Er benuzte dasselbe selbst vor seinem Monarchen, welcher sich manches gewichtige Wort von ihm gefallen lassen mufste; denn er sprach die gesalbte Weisheit aus, der Niemand feind zu sein den Muth hat.

Lache Keiner, der seine Rede hört! Hätte

der Mann zu Athenern oder zu einem römischen Senat gesprochen, er würde gedonnert haben, wie Demosthenes und Cicero. So hatte er es mit dem Pöbel von Neapel zu thun, und wer von diesem verstanden sein will, mufs seine Sprache reden. Und diese hatte der wakere Mönch herrlich in seiner Gewalt.

Wir wollen seine Reden nicht nach den Regeln der Rhetorik anatomiren. Es würde uns freuen, wenn wir den Mann, wie er leibt und lebt, abkonterfeien könnten. Begnüge sich Jeder mit einigen Zügen von ihm, so wir in den Herzen der Neapolitaner aufgelesen haben.

Man weifs, welches Unwesen in Neapel von den Quaksalbern aller Art getrieben wird. Unbegreiflicher Weise scheint die Regierung diese Aerzte noch für die wahren Heilbringer zu halten, und ein Mann, wie Pater Rocco, konnte da nicht schweigen, wenn er auch nicht helfen konnte. Er wufste, wie es schwer

ist, Menschen mit der Rede zu fassen, die flüchtige Aufmerksamkeit eines so lebhaften Volks zu fesseln; wie weh mufste es ihm thun, wenn er die so seltene Gabe der Gelegenheit, die seltenere noch der Kunst an einen Marktschreier verschwendet sah, welcher das Volk um Zeit, Gesundheit und Geld betrog? Die gesunde Vernunft gieng dabei noch mit in den Kauf, und das konnte er nicht ansehen.

„Steig' herab," rief er daher einst in seinem frommen Eifer einem Marionettenspieler zu, welcher auf offenem Plaze einigen hundert Menschen die Künste eines Affen und die Thorheiten eines Polecenella von einem hohen Tisch herunter zeigte. „Steig' herab!" rief er — und der elende Wicht wagte es natürlich nicht, der donnernden Stimme des mächtigen Mannes zu widerstehen.

Pater Rocco stellte sich an die leere Stelle. Die Veranlassung zu einer Strafpredigt war die nächste. Wie sie jedem erbärmlichen

Lustigmacher ihre Zeit und ihr Geld opferten; wie sie durch seine Thorheiten ihre Seelen vergifteten; wie sie dergleichen Abgeschmaktheiten einer kraftvollen Predigt, einer herzstärkenden Messe aufopferten. „Seht," rief er aus, indem er das Krucifix in die Höhe hob, „seht, dies ist der wahre Affe, dies der wahre Polecenella; dem müfst ihr nachlaufen!"

Mag Mancher lachen. Das Volk, so ihm zuhörte, lachte nicht; denn er verglich die beiden Polecenella's mit einander, und er müfste doch ein elender Redner gewesen sein, wenn die Vergleichung nicht zum Vortheil desjenigen ausgefallen wäre, welcher für ein ganzes Menschengeschlecht am Kreuz gestorben ist.

Eben so kräftig wirkte es bei den Weibern der Lazzari, als er einst über den Ehebruch predigte. Er erzählte da von einem Pferde, Nahmens Bucephalus, welches ein grofser,

ſrommer König, Alexander, besessen, und die Eigenschaft hatte, daſs es Niemand ausser seinem Herrn aufsizen lieſs. Er machte die Anwendung auf die Weiber; zeigte, wie ihre Männer ihre Könige, sie ihre Pferde wären, und wie es schändlich sei, wenn sie sich von einem unvernünftigen Thiere in einer Tugend übertreffen liessen, welche ihnen doch von göttlichen und menschlichen Gesezen zur Pflicht gemacht worden wäre.

„Heute will ich sehen," fieng er ein andersmal zu mehreren Tausenden an, die um ihn versammelt waren, „heute will ich sehen, ob euch eure Sünden auch leid sind."

Er fieng eine Buſsrede an, die der hartherzigen Menge die Haare zu Berge trieb, und als alle zerknirscht, und sich vor die Brust schlagend, vor ihm auf den Knieen lagen, rief er aus: „hebe die Hand in die Höhe, dem seine Sünden leid, desssen Buſse ernst ist."

Aller Hände fuhren in die Höhe. — „Nun heiliger Erzengel Michael, fuhr er fort, der du mit dem diamantenen Schwerdte vor dem Richterstuhl Gottes stehest, haue allen denen die Hände ab, welche in Heuchelei sie erhoben haben!"

Da sanken auch eben so schnell aller Hände nieder, und die Strafpredigt begann aufs neue, und löste die sämtlichen Anwesenden in aufrichtige Thränen der Reue und des Vorsazes, sich zu bessern, auf.

Nicht weniger wirkte es, als er ihnen einst einen Traum beschrieb, welchen er gehabt. Er hätte Gott Vater gesehen, wie er leibte und lebte. Aber ein grofser Wanst, der vor ihm lag, drükte ihn erschreklich. Er hatte die Kühnheit, den Ewigen zu fragen: warum er sich so erbärmlich gebährdete? — Ach, ward ihm geantwortet, dies sind alle Todsünden der Lazzari, die ich nicht verdauen kann. Täglich begehen sie neue, füllt sich

mein Wanst immer mehr an, ich mufs am Ende plazen.

So war einst, nach seiner Erzählung, ein Lazzaro vor die Höllenthüre gekommen, und klopfte, dafs man ihm öfnete. Wer ist draussen? rief ein Teufel. Ein Lazzaro aus Neapel, war die Antwort. — O deren sind schon so viele hier, hiefs es drinnen, dafs man keinen mehr einläfst.

Aber wo soll ich hin? jammerte der Lazzaro. Von der Himmelsthüre hat mich St. Peter mit Hundstritten weggeschikt; aus dem Fegefeuer jagten sie mich mit Ofengabeln fort, und hier will man mich nicht einlassen, wo ich doch alle meine Bekannten wieder finden würde!

Der Teufel erbarmte sich endlich, und gieng zu Lucifer, um ihm die Bitte des Lazzaro zu melden.

Lafst ihn herein, war dessen Antwort; aber bringt ihn vor mein Antliz.

Der Lazzaro kam. Lucifer safs auf seinem feurigen Throne, welcher so hoch war, als der Berg, worauf St. Elmo liegt. Sein Wanst war so grofs, als der Vesuv, und aus seinem Munde stiefs er unaufhörlich Rauch und Flammen aus, wie dieser. Er brachte seine Bitte vor. Aber Lucifer donnerte den Ausspruch, dafs kein Lazzaro sofort mehr in seinem Reich geduldet werden sollte; denn es müfste auch noch Plaz für die andern Sünder sein. Aber er würde ihnen in Zukunft eine andere Stelle anweisen, und mit ihm gleich den Anfang machen.

Da nahm er, endigte die Rede, den Lazzaro beim Kopf, und stekte ihn sich in den H . . . . . welcher eine Oefnung hatte, gerade so grofs, wie der Lago d'Agnano.

Es ist bekannt, in welcher Achtung der heilige Januar bei den Neapolitanern steht. Der grofse Haufe verwechselt ihn mit Gott selbst, oder läfst es sich wenigstens nie ein-

fallen, statt zu seinem Heiligen, zu Gott zu flehen. Wie oft hatte der Pater Rocco ihnen eingeschärft, dafs sie beten sollten: heiliger Januar, bitte Gott für uns; und nicht, wie sie häufig thaten: Guter Gott, bitte für uns bei dem heiligen Januarius!

Wenn der Vesuv Neapel droht, so eilt die Menge nach der Kirche des heiligen Januarius. Da wird dann die Bildsäule desselben genommen und gegen den Berg zu getragen, welcher schon mehreremale durch den Heiligen zur Ruhe verwiesen worden war. Eine solche Procession ist dann mit grofsem Unfug verbunden. Der Pöbel plündert alle Buden, wo Lichter und Fakeln verkauft werden. Nach dem grofsen Gebrauch, der, von den leztern besonders, in Neapel gemacht wird, ist der Schade, der angerichtet wird, beträchtlich, wenn man auch das nicht in Anschlag bringt, was noch als Contrebande unter der Firma des Heiligen mitgeht.

Pater Rocco hatte dies so viel als möglich zu verhüten gesucht. Bei einer solchen Gelegenheit stellte er sich einst vor die Statue des Heiligen, und schlug mit seinem grofsen silbernen Krucifix derb auf diejenigen los, welche sich derselben bemächtigen wollten. „Glaubt ihr," rief er ihnen da zu, „der heilige Januar sei ein elender Schuft, wie ihr es seid? Ihr wollt ihn allein begleiten, die ihr samt und sonders nur erbärmliche Lumpenkerls seid. Wartet erst, bis die Geistlichkeit und die Magistrate beisammen sind, dann ist es auch ein würdiges Geleite."

Das Volk beruhigte sich. Die Polizei gewann Zeit, ihre Anstalten zu machen, und die Procession gieng zum erstenmal ohne allen Unfug von statten.

Man sieht, von welcher Art die Beredsamkeit des Mannes war. Sie war unwiderstehlich; denn er allein machte aus dem wilden Haufen des neapolitanischen Pöbels, was er wollte.

Aus allen seinen Reden leuchtet eine ausserordentlich lebhafte Einbildungskraft und ein gediegener Wiz hervor. Mit diesem half er sich, wo Gründe nicht mehr ausreichen wollten, oder nicht helfen konnten, oft genug. So brachte er einst einen Spanier, mit dem er sich über Religionspunkte stritt, dadurch zur Ruhe, dafs er den Saz behaüptete: es wäre nicht einmal ein spanischer Heiliger im Paradiese.

Man höre, wie er dies bewies. „Die spanischen Heiligen sind," fieng er an, „das will ich nicht läugnen, auch einmal im Paradiese gewesen; aber sie waren es zum Herzeleid aller übrigen Heiligen. Die Unordnung, welche sie verursachten, ist nicht zu beschreiben. Bald fiel die heilige Magdalena von ihrem goldenen Stuhl herab in Ohnmacht, und gab durch die unanständige Lage, in welcher sie einige Zeit blieb, allgemeines Aergernifs. Bald wurde die heilige Agnes

ohnmächtig, und verlohr natürlich die Aufmerksamkeit auf ihr Busentuch. Ein ähnlicher Spuk geschah auch der heiligen Cäcilie, und die Madonna selbst war einst in derselben Gefahr, wenn sie St. Joseph nicht noch zu rechter Zeit mit seinem Mantel zugedekt hätte. Und woher glaubt ihr, dafs das gekommen sei? — Von dem unaufhörlichen Tabakrauchen der spanischen Heiligen. Mit dem Zigarro im Munde liefen sie den ganzen Tag umher, und es war unmöglich, ihnen die Unschiklichkeit ihrer Aufführung begreiflich zu machen. Im Himmel, antworteten sie, darf man machen, was man will; denn um hinein zu kommen, mufs man sich's sauer genug werden lassen."

„Alle Ueberredung half nichts. Man mufste zu einer List seine Zuflucht nehmen. St. Peter liefs einen der himmlischen Herolde die Nachricht ausposaunen, dafs um eine bestimmte Zeit eine grofse Stierheze draussen vor dem

Himmelsthor gehalten würde — — da strömten alle spanischen Heiligen zum Thore hinaus; und als sie draussen waren, schlug St. Peter das Thor hinter ihnen zu, und hat seit der Zeit auch keinen mehr hereingelassen."

Ob Pater Rocco die Lacher auf seiner Seite hatte? So hatte er sie oft, wenn er selbst seinem König mit Lachen die Wahrheit sagte. Er wohnte in dem Kloster von St. Spirito, welches dem königlichen Palaste gegenüber steht, und unterhielt sich oft aus seinem Fenster mit Ferdinand IV.

Das allgemeine Vertrauen auf ihn war so grofs, dafs Niemand ihm eine Bitte zu versagen den Muth hatte. Er hatte blos durch Almosen ein Institut für arme, verlassene Mädchen von 4 — 5 Jahren gestiftet, und unterhielt es auch blos durch Almosen. Nie liefs er den Geber selbst die Gabe bestimmen. Er kannte den Zustand der Familien zu genau, um zu viel zu fodern. Und wenn er

auch 10 — 40 Thaler verlangte, so wuſste er wohl, daſs man ihm das geben konnte; und dann muſste er es auch haben. Die wenige Beleuchtung, welche Neapel hat, verdankt man blos ihm. Die vielen Madonnenbilder, welche ihm zu Ehren an den Straſseneken errichtet sind, geben des Nachts einige Helle, und die Inschrift dabei nennt gewöhnlich den Nahmen des P. Rocco.

Er erreichte ein Alter von etlich und 80 Jahren, und starb gerade vor der Revoluzion, als ihn sein Vaterland am nöthigsten hatte. Wäre er lebend geblieben, so würde das Schiksal Neapels gewiſs nicht so blutig gewesen sein; denn eher hätten sie ihn aufopfern müssen, als daſs er die Grausamkeiten gestattet hätte, welche verübt wurden.

Wer zu seinem Grabe wallfahrten will — und warum sollte man nicht so gerne dahin, als zu Virgils seinem wandern? — der suche es in dem Dominikanerkloster von St. Spirito.

In der Sakristei desselben ist sein Bildnifs neben dem seines Monarchen aufgehangen. Er war ein redlicher Mann, ein Tröster der Unglüklichen, ein Lehrer der Unwissenden. — Ruhe und frohes Erwachen seiner Seele!

CIV. Meister Georg.

Von Zeit zu Zeit sendet der Himmel seine Zuchtruthen. Dies geschieht bald in Gestalt eines zerstörenden Erdbebens, bald eines neuen Propheten, bald eines Attila, bald des Balken und bald des Storchen, den sich die Frösche erbeten haben.

Ein solches Werkzeug des Himmels war der Meister Georg, welcher vor einigen Jahrhunderten Aufseher in dem grofsen Hospital der Unheilbaren gewesen ist. Sein Porträt hat Hogarth in dem Leben der Liederlichen neben die schöne Hanfklopferin gestellt. Wer ihn leibhaftig sehen will, mag ihn dort aufsuchen.

Heutzutage heifst ein jeder Aufseher über die Irren in jenem Hospital Masto Giorgio, so wie jeder Kaiser Cæsar heifst, nach dem ersten, der sich als solcher berühmt gemacht hat. Ob jener sein Handwerk viel besser ver-

standen hat, als seine Nachfolger, das wissen wir gerade nicht bestimmt anzugeben; doch schliessen wir es aus dem frommen Seufzer des neapolitanischen Dichters, Giambattista Valentino, welcher in seiner Contrefey von Neapel *) diesen Mann, als den Heiland seiner Vaterstadt, in folgenden Versen zurükwünscht:

O mein gelehrter, weiser Meister Georg,
Der du so viele Köpfe schon gebändigt,
Rührst du, um uns zu helfen, nicht die
Hand,
So sind wir samt und sonders all' verlohren.
Es sizt kein Haupt auf seiner Stelle mehr;
In keinem Kopfe reget sich Verstand;
O rühre deinen Ochsenzimmer schnell,
Und helfe, dafs wir alle nicht verderben!
O weke jeden auf aus seinem Schlafe,
Und lehr' ihn einsehn, wo der Fehler ist;
Scheuch jede Flieg' ihm von der Nase weg;
Lafs in den sauren Apfel alle beissen!
Treib aus den Rauch aus ihren Köpfen,

*) *Napole scontrafatto. Nap.* 1669.

Und schmerzt sie auch das Hintertheil,
Nur mache schnell, du kannst's allein;
Denn thust du's nicht, kann nur der Henker helfen!

CV. Signor Sposeto.

Es ist alles darauf zu wetten, dafs unter drei neapolitanischen Lazzaroni gewifs jedesmal Einer Sposeto heifst. Man darf daraus aber nicht schliessen, dafs sie alle von Einem Stamm seien; im Gegentheil zeigt dieses Wort an, dafs man nicht weifs, aus welchem Stamme sie sind.

Die meisten Glieder dieser Volksklasse bestehen aus Findelkindern (esposti). Alle Findelkinder aber, welche in das Hospital della Nunziata aufgenommen werden, erhalten den Nahmen Sposeto, welcher ihr Stammnahme bleibt.

Jegliches Geschlecht also, das diesen Nahmen führt, verliert sich in Dunkelheit, nicht des Alterthums, wie die ersten Häuser von Europa, sondern in die Dunkelheit einer Nacht, wo eine verlegene Mutter mit ihrem Kinde den Mutternahmen auf die Rolle des

Hospitals gelegt, und sich leise wieder davon geschlichen hat, um den andern Morgen Jedermann zu sagen, dafs sie noch eine Jungfrau sei.

Das Haus Sposeto ist also ein sehr grofses Haus, besizt gewöhnlich weder Fideikommisse, noch Titel, noch Orden; aber seine Glieder sind mit aller möglichen Anlage zur cynischen Filosofie gebohren.

CVI. Signor Lello.

O wie viele Tugenden und Thorheiten ruhen in dem Grabe der Vergessenheit! Aber das Andenken an die leztern lebt doch länger, als das an die erstern. Es schmeichelt der Eigenliebe der Menschen zu sehr, Andrer Thorheiten zu erzählen; und darum ist die Medisance auch ein so gewöhnlicher Fehler.

Vergnügungen des Herrn Lello (spassi de lo Si' Lello) heissen in Neapel recht närrische und bizarre Neigungen und Vergnügungen. Der Nahme Lello ist das verdorbene Lelio. Wer dieser Herr Lælius gewesen ist, hat die Geschichte vergessen. Sie erzählt nur noch von ihm, er sei gewöhnlich, um sich zu erfrischen, in der Mittagshize am Posilipo spazieren gegangen, habe wohl auch zuweilen eine Barke genommen, und selbst gerudert, bis er beinahe den Athem verlohren. Das war also die fraicheur de

Monsieur de Vendome, welcher seine Kühlung auch in der Mittagshize suchte, als ob der Hundsstern, wegen seiner weiten Entfernung von der Sonne, auf ihn Einfluſs hätte.

CVII. Santissima Annunziata.

En quo impellimur omnes?
Spes autem certa manet.

sagt eine Grabschrift dieser Kirche. Wenn wir irgendwo Ernst und Wahrheit hören sollten, so müſste das aus Gräbern sein. Dieses hier mahnt an das lezte Ziel aller menschlichen Dinge, und tröstet mit der unentbehrlichsten Hofnung, welche standhaft aus einem Leben hinausbegleitet, das von allen ihren falschen Schwestern verlassen wurde.

Hier war einst das Grabmahl der Königin Johanna II von Neapel. Es ist nicht mehr. Eine Feuersbrunst hat es mit allen seinen goldenen Lügen zerstört.

Wir wollen darum doch einige Augenblike verweilen. Das Andenken an eine Königin lohnt es schon, wenn wir auch darüber die vier Tugenden des Sanmartino vergessen sollten. Sie sind ja ohnedies nur von Gyps,

also sehr gebrechlich, wie die Tugend der Frauen, von der Königin an bis zur ärmsten Bauersfrau im Staate.

Johanna II ist bei den Geschichtschreibern der Nazion in so übelm Rufe, als Johanna I. Die Volkssagen behandeln sie noch strenger, und wenn man ihnen glauben darf, so hat die neue Zeit in diesen beiden Fürstinnen die Messaline des Alterthums wiedergebohren.

Es ist unläugbar, daſs sich die Vorwürfe der Zeitgenossen beider Frauen in diesen Volkssagen vermischt haben. Und dennoch hat man Johanna I beinahe eine Heilige genannt, wenn gleich verschiedene Geschichtschreiber ganz andrer Meinung sind. Auch die heilige Brigida bewieſs ihr groſse Achtung, als sie in Neapel war — also eine Frau, und eine Heilige überdies, dürfte doch Glauben verdienen, wenn sie Zeugniſs ablegt von einer ihres Geschlechts.

Offenbar gewinnt dieses Zeugniſs alle mög-

liche Kraſt, wenn es von einem Mann von ganz entgegengeseztem Karakter bestätigt wird. Boccacci'n wird wohl Niemand im Verdacht haben, daſs er es mit den Heiligen gehalten habe; und dennoch kann er nicht genug Worte finden, die mancherlei Verdienste und Tugenden Johanna's zu preisen.

Ihm zufolge hat sie ihr Königreich völlig von Räubern und Dieben gesäubert, und durch ihr sittsames Benehmen die Sittenlosigkeit ihres Volks gebessert; war sie weise, klug, menschlich, leutselig, mitleidig, sanſt, über die Maaſsen schön und anmuthig, kurz eine wahre Zierde Italiens, und eine Fürstin, welche bei keiner andern Nazion ihres Gleichen finden dürfte.

Das rühmt ihr Boccacci nach, und Brantome, welcher ihre Ehre zu retten suchte, kann es weder ihm noch Petrarca verzeihen,

dafs sie keine Bücher zum Lobe dieser Königin geschrieben haben; um so mehr, da ersterer doch der Geliebte ihrer Schwester Maria, Gemahlin des Grafen Robert von Artois, gewesen, und lezterer seine vortreflichen Gedichte an Laura lieber einer Fürstin zu Ehren hätte dichten dürfen, welche hundertmal schöner war, als die hochgepriesene Laura.

Dies sind beinahe wörtlich Brantome's Ausdrüke. Aber man sieht, wie albern der feine Hofmann hier erscheint; und nie ist die Ehre von zwo Königinnen schlechter gerettet worden, als durch ihn, der diesem Geschäfte wirklich mehr Zeit gewidmet zu haben scheint, als er sonst wohl seinen Schriften aufzuopfern pflegte.

Wenn man so viel Zeugnisse gegen Volkssagen, die sich ohnedies beim ersten Anblik übertrieben zeigen, und gegen die Stellen

einiger Geschichtschreiber anführen kann, welche das Unglük ihres Vaterlandes immer am liebsten in dem Benehmen ihrer Fürsten finden, so sollte man doch glauben dürfen, dafs der ersten Johanna Unrecht geschehen sei.

Man mufs an Gräbern vorsichtig sein, will man über ihre Todten richten. Wenn man Brantome daher völlig als Zeugen ausschliefst, so hat man nur gethan, was seine Schriften selbst zu verlangen schienen. Es war diesem galanten Franzosen nicht um Wahrheit zu thun; und sobald eine Frau schön war, so hatte sie ihn zuverläfsig auf ihrer Seite. Beweis genug hievon ist sein Enthusiasmus, mit welchem er von Margaretha von Valois spricht, über die die Geschichte längst zu bestimmt entschieden hat. Aber welchen Glauben verdient ein Schriftsteller, der den Vorwurf, den man Johanna II machte, dafs sie so viele Liebhaber gehabt habe, dadurch beantwortet,

dafs er sagt: *dies sei einer der geringsten Vorwürfe, den man einer schönen Fürstin machen könne*? Wahrlich, führt man ihn als Zeugen an, so kann er nach einer solchen Aeusserung nur zur Bestätigung dessen gelten, was er selbst widerlegen will.

Die Geschichte dieser beiden Fürstinnen trift in manchen Punkten so zusammen, dafs man über beide gerichtet hat, wenn es nur erst mit der Einen geschehen ist. Am härtesten wurde die erste angeklagt; aber am wichtigsten sind auch die Zeugnisse für sie. Es sind ehrenwerthe Leute, welche sie eben so hoch erheben, als andre sie verdammen; aber es würde zu weitläuftig sein, jeden Zeugen zu prüfen, und uns kann genügen, zu bemerken, dafs, neben der heiligen Brigida, ihre Freunde gröstentheils Leute sind, welche, wenn auch nicht selbst Heilige, doch wenigstens alle Ursache hatten, Niemand sinken

zu lassen, den diese einmal in Schuz genommen hatten.

Johanna I hatte sich nehmlich zur Zeit des grofsen Schisma's für den Pabst Clemens erklärt, und sogar die Grafschaft Avignon an den römischen Stuhl abgetreten. Damit ist die Gunst der einen mächtigen Parthie leicht erklärt, und man konnte sich damals wohl Anderes noch erlauben, als Befriedigung ungestümer Sinnlichkeit, wenn man sich solche Verdienste um den irdischen Richter über Gutes und Böses gemacht hatte.

Geringer sind die gegründeten Vorwürfe, die auf dem Andenken Johanna's II lasten. Aber in ihr haben die Volkssagen alle Verirrungen der ersten vereinigt, was sich aus dem gleichlautenden Nahmen einiger Aehnlichkeit ihrer Schiksale und Schwachheiten erklären läfst. Auch sie gehorchte der wilden Lebenslust eines äusserst frivolen Zeitalters zu gefäl-

lig, erwekte aber doch nicht den Argwohn so blutiger Verbrechen, wie Johanna I, welche darum von einer, in England gegen Maria Stuart erschienenen Schrift mit dieser, vielleicht mehr unglüklichen als lasterhaften Frau verglichen wird. Wäre Brantome nicht in allem, was er von diesen beiden Königinnen von Neapel sagt, ein zu verdächtiger Zeuge, so würde eine Stelle bei ihm Johanna's II Ehre bald gerettet haben. „Sie war in ihrem Leben," schreibt er, „eine sehr ehrbare Prinzessin, von grofsem Geiste, die viel wufste, und viel werth war, und mit der ihr ganzes Königreich höchst zufrieden lebte." Was ihr auf jeden Fall den Vorzug vor der ersten Johanna giebt, ist die geringere Weitläuftigkeit und Sophisterei seiner Apologie. Ihre Zeit war der seinigen näher; darum mufsten, im Fall der Schuldbarkeit, die Vorwürfe gegen sie heftiger, ihre Vertheidigung dringender und schwerer sein; darf sie aber, so wie

sie ist, als überflüssig erscheinend, nur zu ihrem Vortheil sprechen.

Brantome erzählt noch von einer Johanna, Gräfin von Bourgogne und Artois, und Königin von Frankreich und Navarra, welche 1329 zu Paris gestorben ist, Volkssagen seiner Zeit, die den neapolitanischen über die Königin Johanna II völlig ähnlich sind. Sie wohnte in dem alten Hotel de Nesles an der Seine, lauerte auf die vorübergehenden Männer, liefs die, so ihr gefielen, heraufrufen, und, nachdem sie ihre wilde Lust gesättigt hatte, von einem hohen Thurm in den Flufs hinabstürzen. Eine ganz gleichlautende Sage habe ich an einem andern Ort dieser Gemählde berührt. Dürfte sich in allen diesen Uebertreibungen die Tradizionen nicht vermischt, und aus drei schwachen, sinnlichen Königinnen gleichen Nahmens Eine Einzige gebildet haben, der man alle Fehler zusammen, mit einer reichlichen Zugabe von Uebertreibungen, aufgebürdet hat?

Es ist eines der schönsten Geschäfte der Geschichte, das Andenken von verkannten Menschen zu retten. Es ist so hart, während seines Lebens Unrecht zu leiden; aber es ist fürchterlich, wenn sich in der ganzen Zukunft kein Retter für die Unschuld erhebt. Um wie viel nüzlicher würde es sein, wenn gelehrte Gesellschaften, statt das Lob längst gepriesener Menschen immer wieder als Gegenstand des Wetteifers zu erneuen, jeden Historiker sein Meisterstük mit der Rechtfertigung eines Verkannten machen liessen? — Möchte auch die Wahrheit zuweilen in die Künste der Beredsamkeit gefangen werden, so würde man doch wenigstens neue Beispiele im Guten erhalten; und wenn auch das Laster Warnendes und Abschrekendes genug hat, so hat die Tugend doch immer mehr Reiz und Aufmunterung zur Nachahmung; und wahrlich, ich sehe gar nicht ein, zu was uns die grofsen Geschichtsbücher nüzen sol-

len, wenn sie nicht die hohe Begeisterung der Tugend und uneigennüzziger Wirksamkeit entflammen!

CVIII. Abbate Tata.

Empedocles verliefs die schönen Thäler und Hügel Siciliens, und baute sich auf der Spize des Aetna, nahe bei der Krateröfnung, sein Haus. Nur die grofsen Schauspiele der Natur hielten ihn für die zahllosen Entbehrungen schadlos, die er sich auflegen mufste. Er war allein; seine Gesellschaft die Winde, die Nebel und die Gewitter. Seine Gespräche hielt er mit der Natur, die in der Einsamkeit ihrer Werkstätten vertraulich zu dem Menschen spricht. Ihr Buch war es, in welchem er las, vom Morgen bis an den Abend. So oft die Sonne aus dem Meere aufstieg, und die Welt aus dem Dunkel enthob, gieng auch in seiner Seele ein neues Licht auf. Solcher stiller Verkehr mit den Geistern der Natur ist nur für wenige Gemüther; die übrigen können die Wonne des einsamen Beobachters nicht begreifen. Seine Zurükgezogenheit gilt für Stolz

und Verachtung der Menschen. Es war kein Wunder, wenn das Mährchen erfunden wurde, er habe sich in den Krater gestürzt, um glauben zu machen, dafs er in den Himmel gehoben worden sei. Wen solche Eitelkeit quält, der bleibt unter den Menschen. Der grofse, einfache, stille Gang der Natur ist die Schule, worin der Hochmuth der Sterblichen am besten gedehmüthigt wird.

Das Andenken an Empedocles war mir lebhaft, als ich auf der Stelle stand, wo er gewandelt hat. Es näherte sich mir wieder, da ich den ehrwürdigen Abbate Tata besuchte, dessen langes Leben der Tugend und der Beobachtung der Natur gewidmet war, wie sie sich im Vesuv und den vulkanischen Umgebungen Neapels zeigt. Er wohnt oben am Berge unter dem St. Martinskloster. Vor seinen Fenstern steht ein dunkler Citronenwald, dessen frische Düfte den Greis umfliessen. Da safs der gute alte Siebenziger unter seinen

Büchern, und las und lernte, als ob er für ein andres Leben noch zu lernen hätte. Bald werden sich dir ja die Räthsel lösen, redlicher Alter! Wirf deine Bücher weg! In deinem Herzen steht mehr, als sie dir alle sagen können!

Zwei und sechszigmal, erzählte er mir, war er auf dem Vesuv gewesen. Eine lange Reihe von Beobachtungen, die er grösstentheils bekannt gemacht hat, sind die Resultate seiner Wanderungen. Immer war es seine Absicht, die Natur einmal auf ihren Operazionen selbst zu ergreifen; und dreimal glükte es ihm, im entscheidenden Moment gegenwärtig zu sein. Aber diese dreimal, sagte er — und sein trübes Auge erhellte ein jugendliches Feuer — diese dreimal habe ich mehr gelernt, als in allen Büchern steht, welche über die Natur geschrieben sind.

Das Geschäft der Natur geht im Stillen seinen Gang. Kein Menschenauge dringt in ihre

Werkstätten. Nur das fertige Werk, wenn es hervorspringt, um durch Zerstörungen künftigen Segen zu bilden, oder wenn es in Strömen von Luft und befruchtenden Gewässern um die Erde fliesst, oder in Blizen am Himmel zukt — das können wir sehen. Viel mehr, guter Tata, hast du auch nicht gesehen, da du in den feurigen Abgrund bliktest. Aber als es die Seele mit Staunen und Anbetung ergrief, ist es da nicht heller in dir geworden, wurde dein Glaube, deine Hofnung nicht mächtiger? O du hattest viel gelernt, als du stilleschweigend das zwei und sechszigste Mal den Berg niederstiegst, den dein wankender Fuſs nicht mehr ersteigen kann. Du hast gelernt, ruhig hinabzuwandeln in das nahe Grab; denn du weiſst, daſs die Natur nur zerstört, um desto schöner wieder zu gebähren.

Nur wenige sind die Bedürfnisse des freundlichen Greises. Was er hat, schenkt er

Andern, welche weniger besizen als er. Mit dem frömmsten Enthusiasmus kann er noch jezt ergreifen, was ihm gut und heilsam für die Menschheit scheint. So war er, wie alle braven Neapolitaner, ein warmer Anhänger der Revoluzion. Damals schrieb er einen Katechismus für das Volk, das so undankbar die Männer belohnte, welche es glüklich machen wollten. Tata'n berührte kein Verfolger. Er war zu geliebt, zu geachtet um seines guten Willens, als daſs ihn Jemand anzutasten gewagt hätte. Des Verlusts seiner Pension, die er von Hofe gehabt hatte, tröstete er sich nur darum schwerer, weil er nun weniger Gutes zu thun im Stande war, als zuvor.

CIX. Gianbattista della Porta.

Ich besuchte einst mit mehreren Freunden Porta's Grab. Zufälliger Weise befand sich unter ihnen ein Schüler von Gall. Ein anderer von der Gesellschaft hatte Lavatern genau gekannt, und später, während seines Aufenthalts in Paris, den Arzt Moreau de la Sarthe öfters gesprochen. Die Erinnerung an Porta brachte das Gespräch auf die Versuche der genannten Männer, den innern Menschen an seinem Aeussern zu erkennen. Wir redeten lange und viel über diese Kunst. Ein alter Sicilianer, welcher mit uns war, hörte stille zu; er sprach erst, nachdem wir alle unsre Meinung gesagt, und ihn ausdrüklich um die seinige gebeten hatten.

Es wäre allerdings eine grofse Bequemlichkeit, fieng er an, wenn die Menschen samt und sonders Fensterchen auf der Brust trügen, wie es der französische Lafontaine einst

gewünscht hat; und hätten sie auch nur Gläser, durch welche man zwar von Innen heraus, aber nicht von Aussen hinein sehen könnte. Wenn es hinter diesen recht lebhaft aufloderte in Liebe und Hafs, oder still glühte in reiner Herzensgüte, Wohlwollen und Freundschaft, so könnte es kein Glas geben, das uns den Schimmer ganz verbärge, und oft würde von demselben der grause Widerschein des innern Brandes, oder der sanfte Purpur leuchten, mit welchem die untergehende Sonne die Scheiben der fernen Villen bemahlt.

Mehr oder minder neugierig, wir wünschen doch alle in das Herz des Nächsten zu bliken, und der geheimnifsvolle Spiegel, in welchem man die Gedanken jedes Andern lesen kann, und den die Chemiker vergangener Zeiten vergebens gesucht haben, würde offenbar das gesuchteste Geräthe sein, wenn ihn Jemand zu verfertigen verstände. Aber

was hülfe er uns? Wäre er nicht eine glühende Kohle, die ein feindseliger Genius in unsre Hand gelegt hat, ohne daſs wir sie mehr wegschütteln können?

Oft hat es Mutter Natur mit ihrer Kargheit besser gemeint, als wenn sie freigebiger gegen uns gewesen wäre. Zween Wünsche giebt es, welche oft die Brust der Menschen bewegen, die selten erfüllt werden; aber wenn dies geschähe, alle Ruhe und allen Frieden zerstören würden. Dies sind die Wünsche, in die Zukunft und in das Herz unsrer Nebenmenschen zu bliken. Danken wir dem Schiksal, daſs keiner von beiden erhört wurde.

Das menschliche Gemüth kann man einem Glasgusse vergleichen, der immer im Feuer ist. Es treibt mannigfaltige, vielfarbigte Blasen auf, und spielt in wilden und freundlichen Formen. Aus derselben Materie, die zum reinen, aufrichtigen Spiegel wird, bildet sich ein Pulver, das unsre Eingeweide zerstört;

und was unter der arglosen Hand zum unschuldigen, erfreulichen Geräthe wird, kann sich zum gefährlichen Dolche schärfen. Und wenn die Masse auch ruhig glüht im Ofen, so wirft sie brausende Blasen auf, welche zwar im Augenblik wieder vergehen, aber dennoch einmal da gewesen sind.

Wer kann auftreten, die Hand auf die Brust legen, zum Himmel aufschauen, und sagen: unter dieser Hand ist nie ein Gedanke gedacht worden, den ich nicht im Beichtstuhl sagen dürfte? Auch das beste Gemüth denkt zuweilen, was ein teuflisches ausführt, und es gibt Niemand, der nie vor sich selbst erschroken ist. Liebe deinen Vater, deine Mutter, deine Schwester so zärtlich, als man lieben kann, hast du nie Augenblike gehabt, in welchen dein Geist dieser Liebe gespottet? Und wenn in deinem Herzen die feurigste Liebe für die Geliebte glühte, gab es nie einen Moment, wo du über deine Liebe lach-

test? Sei der wärmste Freund, der heisseste Liebhaber, der zärtlichste Sohn und Gatte — es gibt Sekunden, Minuten und Stunden, in welchen du dich losreissest von dem Heiligsten, und feindselig allein dastehst, wie der Geist der Zerstörung über den glänzenden Zinnen einer glüklichen Stadt, die den nächsten Augenblik, da er noch verweilt, in Trümmer zusammenstürzt.

Wünschet ihr im Ernste, Andre in solchen Augenbliken des gesunkensten Menschenwerthes zu belauschen? Nein, ich gewiſs nicht, und sollten auch alle Andre mir in die Brust sehen können. Ich will es nicht, will mir die Freude an den Menschen nicht selbst verderben; will glauben, daſs sie mir lachen mit freundlichem Wohlwollen, wenn es auch nur der Nachhall des innern Hohn- und Spottgelächters ist.

Alles das weiſs Jeder, der nur selten sich und Andre beobachtet hat. Er weiſs, wie

manche ungeheure That solch einem Unglüks-Moment gefolgt ist; wie der Dolch, den einer in der Hand hielt, nur dem Befehl eines einzigen schwarzen Gedankens gehorcht hat, und ein gutes Gemüth oft durch ein unglükliches Schiksal zum Verbrechen hingerissen wurde. Aber wenn der Mordgedanke dir aufstieg, und im Augenblik wieder, wie eine Seifenblase, zerplazt ist, soll er Dauer gewinnen durch ein fremdes Auge? Erscheinst du in diesem nicht schon ein Verbrecher, und wendet es sich nicht mit Entsezen weg, ehe es den guten Gedanken, welcher dem bösen folgte, erkennt hat? Du hältst die Geliebte, die keiner Untreue an dir fähig ist, an der Hand; aber kühner und leichtsinniger ist der Gedanke, als die That; ist sie nicht ewig für dich verlohren, wenn du ihn Einmal von Untreue sprechen gehört hast?

Die mancherlei Versuche, welche der chemische Aberglauben angestellt hat, die vielen,

die von Porta, Lavater, Gall und Moreau gemacht wurden, zielten auf nichts anders, als den Brand in die ruhigen Städte der Menschen zu werfen, und Männer der Art würden die Acht der ganzen Menschheit verdienen, wenn sie je das Geheimnifs ausforschten. Glüklicher Weise ist keine Hofnung, dafs es ihnen gelinge, und es ist tröstlich, dafs sie, gleich den, nur unglüklichern Werbern der Atalanta, auf dem Wege nach dem verfehlten Ziele andre Schäze finden, als sie suchten, wie jener Chemiker vergangener Zeiten, der statt der Universalmedicin ein heilsames Augenwasser entdekte, oder jener Astrologe, welcher die Schiksale der Menschen in den Sternen erforschen wollte, und den Zusammenhang des Planetensystems fand.

Der französische Arzt Moreau de la Sarthe ist, nach dem, was unser Freund erzählt, einer von diesen Männern, die das Geheimnifs der menschlichen Brust ergründen wollen.

Ihm ist die Stimme nicht nur der Ausdruk der augenbliklichen, sondern der fortdauernden, allgemeinen Stimmung der Seele. Da mag sich wahrlich Jeder vor ihm hüten; denn wie viel Schönes man ihm sagt, so wird er doch im Augenblik erkennen, was daran ist. Glüklicher Weise ist jede Sprache zu arm, und reicht selbst keine Tonbezeichnung der Musik hin, um den Tonreichthum der Natur zu bezeichnen, und die feinen Nüancen andern, als denen verständlich zu machen, welche auf eigenem Wege schon zu ähnlichen Resultaten gekommen sind. Aber Herr Moreau kommt vielleicht, wie die genannten Alchymisten, in den Fall, daſs wenigstens seine Bemerkungen über den Klang der menschlichen Stimme im Krankheitszustande der Welt von wesentlichem Nuzen sein werden. Wenn es ihm aber nicht gelingt, wie zu hoffen und zu wünschen ist, ein Gedanken-Klavier zu erfinden, und die Worte im Bauch,

wie die Tahitier die Gedanken nennen, auf Noten zu sezen, dafs man etwa die Gedanken einer Schönen während eines Balls auf der Violine abspielen kann, so werden sich wenigstens die Freunde der Musik über diesen Verlust leicht trösten, da eine solche Musik je treuer sie darstellte, in den meisten Fällen um so widriger klingen dürfte.

Alle lachten über diesen Schlufs der Rede unsers Alten zusammen, und so oft auch von Porta wieder die Rede war, wurde doch selten mehr seiner physiognomischen Versuche Erwähnung gethan.

CX. Luca Giordano.

In einer Kapelle von S. Maria la Nuova sind zwei Kinder gemahlt, welche durch einen gewissen, ihnen ganz eigenen Reiz von Kindlichkeit das Auge fesseln, wenn es auch gleich keine Meisterhand in ihnen erkennt.

Sie sind eine der seltensten Wirkungen des Genius, welcher sich durch den Mund eines Unmündigen ausgesprochen hat. Luca Giordano mahlte sie in seinem achten Jahre, ohne je mahlen gelernt zu haben, in einer so kurzen Zeit, daſs er die ältesten Meister beschämte. Man denke sich den feurigen Knaben unter den bärtigen Alten, wie ihnen der Pinsel aus der Hand sinkt, da sie das Kind machen sehen, was sie nie zu vollbringen vermocht hätten.

Luca fa presto *), heiſst ihn der Kunstpöbel; die bessern seiner Zeit nannten ihn

*) Lucas, mach schnell.

den Wunderbaren (il prodigioso).
Denn wenn er sich gleich nicht zur höchsten Höhe der Kunst geschwungen, zu der ihm die Natur Kraft und Bestimmung gegeben hat, so ist doch die Wirksamkeit dieses Mannes einem Wunder ähnlich, das sich begreifen läfst, welches aber Niemand nachahmt.

Die grofse Leichtigkeit, womit ihm alles gelang, machte ihm die Kunst zum Spiel. Das Zeitalter, in welchem er lebte, war vom wahren Geschmak abgewichen, und vom Schönen, Grofsen, Edlen und Wahren in der Kunst zum Abentheuerlichen und Künstlichen übergegangen. Man hatte schon angefangen, in den verschiedenen Manieren Schönes zu finden, da doch nur Eine die wahre sein kann, und fand es bewundernswürdig, wenn Lucas, als ein neuer Proteus, sich in den Styl jedes Zeitalters und jedes Künstlers hineinschwang, und heute ein Gemählde, das für einen Albert Dürer verkauft wurde, verfer-

tigte, und morgen ein andres, was Jeglicher für einen Bassano nahm.

Die Kunstliebhaber der Zeit fanden seinen Vorzug in seiner Eile und Leichtigkeit, sich in jede Manier zu finden. König Karln II, von Spanien, zu Lieb, mahlte er in Einer Nacht ein grofses Gemählde, welches für einen Bassano ausgegeben ward; während eines kurzen Besuchs von demselben Monarchen fieng er seinen Erzengel Michael an, und vollendete ihn. In Zeit von 24 Stunden ward das, wirklich vorzügliche Gemählde von S. Francesco Saverio von ihm gefertigt, um den Vicekönig, den er aufgebracht hatte, zu versöhnen. Selbst ohne Pinsel, mit den blofsen Fingern mahlte er einst vor dem Könige von Spanien ein Bild, und während ihn die Königin nach seiner Gattin fragte, stellte er ihr das Bild derselben lebendig vor die Augen. Sogar sein Meisterstük, der Triumph der Ju-

dith, im Kloster von S. Martino, stand in 15 Tagen vollendet da.

Es ist ein zweideutiges Lob, wenn das Karakteristische eines Künstlers in der Menge seiner Werke besteht. Aber Luca Giordano interessirt auch mehr als Mensch, wie als Künstler. Er hatte keine ächte Liebe zur Kunst; sie war in seinen Augen ein einträgliches Handwerk, und je mehr er verdiente, desto zufriedener war er mit sich. Er fügte sich nach jeder Laune des Liebhabers, und hatte Unverschämtheit genug, zu sagen: er habe drei Pinsel, die der Münze entsprächen, in welcher er bezahlt würde; einen von Gold, den zweiten von Silber, und den dritten von Kupfer.

Eilfertigkeit sieht man allen seinen Arbeiten an. Aber in keiner ist doch der Genius ganz stumm, der so gewaltig in ihm arbeitete. Eine Einbildungskraft ohne Schranken erkennt sich in allen; in den bessern ein

tiefes Studium der Natur; in den besten ein Grad von Vortreflichkeit, welche ein gereinigter Geschmak und ein zärteres Kunstgewissen zur Vollendung gehoben hätte.

CXI. Andenken an Philipp Hackert.

Der römische Künstlerneid konnte sich oft recht warm ereifern, wenn auf Hackert die Rede kam. Er hatte das Unglük reich zu sein, Equipage zu halten, Tafel zu geben, gute Gesellschaft zu besuchen, und konnte damit zwar viele Freunde besizen, aber seine Kunstgenossen, die übrigens alles das auch gerne gehabt hätten, nicht mit sich aussöhnen.

So viel nur zur Belehrung für diejenigen, welche die Ungerechtigkeit mancher Menschen gegen ihn ohne genauere Prüfung nachsprechen könnten!

Hackert war als Mensch freilich merkwürdiger, wie als Künstler. Darum kann er doch als dieser sein grofses Verdienst haben, ohne welches er sich unmöglich gegen so viele Neider hätte erhalten können.

Ich habe ihn nicht mehr in Neapel, sondern in Florenz gekannt, wo er sein Alter

beschlossen hat. Jedermann liebte ihn da als guten Gesellschafter, und schäzte ihn als erfahrnen Weltmann. Meine meisten Bekanntschaften in dieser Stadt verdanke ich ihm, und so ist es wohl billig, wenn ich mich seiner oft mit Liebe und Erkenntlichkeit in Neapel erinnert habe.

Die Regierung hatte ihm da eine Wohnung in einem ihrer schönsten Paläste, dem von Francavilla, eingeräumt. In Rüksicht auf schöne Lage und herrliche Aussichten über den ganzen Meerbusen kommen ihm wenige Gebäude in Neapel gleich. Im Genusse der schönsten Natur, in der Beschäftigung mit der freundlichsten Kunst, im Umgang mit den Besten einer grofsen Hauptstadt, und in völliger Unabhängigkeit von Nahrungssorgen — wer müfste da nicht glüklich sein?

Hackert ist es gewesen, so sehr, als ein Mensch es sein kann. Mit der klarsten Weltansicht vereinigte sich in ihm die glüklichste

Laune; neben allen Mitteln zum Genuſs gehorchte er der aristippischen Mäſsigung; unter dem göttlichen Müssiggang einer fröhlichen Nazion blieb ihm die Arbeit lieb. — Ich glaube nicht, daſs das achtzehnte Jahrhundert viele Weisen der Art aufzuzählen vermag!

CXII. Strafse Toledo.

Die Neapolitaner nennen sie die schönste Strafse in Italien, weil sie selten eine andre, ausser den neapolitanischen, gesehen haben.

Sie ist etwa zwölfhundert Schritte lang, ziemlich breit, nicht gerade, und von Häusern verschiedener Gröfse und Bauart eingefafst; kann man solch eine Strafse schön nennen?

Aber merkwürdig ist sie, weil sich in ihr die neapolitanische Volksmenge aller Stände am lebhaftesten bewegt. Hier ist ein unaufhörliches Gedränge von glänzenden Wagen, schmuzigen Karren, niedlichen Herren und Damen, und lumpigen Bettlern. In den Erdgeschofsen der Häuser sind gröstentheils Buden angebracht, und diese meist mit efsbaren Waaren angefüllt. Aber neben einem solchen Magazin, das von Schinken, Würsten, Kapaunen u. dergl. strozt, liegt oft ein

nakter Greis an der Erde, und bittet um einen Gran gegen den Hungerstod.

Solche Kontraste sind überall in dieser Stadt, und müssen natürlich auf ihrem regsten Punkte am häufigsten sein. Und wie viel mehrere würde man doch entdeken, wenn man in das Geheimnifs jeder Brust sehen könnte?

Jener Mann, der im stolzen Wagen dahin fährt, besizt so wenig, als dieser Bettler. Sein Gewerbe ist auch, von Andern zu erhalten, was er bedarf; aber die Art, wie er es verlangt und nimmt, ist verschieden. Jener bittet um Gottes willen; dieser entlehnt auf alte Titel, neue Hofnungen, auf einen Glanz, der nicht ihm gehört, und gibt den Schuldschein seinem Gläubiger mit einer Mine, mit welcher man Adelsbriefe verschenkt.

Es ist also ein grofser Kontrast zwischen dem Wagen, und dem, welcher darin sizt; zwischen dessen gestiktem Rok und zerlumptem Herzen ein noch gröfserer, und zwischen

seiner Gegenwart und Zukunft der allergröste. Denn dieser Mann liegt in wenigen Wochen vielleicht auch halbnakt und bettelnd an der Strafse; oder er hängt in der freien Luft, weil ihn die Erde nicht mehr behalten, und der Himmel nicht annehmen wollte; oder er glänzt im Ueberflufse am Hofe, trägt sein Protekzionsgesicht in allem Ernst, und wird der Richter über diejenigen, welche sind, was er war, und selbst über die, welche besser sind, als er war, und gegenwärtig ist.

Viel mehr weifs ich eigentlich nicht von dieser Strafse zu sagen. Denn dafs sie der Vicekönig Peter von Toledo im Jahr 1540 eröfnen liefs, das gibt ihr wohl wenige Merkwürdigkeit. Er hat ja seinen Lohn dafür empfangen, indem er ihr seinen Nahmen gab; aber er war auch einer von denen, welche das viele Elend verschulden, das sich seit Jahrhunderten schon durch diese Strafse schleppt.

CXIII. San Martino.

Unter den hohen Häusern von Neapel erhebt sich ein gewaltiger Berg pyramidalisch empor. Bis an die Hälfte seiner Höhe stehen Paläste der Reichen und Hütten der Armen. Weiter hinauf sind stolze Landhäuser in freundlichen Gärten gebaut. An dem steilen, zikzak sich hinaufwendenden Wege liegen noch niedrige Wohnungen. Seine Spize nimmt das Castel S. Ermo ein. Unter diesem ruht das Karthäuserkloster von S. Martino.

Die Lage dieses Klosters ist vielleicht einzig in der Welt. Es steht gleichsam im Mittelpunkt zwischen Campanien und dem Golf mit seinen Umgebungen. Zu seinen Füfsen dehnt sich die grofse Stadt vielarmig von des Berges Fufse weg, und enthüllt hier jeden ihrer Gärten, ihrer Höfe, Pläze und Strafsen. Auf der einen Seite breitet sich die ganze fruchtbare Terra di Lavoro im reichsten Segen

aus; auf der andern liegen die Gegenden von Baja und Pozzuoli mit ihren Ruinen, und die wunderbaren Seen und Schwefelbäder, mit der ewigrauchenden Solfatara. Das Auge folgt den Schlangenwendungen des Seeufers, nachdem es die schönen Inseln von Ischia, Procida und Nisida verlassen, durch das Gewühl des Hafens bis zu den milden Ufern von Portici, wo der Vesuv sich erhebt. Von nichts aufgehalten, als den unzähligen Gegenständen einer leicht zu befriedigenden Wifsbegierde, folgt es den lieblichen Gestaden bis an die Gränze des Golfs, wo die Insel Cagri, wie eine mächtige Festung, im Meere steht. Weiterhin findet es nur die schwellenden Segel, die aus dem Süden kommen, und verkündigt sie der Stadt durch ein, oben am Castel ausgestektes Zeichen.

In dieser Höhe steht das Kloster der schweigenden Mönche. Wo die Natur so laut und vernehmlich spricht, ist des Menschen Mund

geschlossen. Aber nicht Anbetung, nicht Anstaunen der herrlichen Natur da unten, hat die Zunge gelähmt; ein grausames Gesez hat das gethan.

Hier, oder nirgends ist die Glükseligkeit! rief ein Reisender aus, als ihn der stille Mönch auf das Belvedere des Klostergartens führte. Sein Auge glühte, sein Geist hob sich: hier, oder nirgends ist die Glükseligkeit! — „Ja," erwiederte der Mönch leise, „für die, welche nur zum Besuche hier sind."

Auch mir ist es immer schwer geworden, mich von der herrlichen Aussicht loszureissen. Das reine, blaue Himmelsgewölbe, mit dem Sonnenlicht an seiner Kuppel, spiegelt sich so klar in der blauen See. Das Auge durchdringt so leicht und so scharf die Räume, daſs das Entfernteste sich hier zu nähern scheint. Die Brust eilt die reinen Lüfte einzuathmen, so lange schon beengt durch die

Dünste der unreinlichen, menschenwimmelnden Stadt. Der Geist hebt sich höher, als der schwere Fuſs, und steigt und sinkt, und schwebt über diese Schönheiten weg, leicht wie der Pflaum, und glüklich, wie der Vogel in den heitern Lüften.

In alten Zeiten war hier, was hier sein sollte, ein Lustschloſs. Herzog Karl von Kalabrien vermochte seinen frommen Vater, König Robert, ein Kloster an seiner Stelle zu gründen. 1325 ward es angefangen, und das Bruderhaus wuchs bald durch die fortgesezte Freigebigkeit der Könige. Jezt ist es ein stolzer Palast voll Marmors, und voll von Gold und Gemählden; aber leer an Leben, an Geist und Glükseligkeit.

Solimena, Lanfranco, Arpino, Carlo Maratta, Ribera, Massimo und andre Mahler haben hier sich verewigt. Der ganze Schaz des Klosters strozt von dem erfinderischen Reichthum des Luca Giordano. Von Guido

Reni ist ein unvollendetes Gemählde hier; von Dürer und Rubens sieht man Zeichnungen. Schwach hat die Bildnerei in den Arbeiten des Giovanni da Nota, des ältern Bernini, des Lorenzo Vaccaro u. a. mit der Mahlerei gerungen. Fürchterlich wahr ist der Gekreuzigte des Michel Angelo, und die falsche Sage begünstigend: man habe dem Künstler einen Verbrecher gekreuzigt, um die Qualen des Erlösers an ihm zu studieren. Die Architektur ist von Cosimo und Fansaga.

Wer alles geniessen will, was die schönen Künste an Einem Orte vereinigen können, der komme am dritten Sonntag des Septembers hieher. Pergolesi's Stabat mater wird alsdann aufgeführt, und eine zahlreiche Procession zum Andenken des Erdbebens von 1738 gehalten.

CXIV. S. Maria della pietà de' Sangri.

Die Familie der Fürsten von Sangro hat diese Kirche erbaut. Wenn eines ihrer spätern Glieder sie daher zu einer Art von Pantheon für dieselbe machte, so hatte es wenigstens das Recht dazu; nur war es ganz in der Ordnung, daſs ein Geistlicher zuerst auf diesen Gedanken kam; und dies war der Patriarch von Alexandrien, Alexander von Sangro.

Von ihm an ist es zu einem Geseze in dieser Familie geworden, dem jedesmaligen Aeltesten derselben, nach dessen Tode, seine lebensgroſse Statue hier aufzustellen. Unglüklicher Weise nüzen dergleichen Bilder nur dann, wenn sie groſse Erinnerungen erweken, und reicht der bloſse Gedanke an die hingeschiedenen Fürsten von Sangro nicht hin, aus ihren Nachkommen bessere Leute zu machen, als sie selbst waren.

Hier also entzündete sich wohl schwerlich der warme Eifer, mit welchem einer der lezten Zweige dieser Familie nach den verborgensten Geheimnissen der Kunst und Natur gestrebt hat. Die Zahl und Beschaffenheit der Erfindungen Raymond's von Sangro, Fürsten von S. Severo, ist so merkwürdig, dafs die Nachrichten über ihn beinahe den Wundermährchen gleichen, in welchen ein finsteres Zeitalter die ungewöhnliche Wirksamkeit seltener Männer der Nachwelt überliefert. Seine Zeitgenossen staunten wohl vielleicht über seine Erfindungen; aber der tiefe Geist ward nicht erkannt. Er zog sich, seiner unwissenden Mitbürger bald müde, in sich selbst zurük, und nahm die meisten seiner Entdekungen mit sich in's Grab.

Manche derselben scheinen eher Kuriositäten, als nüzlichen Arbeiten ähnlich. Es ist aber zu bedenken, wie weit man in das Geheimnifs der Natur eingedrungen sein mufs,

um eine Flüssigkeit zu verfertigen, welche an Gewicht, Farbe, Geschmak und allen übrigen Eigenschaften dem thierischen Blute gleich war; um eine Lampe zu erfinden, die er die ewige nannte, welche wirklich bei seinem Versuch drei Monate lang brannte, und deren Oel, nachdem sie durch einen Zufall erloschen war, nur eine Viertelsdrachme seines Gewichts verlohren hatte. Eben so seltsam war ein, von ihm zugerichtetes Holz, welches ausserordentlich lang brannte, und sich endlich völlig selbst aufzehrte, ohne eine Kohle oder Asche zurükzulassen.

Ein neuer taktischer Plan, den er aussann, gewann die Billigung Friedrichs des Grofsen und des Marschalls von Sachsen. Er erfand ein Tuch, welches der Nässe widerstand, und von seiner Zeit nicht nachgeahmt wurde; entdekte die verlohrne Kunst der Enkaustik und der Glasmahlerei, und wufste Marmor und harte Steine mit allen Farben zu durchdringen,

die er wollte. Er verfertigte Lasursteine, die jede chemische Prüfung aushielten, und war der erste, welcher kolorierte Kupfertafeln sogleich abdruken liefs. Eine Menge anderer Erfindungen folgten sich bei ihm überhaupt so schnell, dafs er selten Zeit behielt, sie durch gröfsere Anwendung zu verbreiten.

Ein einziger Mann der Art reicht oft hin, um über ein ganzes Land die höchste Fülle des Gewerbsreichthums heraufzuführen. Raymond von Sangro aber galt bei seinen Mitbürgern für einen der adelichen Müssiggänger, welche, statt ihre Zeit zu verschlafen, sie sich wenigstens durch chemische Kunststüke zu vertreiben suchen. Hätte er ihre Unterstüzung bei seinen Arbeiten nöthig gehabt, würde er sie freilich gezwungen haben, sein Verdienst anzuerkennen. So gieng er stille an ihnen vorüber, freute sich in seiner Werkstätte, und verzichtete auf die Achtung von Menschen, die er nicht achtete.

Jeder, dem in dieser Kirche ein Denkmahl errichtet ist, hat auch das Grab seiner Gattin neben sich. Auf demselben ist immer das Talent, oder die Tugend, welche sie am meisten übte, dargestellt; und wenn man diesen marmornen Zeugen glauben darf, so war die Familie Sangro jederzeit eine glükliche Familie. Die Selbstbeherrschung, die Aufrichtigkeit, die Schamhaftigkeit, die Mildthätigkeit u. s. w. sind wohl recht löbliche Eigenschaften, die Niemand, als die Kunst, in Verlegenheit sezen können. Ihr wird es schwer, sie bestimmt auszudrüken. Warum will man das aber auch? Alle diese Tugenden greifen ja in so viele andern ein, dafs sie sich auch im Leben nicht leicht allein hervorheben, und an Gräbern hat die Kunst alles geleistet, wenn sie nur dem Leben getreu geblieben ist.

Soll ich noch von den wunderbaren Statuen der Schamhaftigkeit und des Los-

machens vom Irrthum sprechen, welche sich in dieser Kirche befinden? Die erste scheint mit einem Schleier bedekt, der zwar dem Meissel des Künstlers, aber der Tugend, welche er darstellte, keine Ehre macht. Die zwote zeigt einen Menschen, der sich aus einem feinen Nez loszuwikeln strebt, das mit dem übrigen aus Einem Stük Marmor gearbeitet ist. Diese Arbeiten sind einzig in ihrer Art; aber sie zeigen, in Vergleich mit andern Werken Sanmartino's und Corradini's, daſs dem die Kunstschönheit ewig fern bleiben kann, der in der Künstlichkeit die Vollendung erreicht hat.

CXV. Kapelle des Täufers Johannes.

Johannes Pontanus, einer der erlauchtesten Männer des fünfzehnten Jahrhunderts, baute diese Kapelle, und ruht in derselben.

Es spricht uns hier ein merkwürdiger Mensch von grofsen Tugenden und Verdiensten um Erinnerung an. Ein Mann, der wegen vielseitigem und tiefem Wissen, neben schönster Bildung, unter die ersten seiner Zeit gehört; mit glänzendem Waffenruhm die höchsten Verdienste des Staatsmanns vereinigt; als einer der ersten und einflufsreichsten Diener von vier Königen, noch zärtlicher Gatte und guter Vater war — einen solchen Mann hat manches ganze Jahrhundert unter den Vielen, die es gebahr, nicht hervorgebracht.

Warum mufste so ein schönes Leben durch einen so häfslichen Fleken vergiftet werden, müssen auch die Besten einmal Zeugnifs able-

gen von dem Unbestand menschlicher Tugenden? Auf Pontanus lastet der gröste Vorwurf, welcher einen Menschen treffen kann. — Er heifst Undankbarkeit.

Vier Könige aus dem Hause Arragonien hatten ihn mit Wohlthaten und Auszeichnungen überhäuft. Als der gute Ferdinand II seine Krone an Karln VIII verlohren, war Pontanus niederträchtig genug, in Wort und That gegen seine Wohlthäter auszubrechen; niederträchtig genug, den öffentlichen Redner bei Karls VIII Krönung zum König von Neapel vorzustellen. Freilich versöhnte er diesen Fleken wieder durch die filosofische Ruhe, in welcher er sein Alter beschlofs, und durch das Gewicht so vieler anderer Tugenden und Verdienste. Aber ist er darum ausgelöscht?

Die Kapelle, in welcher wir stehen, wird durch eine Menge Denksprüche merkwürdig, die Pontanus auf die innern und äussern Mauren derselben sezen liefs, und welche als das

Resultat eines so wirkungsreichen Lebens alle Beherzigung verdienen. Ich will einige davon hersezen:

Die Verwegenheit ist nicht immer glüklich; die Klugheit nicht immer sicher.

Wer erlittenes Unrecht nicht vergifst, bedenkt nicht, dafs er ein Mensch ist.

Vergebens entgehst du dem Gesez, spricht dein Gewissen dich nicht frei.

Es ist nicht genug, dafs du allein ein rechtschaffener Mann bist; du mufst auch einen andern, dir ähnlichen, dem Vaterland erziehen.

Wie wahr und nüzlich besonders der lezte Spruch! Wir wollen mit seines Freundes Sannazar's Versen an ihn schliessen:

Salve, sancte senex, vatum quem rite parentem
Præfecit terris Delius Ausoniis.

Non te lethææ carpent oblivia ripæ,
Nec totum in cineres vertet avara dies.

Nec tibi plebejo ponetur in aggere bustum,
Niliacas dabitur vincere Pyramidas.

Quid tibi victrices expectas, Umbria, palmas?
Mœnibus has patriæ retulit ille meæ.

CXVI. S. Paolo de' Padri Teatini.

Als der heilige Dionys sagte:
Un Saint vaut mieux, que tous les dieux païens! hatte er wohl recht; denn sonst würden wir nicht so viele Kirchen sehen, welche auf dem Grund alter heidnischer Tempel gebaut sind.

Hier mufsten Castor und Pollux dem Apostel Paulus weichen. Dieser war aber gegen die zween edeln Brüder so artig, wenigstens einige Säulen stehen zu lassen, welche jezt ein ganz eigenes Portal für diese Kirche bilden.

Es ist gar nicht meine Absicht, meine Leser in alle Kirchen dieser Stadt zu führen, weil wir unsre Zeit besser anwenden können. Da sie aber einmal hier sind, so mögen sie immer den Gemählden des Solimena, des Vaccaro, Messimo und Aniello Falcone, und den Bildhauerarbeiten Fuga's und Andrea Fal-

cone's einige Blike schenken. Ich werde indefs mit meinem Freund meine Andacht vor Castor und Pollux verrichten.

CXVII. Kirche von S. Lorenzo.

Das gothische Gebäude dieser Kirche, dem der architektonische Geschmak verschiedener Zeiten sehr verschieden nachgeholfen hat, wurde um's Jahr 1265 von Karl I von Anjou gebaut.

Man wird in einer Stadt, wie Neapel ist, der Kirchen bald müde, und freut sich, wenn man ihren Besuch durch andre, als blos artistische Betrachtungen sich interessant machen kann. Wir wollen daher nicht bei den Bildsäulen des Johann von Nola, den Gemählden des Fansaga, und den merkwürdigern von Petrarka's Freund, dem Mahler Simon von Cremona, stehen bleiben. Sei unser Besuch den Erinnerungen an einen der grösten Geister seiner Zeit gewidmet, dessen Hülle unter diesem einfachen Steine ruht.

Gianbattista della Porta liegt hier mit seiner Tochter Cinthia und ihren Söhnen. Er

war einer der berühmtesten Männer des sechszehnten Jahrhunderts, ein tiefer Denker, erfindender Geist, und ruhiger in seinen Systemen, als Giordano Bruno, Vanini und Campanella. Er stiftete die Akademie de' Segreti, welche mit der Cosentina des Bernardino Telesio, die erste in Europa war, und bald so viele Nachahmung gefunden hat.

In seiner Magia naturale eröfnete er seinem Zeitalter eine reiche Fundgrube neuer Gedanken, gab überraschende Ansichten, welche die Nachwelt verfolgt hat, und säte viele Keime aus, die nachher aufgegangen sind. Minder bekannt, aber schäzungswerth, sind seine Bücher de Villa; merkwürdig, wegen der Aehnlichkeit der Untersuchung mit den Spekulazionen unsrer Tage, sein Werk über die Aehnlichkeit der Thier- und Menschenköpfe. Im Fach der schönen Wissenschaften stellte er mehrere gute dramatische

Arbeiten auf. Viele schreiben ihm die Erfindung des Teleskops zu.

Glüklicher Porta, dem sein Zeitalter mehr Gerechtigkeit widerfahren liefs, als den oben genannten, unglüklichen Männern! Neben deinem Grabe stehen die stolzen Sarkophage mehrerer Fürsten, von denen sich wenig sagen läfst, als dafs sie gelebt haben. Gedankenvoll weilt der Wanderer bei dir, und geht leise vorüber an der Asche des Kreuzfahrers, der in seiner Grabschrift ihn um Ruhe bittet:

Quisquis es, hoc te sepultus rogat, sua ne moveas ne inquietes ossa, ut qui vivus nunquam quievit, saltim quiescat mortuus! *)

Ruhe aus, frommer Waller!

*) Wer du auch seist, Wanderer! der unter diesem Steine liegt, bittet dich, seine Gebeine nicht zu beunruhigen, dafs der, welcher im Leben keine Ruhe fand, sie wenigstens im Tode finde.

CXVIII. Kirche von S. Chiara.

Auf diese, sehr prächtige Kirche hat man mit Recht das Wort angewendet, welches Apelles dem elenden Mahler sagte, der eine Helena im Prachtgewande dargestellt hatte: „Du kannst sie nicht schön machen, und machst sie reich dafür."

Im achtzehnten Jahrhundert verwendeten die Nonnen, welchen diese Kirche gehört, ungeheure Summen zu ihrer Verschönerung. Ehmals war sie ganz von Giotto, al fresco gemahlt gewesen; allein man übertünchte diese Gemählde zuerst mit weisser Farbe, um das Gebäude heller zu machen. Nachher vergoldete man sie, um sie zu verschönern, und eines ist so gut gelungen, wie das andre.

Sie enthält indefs immer noch Merkwürdigkeiten genug. Die schaulustigen Reisenden machen wir hauptsächlich auf die beiden gewundenen Säulen vor dem Hochaltar auf-

merksam. Sie sind vielleicht das Seltenste, was die Architektur aus dem Alterthum aufbewahrt, und nach der Versicherung von Leuten, welche Glauben verdienen, weil sie selbst viel Glauben haben, aus dem Tempel des Salomo übrig.

Die ächten Freunde der Kunst verweisen wir auf eine antike marmorne Urne in der ersten Kapelle rechter Hand, und auf das sinnreiche Bild am Grabmahl des Herzogs Karl von Kalabrien, wodurch der Bildhauer Masucci die Verdienste desselben um die Ruhe des Königreichs verewigt hat. Damals war der Kampf zwischen den Starken und den Schwachen noch blutiger, als heutzutage, das Volk noch gedrükter vom Adel. Daſs Karl als Generalvikar des Reichs dem Uebel abhalf, beweisen das Lamm und der Wolf, welche beide aus der Schale trinken, die zu des Herzogs Füſsen steht.

Von Giotto ist nur noch eine heilige Jung-

frau übrig; und auch an ihr ist eine neuere Hand sichtbar. Die übrigen vielen Gemählde sind von Conca, Bonito, Pantozzi, Majo, la Mura, Lanfranco, Sarnello und der Schwester Luisa Capomazza.

Unter den Grabmählern ist manches als Kunstwerk, sind mehrere durch die Personen, deren Andenken sie aufbewahren sollen, merkwürdig. In einem ruht König Robert von Anjou, der grofse Beschüzer der Wissenschaften und Freund Petrarka's. Ueber dem Sarkophag liegt er in doppelter Kleidung, auf der einen Seite im königlichen Gewande, auf der andern im Minoritenkleide. Nicht weit davon ist sein Sohn Karl, Herzog von Kalabrien, begraben. Andere Monumente, welche wegen Mazzocchi's schöner lateinischer Inschriften Aufmerksamkeit verdienen, übergehen wir, um zu einem Grabmahl zu kommen, dessen hauptsächlichste Merkwürdigkeit darin besteht, dafs es nicht mehr da

ist. Es sollte das Andenken des neapolitanischen Dichters Antonio Epicuro erhalten, und hatte folgende Inschrift:

Antonio Epicuro Musarum alumno

Bernardinus Rota

Primis in annis studiorum socio posuit

Moritur octuagenarius unico sepulto filio.

I nunc, et diu vivere miser cura.

MDLV.

Irgend ein eben so gelehrter Aufseher, als jener kunstverständige war, welcher die Gemählde des Giotto übertünchen liefs, nahm Aergernifs an dem Nahmen Epikur. Sei es, dafs er den hier Begrabenen für den griechischen Filosofen jenes Nahmens, oder wenigstens für ein Glied der so grob mifsverstandenen Sekte hielt; das Grabmahl wurde vertilgt. Aber Antonio's Nahme lebt darum doch noch in den Annalen der neapolitanischen Poesie.

CXIX. Die Katakomben.

Ein Geschlecht mächtiger Maulwürfe scheint die Sandsteinberge, auf welchen Neapel steht, durchwühlt zu haben. Wo man in dieser Stadt auftritt, da fühlt man es hohl. Grofse Grüfte, die man nicht mehr kennt, ziehen sich unter den grösten Palästen hin; diese mögen wohl ruhen über der ungeheuren Gruft, in welcher die Naturrevoluzionen dieser abentheuerlichen Gegend kochen. Vielleicht ist da ein grofses Grab bereitet, um dereinst zu verschlingen Gräber und Todte und Lebendige, und die ganze lebensvolle Stadt.

Es hätte uns bange sein dürfen, als wir mitten in den dunkeln Grüften waren, und Fakel und Licht uns verlöschten. In der Finsternifs liefs uns der gnomenähnliche Führer stehen, und tappte fort, sein Licht wieder anzuzünden. Nur die Lebendigen können schaden, und man fürchtet sich doch eher

vor den Todten. Einige von unsrer Gesellschaft hatten recht sehr bange.

Wir sahen das Lämpchen in der Ferne erscheinen. Langsam schwebte es herauf den dunkeln Gang, und warf nur schwaches Licht auf die Gräber. Endlich war es bei uns, und wir sezten nun mit mehr Vorsicht unsern Gang fort.

Regelmäfsiger und weiter sind diese Katakomben, als die von Rom; aber an Regelmäfsigkeit und Ernst kommen sie denen von Syrakus weit nicht nahe. Hier sind es meist breite hohe Gänge, die sich neben einander hinziehen, und häufig in grofse Säle endigen. Die Gräber sind nicht tief und perspektivisch hinter einander gestellt; meist nur eins oder zwei. Die Gänge und Säle vergleichen sich einer leeren Büchersammlung. So waren die Särge über einander gestellt, die jezt vermodert sind. Nirgends aber sah ich noch so viele Knochen, wie hier. Der Führer über-

redet den Leichtgläubigen ohne große Kunst, daſs es die Reste unglüklicher Fremden seien, welche hier erschlagen worden wären; und wo man unter Gräbern steht, nur die Luft der Grüfte einathmet, glaubt man leicht Alles, was vom Tode erzählt wird.

Manche der Kammern haben noch kleinere unter sich, welche Familiengrüfte gewesen sein mögen. Vielleicht, daſs eine zu eng geworden ist, und daſs man für die Gebeine, so man von den verwandten Gebeinen nicht trennen mochte, die nächste Wohnung gesucht hat.

Ueber der Abtheilung, in welche man hineintritt, ist noch eine zwote, ganz wie die untere eingerichtet. Viele Gänge führten nach allen Richtungen in fernere Gewölbe. Man hat sie zugemauert, weil sich hier das schlechte Gesindel der Stadt aufzuhalten pflegte, und jeden Unfug ungestört verüben mochte. Der Führer versichert, daſs sie bis

nach Apulien, Andre nach Puzzuoli und wohl gar nach Rom geführt haben. Aber die sonstigen Erklärungen, die er gibt, verschaffen seinen Aussagen keinen grofsen Glauben. Gegenwärtig ist ihr Umfang nicht mehr sehr grofs.

In einer Abtheilung ist ein langer Gang ganz mit Menschenknochen ausgefüllt. Noch erkennt man Stüke von Kleidern darunter; denn die Verwesung ist nicht ganz vollendet. Sie sollen die Ueberbleibsel einer Pest sein, welche einst in Neapel gewüthet hat.

In vielen der Grabnischen, die ehmals übertüncht waren, sind noch Spuren sehr alter Gemählde. Mehrere stellen christliche Legenden dar: in andern erkennen sich römische Costums und eine bessere Zeichnung. Ausser den antiken Gemählden der Städte am Fufse des Vesuvs und einiger wenigen, in Rom befindlichen, dürften diese wohl die ältesten sein.

Mit ganz eigenen Empfindungen kann der gute katholische Christ in diesen Grüften herumwandeln. Für ihn ist hier mancher Heilige gestorben. Selbst einen steinernen Stuhl zeigt man ihm, worauf der heilige Januarius öfters geessen hat, und von dem der Führer ganz richtig bemerkt, daſs er aus einer Zeit sei, wo der Luxus in den Stühlen noch nicht so weit getrieben war, als heutzutage. Unter Allem, was er sagte, glaubte ich ihm dies am liebsten.

Andre Eingänge in die Katakomben, welche wohl auch mit diesen zusammenhängen, gibt es in andern Gegenden der Stadt. Diese sollen aber die geräumigsten sein. Der Eingang von ihnen befindet sich in der Kirche S. Gennaro de' Poveri, deren Boden zum Theil mit Inschriften gepflastert ist, welche in den Gräbern gefunden wurden.

CXX. Villa reale.

In diesem Lande wäre es so leicht, die gefällige Natur für Anlagen öffentlicher Spaziergänge und Vergnügungsorte zu gewinnen. Man hat sich aber wenig Mühe gegeben, und Villa reale ist in Neapel der einzige Ort, welcher in einer solchen Absicht angelegt ist.

Es ist ein länglichtes Viereck, das auf der Landseite mit eisernen Gittern eingefaſst, sich neben der Chiajastraſse am Meere hinzieht. Man hat von da die Aussicht auf den ganzen Golf, den Vesuv, das Posilipogebirge und einen groſsen Theil der Stadt. Beim Haupteingang steht ein Wachhaus und ein Kaffee. Zwischen den Gängen sind schmale Geländer mit Buchs umgeben. Auf beiden Seiten stehen Gerüste, an welchen man Reben hinaufgezogen hat, die keinen Schatten geben. Die Anlage wurde im Jahr 1779 angefangen,

und erhielt den stolzen Nahmen der Thuillerien, heifst aber allgemein die Villa reale.

Vor der Revoluzion erhielt dieser Plaz durch die Art, wie man ihn benuzte, ganz eigene Reize. Zween Monate des Jahrs hindurch wurde er nach Sonnenuntergang beleuchtet. Eine schöne Musik von Blase-Instrumenten mischte sich in das sanfte Getöse der Wellen; eine Menge Tische mit verkäuflichen Dingen aller Art standen auf den Seiten. Die ganze schöne Welt fand sich hier ein, um die herrlichen Sommernächte dieses Landes auf die romantischte Weise zu geniessen.

Das ist nun nicht mehr. Die Geländer werden nicht mit Sorge unterhalten; keine Musik, keine Beleuchtung lokt das Volk hieher. Nur des Winters, an Sonntagen, sieht man oft eine mittelmäfsige Anzahl von Menschen.

Die gröste Merkwürdigkeit dieses Orts ist

die Gruppe des farnesischen Stiers, welche in der Mitte desselben auf einem, in einen Brunnen gestellten Piedestal ruht. Bekanntlich ist es eins der grösten Werke, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben sind, und noch nicht nach seinem wahren Werth erkannt.

Es ist wohl kein Zweifel, dafs es dasselbe Kunstwerk ist, von welchem Plinius (XXXVI. 4, 10.) sagt: Zethus et Amphion et Dirce, et Taurus vinculumque ex eodem lapide, Rhodo advecta, Opera Apollonii et Taurisci. Es stand in dem Hause des Asinius Pollio, wurde unter dessen Ruinen wahrscheinlich begraben, und befand sich, nachdem es wieder gefunden wurde, unter den Kunstschäzen des farnesischen Hauses, sehr schlecht und eng gestellt, zu Rom, bis es mit diesen nach Neapel wanderte.

Es stellt die Rache vor, welche die beiden Brüder Amphion und Zethus für ihre Mutter

Antiope an ihrer Nebenbuhlerin Dirce nehmen, (wie sie von Properz in der 13ten Elegie seines dritten Buchs beschrieben ist) und enthält mehr Figuren, als für die Darstellung dieser Begebenheit nöthig wären.

In dem Blok soll man den Berg Cithäron erkennen; und um dies zu erleichtern, hat der Künstler den unglüklichen Gedanken gehabt, ihn auf allen Seiten mit Basreliefs zu überladen, welche die ganze Naturgeschichte desselben enthalten. Auf seiner Spize stehen die beiden Brüder. Zwischen ihnen erhebt sich der Stier in mächtigem Widerstand gegen die Helden, welche ihm die Strike an die Hörner zu befestigen bemüht sind, woran Dirce gebunden werden soll. Unten vor dem Stier liegt das verzweifelnde Weib, im Aufzug einer Bacchantin.

An diesen Figuren hätte es dem Künstler genügen dürfen. Aber wir haben schon gesehen, welch unnöthige Mühe er sich gegeben

hat, um den Berg Cithäron recht deutlich zu machen; er schweift auch hier zum Ueberflusse aus.

Hinter dem Berge steht noch Antiope, die Mutter der Beiden, um Zeugin ihrer Rache zu sein. Von vorne her sieht man sie gar nicht. Dafür erblikt man aber noch einen Hirten, welcher mit Grausen erfüllt zu sein scheint, und von Einigen der Genius des Bergs, von Andern anders benannt worden ist.

Man sieht, dafs die Gruppe unglüklich komponiert ist, und von keiner Seite den Anblik aller Personen gestattet. Sehr imponierend sind die drei höchsten Figuren, welche die Spize der Pyramide bilden, und mit vieler Wahrheit dargestellt. Die übrigen alle könnten wegbleiben, weil sie nicht klar sind; Dirce allein ausgenommen.

Dieses Kunstwerk hat sehr durch die Zeit gelitten, und der Restaurazionen sind viele. Von Dirce ist der Kopf, die Arme und die

Brust bis zum Nabel modern. An den Brüdern sind nur die Rümpfe und ein Bein antik. An dem Stier sind die Beine von neuer Hand. Ganz unverlezt aber ist die kleine, von Grausen bewegte Figur im Vordergrund.

Offenbar ist diese Arbeit nicht aus den schönsten Zeiten der Kunst, und manches daran der Restaurazion nicht ganz unwürdig. Man hat es, ehe man es aufstellte, geraspelt, um ihm ein neues Ansehen zu geben, und wird, wenn man es hier, unter freiem Himmel und der zehrenden Seeluft ausgesezt, stehen läfst, noch manchmal in den Fall kommen, es thun zu müssen, bis es ganz aufgerieben ist.

CXXI. Grotte von Posilipo.

Die Menschen haben so wenig Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, dafs das Grofse in ihren Augen bald zum Wunderbaren wird, die ungewöhnliche That nur durch den Einflufs übermenschlicher Kräfte verrichtet werden kann. Diese Grotte, welche in einer, eine Drittelsmeile lang mitten durch einen hohen Berg gehenden Strafse besteht, ist, nach der Tradition, von Virgil durch einen Zauberschlag gemacht worden. Wem es an diesem Wunder nicht genügt, der kann noch den Juden Benjamin von Tudela *) nachschlagen, und bei ihm mit aller Ernsthaftigkeit erzählt finden, dafs sie ein Werk des Romulus sei, welcher sich hier vor dem feindlichen Einfall sichern wollte, womit ihn Königs Davids Armee, unter Joabs Anführung, bedrohte. — Es ist doch gewifs, dafs es kei-

*) *Itinerar. hierosol.*

nen Unsinn gibt, welcher nicht schon von Gelehrten behauptet wurde!

Ein grofses Werk ist diese Grotte, und bewundernswürdig der menschliche Fleifs, welcher es ausführte. Sie ist sehr alt, denn Seneka beschreibt sie schon; hat aber in neuern Zeiten viel mehr Höhe und Breite, eine Oefnung von oben und eine Kapelle in ihrer Mitte erhalten.

Es ist ein eigener Anblik, Nachts an der einen Oefnung zu stehen, während an der andern eine Fakel erscheint. Aber es wird ein grofses, herrliches Schauspiel, wenn die Sonne in ihrem Jahrslauf einmal bei ihrem Untergang gerade vor die westliche Oefnung zu stehen kommt. Die Grotte wird dann zum ungeheuren Teleskop, durch welches man in den Feuerhimmel blikt, hinter welchem der Himmel Gottes und seiner Seligen ruht.

Ich habe das gesehen, und es war mir,

wie Benvenuto Cellini, da er voll des wunderbaren Gesichts, so er im Gefängnifs gesehen, ausrief: gebt mir Wachs oder Papier, dafs ich die Herrlichkeit Gottes ausdrüken kann, die ich erblikt habe!

O welche Pracht und Schönheit hat die Natur auf diesen Erdflek ausgeschüttet! Was die geschäftige Fantasie nur träumen kann, ist hier wahr, und die Wirklichkeit der Dichtung so ähnlich, dafs man beide oft kaum zu unterscheiden vermag.

CXXII. Virgils Grab.

Das ganze Posilipogebirge war im Alterthum mit reizenden Villen umkränzt, und Virgil, Cicero, Marius, Pompejus, Pollio und Lukullus freuten sich hier der herrlichen Natur und des freundlichen Lebens. Heutzutage ist der Berg mit Kirchen und Klöstern bedekt. — Alte und neue Zeit!

Ende der Klagen *) nannten die Alten diese schöne Gegend. Ende der Klagen — hier ist Virgils Grab! Aber wir wollen hier nicht betrachten, wie in Gräbern sich alle Klage endigt. Nech jammert Dido um den untreuen Aeneas; ihr Holzstoſs ist hoch aufgelodert zum ungerechten Himmel, aber wir weinen noch mit ihr. Der Besuch von Virgils Grab soll ein froher Gang sein. Die Sänger singen, daſs wir uns freuen. Virgil

*) ἀπο της παυσεος της λυπης.

stirbt nie; er hat uns das Beste, was er hatte, zurükgelassen.

An dem steilen Berg, wo tief unten die Strafse sich in die berühmte Grotte von Posilipo verbirgt, liegt das kleine Gewölbe, in welchem Virgils Asche aufbewahrt wurde. Oben spielen Tannen und Ulmen mit den fröhlichen Winden; Rebenstöke prangen in herrlicher Fülle umher; Feigenbäume schütteln ihre süssen Früchte über das Heiligthum; ein Lorbeerbaum krönt seine Kuppel, und Alles sagt dir, dafs hier ein Mann schlummere, dem die Natur treu und hold war.

Horaz sagt einmal von ihm und Varus, beide seien die reinsten, kindlichsten Gemüther gewesen; und wenn der lebensfrohe Mann das sagte, so hörten ihn August und Mäcenas, so dürfen wir es glauben, wenn es uns auch seine Werke nicht selbst verriethen. Seine Asche ist nicht mehr hier *). Wohin

*) In einer der ältesten Beschreibungen von

die Urne gebracht wurde, ist allen Nachforschungen entgangen. Theuer und verehrt war sie zu allen Zeiten. Virgils Nahme ist alle Jahrhunderte hindurch bei den Bewohnern

Neapel (Descrizione dei luoghi più sacri della città di Napoli atr. da Pietro de Stefano, napolitano. Nap. 1560. 4.) ist S. 85. von Virgils Grab die Rede, und heifst es von dem, heutzutage sogenannten Gewölbe: Dentro la qual vi era una urna di marmo con le ceneri di Virgilio, nella quale vi erano scòlpiti li sotto scritti versi, ch' esso compose predicando quello havea a soccedere, come dopo advenne. Jo ho visto l'urna, e li versi scolpiti, ma non le ceneri; li versi son questi:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope; cecini pascua, rura, duces.

Ziemlich spät also ist die Urne weggekommen. Die Verse stehen noch da. Dafs erstere so lange verschont blieb, erklärt das Lokale leicht; indem der Zugang sehr schwer ist, und vielleicht lange ganz überschüttet und verwachsen war.

dieser Gegend ein lieber Nahme geblieben. Nur hat sich um die reine Verehrung eine Kruste der Zeit angesezt, und der redliche Sänger ist dem neapolitanischen Pöbel ein weiser, wohlthätiger Zauberer geworden.

Wer Virgil'n mit aller Liebe und tiefem Gefühl ein Grabmahl errichten wollte, würde es hier thun. Und dennoch hat es Gelehrte gegeben, welche unter den tauben Nüssen, die sie aufknakten, auch diese mischten, und zu beweisen suchten, Virgils Grab sei auf der entgegengesezten Seite der Stadt am Vesuv gewesen. Wäre es Cluver'n mit seinen Beweisen so gut gelungen, als es ihm nicht gelang, ich würde dennoch sagen: hier ist Virgils Grab, und sonst nirgends! und ihm noch dazu wünschen, was la Motte le Vayeur einst einigen Gelehrten gewünscht hat: Dieu vous fasse la grace, de dévenir moins savant!

CXXIII. Virgils Schule.

An einem schönen Abend bestieg ich im Hafen von Neapel eine kleine Barke, ohne gerade bestimmt entschlossen zu sein, wohin ich wollte. Zween Ruderer leiteten sie; wir waren ausser dem Hafen, ehe ich mich noch entschieden hatte.

Rudert nach der Schule des Virgils, antwortete ich endlich auf ihre Fragen. Es war ihnen selbst lieb. Munter plätscherten die Ruder; die Gebirge, welche den Golf umschliessen, lagen im Rosenflor des Abends da; unzählige Barken flogen zum Fischfang hinaus; mehrere Segel an des Horizonts Linie waren sichtbar, alle bepurpurt von der untergehenden Sonne.

Die grofse, lärmvolle Stadt schwebte neben mir hin, meine Barke schien stille zu stehen. Es gibt Augenblike, wo auch die gewöhnlichsten Erscheinungen ungewöhnliche Empfindungen und Gedanken weken.

Wir kamen an bei der Schule des Virgils. Es war eine etwas gröſsere Grotte, in welcher man der Menschen Hände erkannte. Die sich weiser dünken, nennen sie einen Tempel der Venus, und gerne mag man glauben, daſs die Göttin der Schönheit bei ihrem ersten Tritt ans Land, den Fuſs, unter welchem Rosen und damals noch Lilien aufsproſsten, in ihren Tempel sezte.

Virgils Schule nennt sie der gemeine Mann. Wir fanden einen alten Fischer drin sizen, der gerade an einem Neze knüpfte.

Er grüſste mich freundlich, und arbeitete fort. Ich gieng umher, und sah still hinaus auf die See. Sie müssen sich von diesem Alten erzählen lassen, sagte mir der jüngere von meinen Ruderern ins Ohr, er ist reich an wunderbaren Geschichten.

Ihr seid wohl oft hier, Alter, fieng ich an.

Oft und gerne, erwiederte er mir. Mein Vater hat da immer seine Neze geknüpft, sein

Vater hat es ihn hier gelehrt, und dieser wurde auch da von seinem Ahn unterrichtet. Hier neben an ist unsre Grotte, wo wir die Fische aufbewahren, die wir nicht verkaufen können, und das kleine Häuschen da unten, beim Palast der Königin Johanna, ist meine Wohnung. Wer weiſs, ob Virgil nicht selbst hier zuweilen mit dem Prinzen Marcellus Neze geknüpft hat? Er pflegte gerne zu fischen, und verstand es, Neze zu verfertigen, welche nie einen Fehlzug thaten.

Wenn wir doch auch solche Neze hätten, sagte einer der Jüngern leise.

Ihr müſst wohl mancherlei von Virgil wissen, frug ich ihn.

Wenigstens pfleg' ich viel davon zu erzählen, antwortete er. Man hört mir gerne zu. Ich bin ein alter Mann, Sie sind weit her gereist, haben viel gesehen, aber Sie können vielleicht doch Manches von mir lernen.

Das Alter ist immer lehrreich, die Jugend

lehrbedürftig, erwiederte ich. Ich habe die Bücher gelesen, die Virgil geschrieben hat; ich habe ihn darum sehr lieb gewonnen; ich gehe oft nach seinem Grabe, um mich da seiner recht lebhaft zu erinnern.

Sezen Sie sich dort auf jenes Mäuerchen, fuhr er fort. Da pflegte Virgil gerne zu sizen. Da hat man ihn oft mit dem Buche in der Hand liegen gesehen. Er war ein schöner, blühender Mann. Die Jugend hatte er sich erhalten durch Zauberkünste. Diese Mauren alle waren mit Kreisen und Linien bemahlt. Hier stand er dann mit dem Prinzen Marcellus, und lehrte ihn die Geheimnisse der Geisterwelt. Oft, beim schreklichsten Sturme, wenn sich kein Fischer hinauswagte, kam er auf einem Boote angefahren. Kein Ruderer fürchtete sich, sobald er im Kahn war; und wenn es am schreklichsten draussen tobte, war er am liebsten hier. Oftmals safs er oben auf dem Berge, und sah hinaus in den Golf.

Mancherlei hat er da geschrieben. Wohl mögen es Prophezeiungen gewesen sein; denn es war kein Sturm, den er nicht verkündigte. Da besuchte er dann die Gärtner und Feldarbeiter der Gegend, gab ihnen manchen nüzlichen Rath, und belehrte sie, unter welchem Zeichen das Saamenkorn am besten gedeiht. Oft wendete er auch Sturm und Gewitter, wenn es eben herabsteigen wollte vom Vesuv, durch einen kräftigen Spruch ab, und ganze Nächte sah man ihn hinschauen nach dem Berg, wenn es eben um seinen Scheitel blizte, wahrscheinlich im stillen Gespräche mit den Geistern desselben. Lange war man mit dem Gedanken umgegangen, eine Strafse von Neapel über den Posilipo zu führen. Da half er plözlich. In Einer Nacht war der Weg durch die Felsgrotte von seinen Geistern vollendet.

Man kann denken, wie mich diese Erzählung des Alten in Verwunderung sezte. Aber

lachen konnte ich nicht über den frommen Glauben, der den höhern Verstand und das mächtigere Wissen nur durch Wunder begreiflich finden kann.

So half er ein andersmal, fuhr der Alte fort, den Neapolitanern auf eine verwunderswürdige Weise. Die Müken hatten sich so stark vermehrt in der Gegend, als in Egypten zu Mosis Zeiten. Da verfertigte er eine grofse goldene Fliege, welche sich auf seinen Befehl in die Luft erhob, und alle die beschwerlichen Gäste verjagte. So waren einmal alle Quellen und Brunnen im ganzen Königreich durch zahllose Blutigel, die darin entstanden, gefährlich geworden. Durch einen grofsen Blutigel, den er aus Gold bildete und in einen Brunnen warf, half er auch diesem Uebel ab.

Der Alte hätte noch lange fortgefahren, aber es wurde ganz dunkel in der Grotte. Ich dankte ihm für seine Erzählung und fuhr zurük.

Die Ruder bewegten die See, daſs sie in tausendfältigem Flimmern erglänzte. Des Alten treuherzige Erzählung hatte mich nachdenkend gemacht. Sie rükte mir Virgils schönes Leben an diesen Gestaden vor die Augen des Geistes. Unwillkührlich führte sie mich immer wieder in die Grotte zurük. Welch eine schönere Lage könnt' es geben für eine Schule, als diese? Fern von dem Lärmen der geräuschvollen Stadt, liegt sie am Ufer verborgen. Ueber ihr auf dem Berge schattet ein reizendes Gebüsche; vor ihr wiegt sich die blaue See im weiten Golfe. Das Auge des Schülers, so es hinweggleitet über das Buch, trift die prächtige Häuserreihe von Neapel und den rauchenden Vesuv; da schweift es herab über die Gebirge, um auf die Insel Capri hinüber zu hüpfen. Nichts zu sagen von den Schiffen, die da gehen und kommen, an welche sich so manche wichtige Betrachtung über das Menschenleben anknüpfen läſst.

Sonderbar ist es, wie sich das Andenken Virgils in dem Munde der Bewohner dieser Gegend erhalten. Wie jede Sage, wenn sie Jahrhunderte fort von Munde zu Munde geht, in den Geist derselben gleichsam eingetaucht wird, so hat auch diese das Gepräge des Wunderbaren erhalten. Ich fand sie selbst durch die ältesten Kronikenschreiber des Landes bestätigt *). Virgil war in der Meinung des Neapolitaners ein grofser Zauberer, und gilt auch noch heutzutage bei dem gemeinen

*) In der sogenannten Cronica di Partenope, welche wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert von einem neapolitanischen Juristen Bartolomeo Caraczolo, genannt Carafa — wie es in einer Abschrift derselben heifst — in der Mundart des Landes verfertigt worden ist. Sie heifst öfters auch die Kronik von Giovanni Villani, weil der Verfasser derselben Vieles aus dem florentinischen Geschichtschreiber dieses Nahmens abgeschrieben hat.

Mann für solchen. Ich meine es auch; aber ich verstehe mich anders, als der Schiffer, den ich in der Grotte sein Neze knüpfend fand.

CXXIV. Palast der Königin Johanna.

Wenn man am Meeresufer von Neapel, da wo sich der Weg scheidet, und der eine nach der nahen Grotte von Posilipo, der andre nach der Kirche di S. Maria del Parto führt, wo Sannazars Asche ruht, auf diesem fortwandelt, so hat man im Anfang eine schöne, breite Strafse, auf welcher die Neapolitaner sich Abends in ihren Wagen hin- und herbewegen. Sie wird immer enger, je mehr man sich der sogenannten Grotta piccola nähert, die nichts anders, als ein Gewölbe ist, durch welches sich der Weg unter einem Gebäude durchzieht. Er eröfnet sich dann in eine, etwas weitere, sandigte Ufergegend, welche das gewöhnliche Ziel der Spazierenfahrenden ausmacht.

Sehr schön ist dieser Spaziergang. Man hat auf der einen Seite den ganzen Golf von Neapel vor sich liegen; auf der andern heb-

sich die steile Bergwand des Posilipogebirges in die Höhe, oben mit Bäumen bekränzt, und unter sich häufige Landhäuser bergend.

Von der genannten Ufergegend aus verengt sich der Weg an den Felsen so lange, bis er ganz aufzuhören scheint. Das Element hat sich da gewaltthätig an das Gebirge angedrungen, und über grofse, herabgestürzte Felsblöke sucht sich, bei ruhiger See, der Wanderer jezt seinen Pfad, da die lezten Stürme den engen Steg, der über sie wegführte, hinweggeschwemmt haben.

Eine kleine Landzunge nimmt den schmalen Pfad auf. Da liegen die Trümmer vom Palaste der Königin Johanna.

Das Gebäude ist nicht im grösten Styl gebaut, macht aber in seinem jezigen Zustand doch einen wunderbaren Effekt. Drei Stokwerke hoch, mit seinen vielen Fenstern und Thoren, oben mit Gras und Gebüsch überkleidet, und auf der einen Seite sich an den

Felsenberg von Posilipo anlehnend, auf der andern gerade ins Meer hineingestellt, bildet es eine Ruine, wie ich noch wenige gesehen habe.

Ein gröſserer Styl herrscht in der innern Einrichtung, und begünstigt die, übrigens ganz ungegründete Volkssage, daſs das Gebäude von der Königin Johanna II gebaut und bewohnt worden sei. Treppen und Gänge sind breit und hoch, die Zimmer ausserordentlich geräumig, und beinahe lauter groſse Säle. Der Architekt Cosimo, der es, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, für eine Fürstin aus dem Hause Carafa anfieng, aber nicht endigte, scheint die Anlage mit zartem Sinne für die herrlichen Aussichten entworfen zu haben, die sie beherrschen sollte. Die verschiedenen offenen Hallen auf der Seeseite fassen den Meerbusen von Neapel immer in verschiedenen Augenpunkten auf, und eine, in der Eke des Gebäudes, gegen Pozzuoli

angebrachte, scheint blos dem ruhigen Genusse der Natur geweiht zu sein. Nur das Vorgebirge von Massa, mit der fernen Insel Capri und den sanften Meereslinien bis an die Spize des Vorgebirges von Posilipo, wo es sich in lauter pittoresken Landzungen und Gebirgswohnungen gegen den Palast herzieht, sind hier dem Auge beinahe in einem Zirkelkreise sichtbar, den ich nur einem Spiegel mit einfacher, aber geschmakvoller Einfassung vergleichen möchte.

Die hohen, leeren Hallen machen, so wie man den Blik von der lieblichen Natur wegwendet, einen sehr ernsten Eindruk auf die Seele. Gerne glaubt man der Sage von der Königin, welche hier gewohnt, und hier für die wilden Leidenschaften ihres wollustathmenden Herzens gelebt habe. Jene Stimme der Vorzeit, welche sich vielleicht nur im Plaze geirrt hat, ist zu romanhaften Mährchen ausgebildet, und man zeigt noch den

Plaz, wo die Jünglinge ins Meer gestürzt wurden, wenn die Uebersättigung sie dem grausamen Weibe zur Last gemacht hatte. Grofse Kontraste sind dem Abentheuerlichen am allergünstigsten, und man wird eigen überrascht, wenn man die Höhe des Gebäudes erreicht zu haben glaubt, und mit einemmal in einen angenehmen Zitronenhain tritt, welcher sich auf den alten Gewölben angesiedelt hat. An vielen Orten sind diese zusammengestürzt, und man mufs mit Behutsamkeit herumwandeln, um nicht in heimliche Oefnungen zu stürzen.

Dieser hängende Garten zieht sich bis an die steile Felswand des Berges. Eine sehr jähe Treppe von etlichen fünfzig hohen Stufen hebt sich an derselben hinauf, und ich rathe Jedem, die Mühe nicht zu scheuen, um sie zu ersteigen. Reich wird sein Lohn sein, wenn er oben ist; denn von hier eröfnet sich ihm eine Aussicht, wie ich sie nur der schön-

sten, die ich kenne, von dem Theater von Taormina herab, vergleichen möchte. Gerade vor dem Blike liegt unten die schöne Ruine mit ihren vielen Hallen, welche zum Theil dunkel, zum Theil ganz offen, den blauen Meeresspiegel sehen lassen. Ihre Umrisse sind mit Gebüsch und Blumen bekränzt; ihre Mauren schliessen den Zitronenhain in die Arme. Rechts hinunter zieht sich das Gebirge von Posilipo, bis es sich gegen Neapel zu allmählig erhöht, und mit dem Castel von S. Elmo furchtbar auf die Stadt herabblikt, die sich an seinem Fuſse hinwendet. Das Castel del Uovo dehnt sich auf der schmalen Landzunge hinaus in die See, und läſst den Hafen nur in den Schifswimpeln ahnen, welche hinter den Gebäuden hervorragen. Aber das blaue Gewässer wogt von da bis an die Küsten von Portici, an welchen das schwimmende Auge landet, und den Vesuv hinaufsteigt, der es in der Rauchwolke über seine

Gebirgskinder wegträgt, bis sie am Vorgebirge von Massa sich ins Meer senken, aber in dem Felseneiland von Capri bald wieder auftauchen. Von da hat es lange Zeit keinen Punkt mehr, wenn es nicht auf den schwellenden Segeln eines nahenden Schiffes ausruht, und bequemer so sich gegen die Spize des Posilipo heranzieht, an welcher sich die Schule des Virgilius und zahllose Grotten und Landhäuser befinden, zu denen meist kein andrer Weg führt, ausser über das wogende Element. Mit dem Wunsche hebt sich das Auge auf den lieblichen Hügel, wandert mit ihm von Ruine zu Ruine, von Garten zu Garten, und kommt erfreut wieder bei den indianischen Feigen an, wo man sich niedersezen mufs, um eines der schönsten Landschaftsgemählde dieser überglüklichen Natur zu geniessen.

Wer Einmal hier gewesen ist, der kehrt wieder. Er wird die Verschiedenheit der

Tags- und Jahrszeiten zu benuzen wissen, und wenn er mit Grauen geniessen will, einmal bei Mondschein herkommen, um ein Nachtstük zu schauen, wie kein Mahler es mahlen kann.

CXXV. Campo santo.

Heiliges Feld! Hier ruhen die Todten. So nennt der Italiener mit lobenswürdiger Verehrung aller derer, welche heimgegangen sind, den Ort, wo alle Leiden, alle Freuden und alle Hofnungen begraben werden — nur Eine nicht, welche die schönen deutschen Ausdrüke Gottesaker, Todtengarten, andeuten, die Hofnung einer ewigen Fortdauer der menschlichen Seele, weil hier für die künftige Welt gesät wird.

Man begräbt in Neapel die meisten Todten in die Kirchen, indem der Aberglaube einen Trost darin findet, da zu ruhen, wo die Lebenden unaufhörlich für die Todten beten. Für die vielen Sterbenden des grofsen Hospitals der Unheilbaren wurde aber im Jahr 1762 ein eigener Gottesaker ausserhalb der Stadt, im Borgo di S. Antonio Abbate, angelegt, welcher in grofsen Sterbezeiten auch

für die übrigen Bewohner der Stadt genüzt wird.

Mehrere Cypressenalleen führen auf einen etwas erhöhten Plaz nach einer Kirche, neben welcher sich der Eingang in den Gottesaker öfnet. Dieser ist ein völliges Vierek, das mit einer Mauer umgeben ist. Hier befinden sich 366 ausgemauerte Gruben, deren jede mit einem genau passenden Steine verschlossen ist. Jeden Tag steht eine andre offen, um die Opfer desselben aufzunehmen; und daſs ja keiner dieser Schlünde gegen den andern zu kurz komme, ist auch für die Schaltjahre gesorgt.

Es war an einem schönen Abend, als ich einst auf der Mauer dieses Gottesakers saſs. Die Sonne warf eben ihre lezten Blike auf die schöne Erde. Ein Rosenflor lag auf den Fernen; ein mildes Purpurfeuer glänzte im Westen über das misenische Vorgebirge. Die Cypressen hoben sich in dieser Färbung; die

weissen Mauren des Gottesakers schimmerten in hoher Beleuchtung — es war mir, als ob der Vorabend eines grofsen Morgens wäre für die, welche hier ruhten. Die Augen meines Freundes glänzten in Rührung; stille drükten wir uns die Hände — die Natur sprach laut, aber mit sanfter Stimme zu uns: Nicht dasselbe Grab wird euch vereinigen; aber ihr werdet euch wiederfinden!

INHALT.

